Hermann Onden

Historischen politischen Alufsätzen und Reden

MATH

LIBRARY UNIVERSITY OF CALIFORNIA RIVERSIDE





Historischen politischen 21 ufsätzen und Reden von Hermann Onden

2.Band



München-Berlin 1914 Druck und Berlag von R. Oldenbourg

Inhalts-Verzeichnis

		Seite
Į.	Zur Genesis der preußischen Revolution von 1848	1
2.	Großherzog Peter von Oldenburg (1827 — 1900). Ein	
	Machruf	35
3.	Ein freund Bismarcks: Graf Alexander Keyserling	93
	Jum Gedächtnis Bismarcks. Unsprache, gehalten am	
`	zehnjährigen Codestage Bismarcks vor der Heidel-	
	berger Studentenschaft	117
5.	Bismard und fein Werf in der neuesten Geschichtschreibung	131
	Vom jungen Bismarck	149
	Bismard, Cassalle und die Oftrovierung des gleichen und	(1)
	direkten Wahlrechts in Preußen	157
	Zu Bismarck und Cassalle. Ein Schlußwort .	193
8.	Bennigsen und die Epochen des parlamentarischen Libe-	1,70
٠.	ralismus in Deutschland und Preußen. Vortrag, ge-	
	halten auf dem Deutschen Historikertage in Strafburg,	
	18. September 1909	197
0	Ludwig Bamberger	225
	Aus dem Cager der deutschen Whigs	220
η Ο .	I. Freiherr von Roggenbach	265
	II. Gustav freytag und Herzog Ernst von Coburg	274
	III. Gustav freytag und General von Stosch	281
	IV. Ludolf Camphausen	286
1.1	V. Mevissen	296
	August Reichensperger	303
12.	Mary und Engels	323
zia	chweise	381



1.

Jur Genesis der preußischen Revolution von 1848





an pflegt wohl die wissenschaftliche Erörterung der Probleme der preußischen Revolution mit dem Hinweis auf den Gegensatz zwischen den heute noch in unversöhnter Schärfe einander gegenüberstretenden Parteidogmen und der allmählich sich

flärenden "objektiven" Unschauung der Historiker einzuleiten. Nichts gewisser, als daß die politischen und geistigen Erben der Darteien von 1848 iene Ereianisse auch beute noch mit den Augen ihrer Däter ansehen und hüben wie drüben ihre Unsicht wie ein Schiboleth für die Orthodoxie ihres politischen Blaubensbekenntnisses hochhalten. Wo in den Debatten des preußischen Abgeordnetenhauses in den letten Jahren diese Dinge gestreift wurden, da war es, als wenn halbverschollene Klänge politischer Leidenschaft wieder auflebten und die alten feinde wieder in die Arena herabstiegen, zur Abwehr und zum Anariff gerüftet. Beide Parteien ohne das Dermögen und ohne die Neigung, die andere in ihrer histo= rischen Stellung zu begreifen: zwischen den Schlagworten zur Bezeichnung der Revolution, dem inneren Jena, dem verdammungswürdigen Jahre der Schmach, und den großen Errungenschaften der preußischen Sturm- und Dranaperiode liegt ein so weites feld, daß man vergeblich nach einem Wege gegenseitiger Verständigungsmöglichkeiten sucht. Das Aufwecken der alten Erinnerungen diente vielmehr dazu, die Parteien nur veraeffen zu laffen, daß fie beute längst auf einem gemeinsamen Boden stehen, daß ihr Widerstreit nicht mehr wie vor einem halben Jahrhundert den Kampf der extremen Prinzipien darstellt, sondern in Wirklichkeit zu einem lebendigen Gärungsstoff der Verfassung des preukischen Staates geworden ist: gleichwie die Whigs und Tories, seit 1688 aus der Antinomie der Extreme herausgedrängt, in den Kreis des Bestehenden verwiesen wurden und seitdem bei aller fortdauer des Streites den inneren Begensatz auszugleichen begannen.

Um so mehr sollte es Aufgabe und Pflicht der Geschichtsschreibung sein, den Gegensatz parteipolitisch befangener Aberzeugungen in einer höhern Instanz der Erkenntnis aufzulösen und eine den Kern der Dinge treffende historische Auffassung zu begründen: frei von Neigung und Eifer zu

begreifen, was die Parteien des Tages nicht billig zu beurteilen vermögen. Man kann nicht gerade fagen, daß sie für diese Anfaabe noch aar nichts aetan hätte. Gewiß haben die bistori= schen Studien es vermocht, durch sorafältige Sammlung und Sichtung des Quellenmateriales eine Reihe von Vorgängen in der Revolution von der legendarischen Verdunkelung zu reinigen und in gesicherter form vor die Augen zu stellen - wobei man leider beobachtet, daß die von der Wissenschaft zerpflückten Parteimärchen in der öffentlichen Meinung munter weiter leben. Aber das sind nur die niederen funktionen der historischen Methode: die höhere Aufaabe ist, das Verständnis der wirkenden Kräfte in der großen Auseinandersetzung der Elemente des prenfischen Staates mit den Mitteln bistorischer Unalvse zu erschließen, die Handlungen der leitenden Männer im innern Jusammenhange zu erkennen und damit erst zur unbefangenen Würdigung der einzelnen Vorgänge und des Gesamtverlaufes vorzudringen. Diese Aufgabe scheint mir von der historischen Wissenschaft noch nicht gelöft zu sein. In der Beurteilung der Märzereignisse besteht keineswegs eine Übereinstimmung auch nur über die fragestellung bei wichtigen Kontroversen, über die formnlierung der einschneidendsten historisch-politischen Probleme. Infolgedessen sind kaum ernstliche Versuche der Auseinandersettung unternommen, so daß in der Wissenschaft nicht minder parallele Reihen unterschiedener Sösungsversuche nebenander herlaufen als in der politischen Tradition. Es drängt sich auch in die Geschichtschreibung etwas von dem dogmatischen Charafter der parteipolitischen Sätze und damit der Neigung, zu richten, wo man lieber erst verstehen sollte. Daran leidet 3. 3. selbst die für weitere Kreise einflufreich gewordene Darstellung H. v. Sybels mehr, als der Con ruhiger Objektivität auf den ersten Blick verrät.

Auch dem neuerdings erschienenen Buche von Wilhelm Busch¹) kann ich keinen fortschritt in der angedeuteten Richtung zuschreiben. Es bewegt sich, was Auffassung und Einzels

¹⁾ Wilhelm Busch, Die Berliner Märztage von 1848. Die Ereigenisse und ihre Aberlieferung. München und Ceipzig, Oldenbourg, 1899.

forschung betrifft, durchaus in den von Sybel vorgezeichneten Bahnen. Besonders in der Untersuchung einiger Kontropersen über Einzelheiten des 18. und 19. März ist Busch noch über seinen Vorgänger hinausgediehen, in selbständiger und solider Forschung dessen Resultate nachprüsend und mit Hilse neueren Materiales ergänzend. Für die Feststellung des äußern Tatsachenbestandes ist somit sein Buch von Verdienst und durch seine saubere Irbeit berusen, manche zähelebige Cegende beseitigen zu helsen, es sch ein t für einige Teit das letzte Wort dessen zu sprechen, was die historische Methode, wie sie einmal angewandt ist, aus der immer noch wachsenden Flut der Teugnisse als "Wahrheit" ermitteln kann.

Das Buch von Busch zerfällt in zwei Teile: eine Darstellung, die Revolution und der König, die nach rascher allsgemeiner Einführung die Ereignisse der Woche vor der Revolution und ganz eingehend die des 18. und 19. März behandelt, und eine Untersuchung, nach einer Nbersicht über die Überslieferung Ansähe zu einer Kritik der Quellen, an einzelnen Problemen durchgeführt. So werden die Ereignisse vor dem Schloß am Mittag des 18. März, die Ereignisse im Schloß am Morgen des 19. März bis zum Rückzugsbesehl, der Besehl zum Rückzug der Truppen und seine Aussührung, schlößelich der Fluchtplan des Königs eindringlich untersucht, zum Teil also dieselben Fragen, die schon Sybel gleichzeitig mit der Darstellung in seinem großen Werke einer gesonderten kritischen Behandlung unterzogen hat.

Treffend bemerkt ein Rezensent, daß das Interesse Zusches wohl von eben dieser kritischen Untersuchung ausgegangen sein dürfte. Der Charakter seines Buches, in Inlage und Ökonomie, ist damit gekennzeichnet. Man sieht in der Darstellung eben diesenigen Partien, denen die Einzelunterssuchungen zugrunde liegen, durchaus in den Vordergrund gerückt, andere Fragen dagegen zurückzeschoben oder kaum gestreist. Vor allem aber: die allgemeine Einsührung erweckt überhaupt den Eindruck, als wenn sie erst nachträglich um die Untersuchung der Jusammenstöße am 18. und 19. März

herumkomponiert wäre, statt ihrerseits Leitmotiv und Schlüssel zum Verständnis der Krisis zu bringen. Den Ausgangspunkt der Sonderuntersuchungen bildet nicht eine ins Innerste dringende Würdigung der Antriebe der Politik Friedrich Wilhelms, sondern der mit fast voraussetzungsloser kritischer Methode abgewandelte Versuch, herausgegriffene Detailsfragen gewissermaßen durch ein exaktes Teugenverhör zu lösen. Dieser Standort scheint mir nicht richtig gewählt zu

sein: in den Dingen, statt über den Dingen.

Schon allein die Beschaffenheit der Teugnisse, aus denen die historische Wahrheit gleichsam destilliert werden soll, hätte Bedenken gegen den eingeschlagenen Weg erwecken müssen. Die Teugnisse über die Märztage sind durchweg Cebensäußerungen derselben politischen Kräfte, deren Jussammenstoß die Katastrophe bringt: sie sind daher erst richtig abzuschätzen, wenn man diese Kräfte verstehen gelernt hat, nicht aber imstande, uns von sich aus zu deren Derständnis zu leiten. Ihre Eigenart, als Ganzes genommen, besteht vielmehr darin, daß wir unmittelbar aus ihnen über den Ursprung und den Verlauf der Revolution außerordentlich wenig lernen können.

Danach lassen sich die der Quellenkritik gestellten Aufsgaben bestimmen. Die von Busch gegebene Kritik, Einteilung und Charakteristik der Quellen bleibt wesentlich bei einer äußerlichen Anordnung stehen, ohne die Hauptfragen übers

haupt in Angriff zu nehmen.

Eine wirkliche Scheidung und Wertung der Quellen, 3115 mal wo sie auf Männer an leitender Stelle zurückgehen, läßt sich nur aus der vollendeten Kenntnis dieser Männer herans geben. Die politische Stellung der Berichterstatter ist ein wichtigeres Kriterium als das der Gleichzeitigkeit. Man sieht dann sofort, daß diese einzelnen Berichte nur die ins Gebiet der literarischen Kontroverse übertragene Fortsetzung von Gegensätzen enthalten, die vorher in der praktischen Politik tätig waren. Unter diesem Gesichtspunkte sind die Jusammenshänge der Quellen untereinander zu ermitteln.

Ein Beispiel. Die erste kompilatorische Zusammenfassung der ganzen Ereignisse unter einem höhern politischen

Besichtspunkt, und zwar in ausgesprochenster Parteigesinnung, geschieht in Heinrich Leos "Signatura temporis" (November 1848), die im Januar 1849 ohne Mennung des Verfassers von der Kreuzzeitung zur Verteilung gebracht wird. Und tatfächlich ist sie kaum das Werk eines einzelnen, eber das gemeinsame Werk der Kamarilla, die gleichzeitig ihren ersten Sieg durch die Berufung des Ministeriums Brandenburg erfochten hat: in demselben Moment, wo die Dartei sich durchsett, sorat sie soaleich für die bistorioaraphische Festleaung der Vergangenheit in ihrem Sinne. In den Quellen Leos gebort nicht, wie Busch meint, der Polizeipräsident von Minutoli — der politische Standpunkt beider ist sehr verschieden und es fehlt an jeder persönlichen Beziehung zwischen ihnen —: vielmehr ist gerade an den Stellen, wo Busch diesen Gewährsmann sucht, die wirkliche Quelle nachweisbar: die damals bereits begonnenen Aufzeichnungen des Generals Ceopold von Gerlach. Dieser ergählt selbst (1, 236), daß er bei der ersten Vorlesung des Manustripts am 8. November sofort einiges verbessert und dann dem gesinnungsverwandten Historiker seine eigenen Daviere zur Verfügung gestellt babe: wir können nunmehr an der Band der gedruckten Denkwirdigkeiten Gerlachs genan die Nachrichten bezeichnen, die Leo dieser Quelle nachträglich entnommen bat. Und nicht genug mit dieser Beihilfe: die Kamarilla sucht für die von ihr konstruierte Geschichtsauffassung den König selbst zu gewinnen, durch eine Vorlesung des Manustripts (21./22. Movember), sie gewissermaßen durch die Krone sanktionieren zu lassen. Gewiß nicht zur Ermittlung der historischen Wahrheit, sondern im Dienste des Parteiinteresses. Gerlach erzählt von dieser Vorlesung bei Hofe: "Uur bei dem Entschluß zu der Proklamation ,an meine lieben Berliner' fagte der König, sie sei allein von ihm ausgegangen, niemand habe sie ihm geraten." Sich allein vindiziert der König die Verantwortlichkeit für diesen entscheidenden Aft; sein Einspruch richtet sich junächst gegen die ursprüngliche Unnahme Leos, daß Vincke ihn damals bestimmt habe, aber weiterhin auch gegen jeden anderen Versuch, ihn zuungunften eines anderen zu entlasten. Und trotzem sind in dem Drucke Leos (S. 31) die durchaus der Aufzeichnung

Gerlachs (1, 140) entsprechenden Sähe stehen geblieben: "(Der König) schrieb eine Proklamation nieder, deren Versöffentlichung er dem gewissenhaften Urteile des Herrn v. Bodelschwingh anheimgab. Diese Proklamation an die Einwohner von Berlin in der Nacht vom 18. zum 19. März, welche Herr v. Bodelschwingh sofort und ohne alle Modifikation der Druckerei übergab" usw. So wird trotz des königlichen Bestenntnisses mit halben Worten die letzte Verantwortung doch dem politischen Gegner zugeschoben — nicht ohne Erfolg

für die spätere Gestaltung der Tradition.

Die Untworten auf diese Parteischrift konnten nicht aus-Sie steht geradezu im Mittelpunkt eines Kreises von Begenschriften, die ausschließlich oder vorwiegend von ihr hervorgerufen sind. In der ersten Reihe stehen darunter die Erwiderungen der angegriffenen Minister, Bodelschwinab. Canity, Urnim-Boitenburg. Die Parteien also, die sich vor dem 18. März am Hofe gegenübergestanden hatten, beainnen nun die Auseinandersetung vom historischen Standpunkt Alber man täuscht sich, wenn man aus dieser Debatte einen wirklich tiefen Einblick in den Sang der Dinge erwartet. Mur widerstrebend gehen diese Männer an die Aufgabe, einige Rechenschaft über ihre Rolle in den Märztagen zu hinterlassen; Bodelschwingh wird nur zu einigen kurzen Bemerkungen durch die "Signatura" herausgefordert, während das meiste dessen, was er überhaupt gesagt hat, in einem erst nach vier Jahrzehnten der Allgemeinheit mitgeteilten Privatbriefe steht. Alle Aufzeichnungen aber der amtlich an den Ereignissen beteiligten Dersonen zeigen ein gewisses Bestreben, die eigene Person zu entlasten und mehr oder weniger einen Teil der Verantwortlichkeit anderen zuzuschieben. Diese Tendeng ift bei den einzelnen verschieden entwickelt, unbewußt vorhanden ist sie überall. Sie wird aber eingeschränkt von einem zweiten Bestreben, das für die historische forschung noch ungleich verhängnisvoller ist: die Derson des Königs möglichst aus dem Spiele zu lassen und gegen etwaige Refriminationen zu deden. Dadurch wird die entscheidende Persönlichkeit aus der Debatte ausgeschieden, alle Beziehungen der Minister zum Könige erscheinen in einer gang unsicheren Beleuchtung;

vieles verschwindet in dem Dunkel gänglichen Schweigens. Die Folge ist, daß die Polemik sich vielfach um Nebendinge und Außerlichkeiten dreht und sie in den Vorderarund rückt. als wenn in ihnen die Entscheidung gelegen hätte. Die traditionelle öffentliche Meinung, sowieso lieber an der Schale der Dinge baftend, ift dann vielfach bei dieser Verschiebung des

Kernpunktes der Streitfrage stehen geblieben.

Trat schon das hohe Beamtentum nur mit großer Zaghaftiakeit aus seiner altgewohnten Reserve heraus, so fiel es den hoben Militärs noch schwerer, die Zurückhaltung aufzugeben, Im Mai richtete Bismard im Namen der altmärkischen Royalisten noch ohne Erfolg die dringende Bitte an den Beneral von Prittwit, "eine, insoweit die dienstlichen Rücksichten es gestatten, genaue und mit Beweisstücken versebene Darstellung der Berliner Ereignisse vom militärischen Standpunkt sobald als möglich der Offentlichkeit übergeben zu lassen", damit der demofratischen Legendenbildung über die Haltung der Urmee begegnet werde. Erst als in der Urmee selbst unrichtige Auffassungen seines Verhaltens Boden gewannen. nahm Prittwit in einer handschriftlich gedruckten Erklärung vom 22. Oktober 1848 den ersten Unlauf zu seiner Recht= fertigung, und in einer 1850 anonym erschienenen Schrift des Oberften Schulg über die Berliner Marztage fand er dann eine mittelbare form, etwas über seinen Unteil zu sagen. Wie wenig das war, beweift die Catsache, daß er nach seiner Entlassung im Jahre 1854 eine umfangreiche Rechtfertigungs= schrift drucken ließ. Er wurde noch im letten Augenblicke bewogen, die ganze Auflage seines Buches vor der Veröffentlichung zu vernichten. Nach den von Sybel aus handschrift= lichen Erzerpten mitgeteilten Bruchstücken zu urteilen, hat Prittwit in seiner Schrift, wenn auch nicht alles, so doch genna zu sagen beabsichtigt.

Aus alledem ergibt sich, wie sparsam die Ausbeute aus den Aufzeichnungen der vornehmsten Berichterstatter ift, und weiterbin, daß wir die eigentlichen Aufgaben der Quellenfritik erst dadurch angreifen, daß wir in die inneren Zusammenbange dieser Aberlieferung eindringen. Dadurch laffen fich an manchen Stellen die Alnfänge parteimäßiger Legenden=

bildung aufdeden. Eine wertvolle Bandhabe bietet uns der Umstand, daß wir in Gerlachs Denkwürdigkeiten in eine der Werkstätten dieses Prozesses hineinblicken können, obendrein eine der wenigen Quellen, in der die fritische Sonderung der Nachrichten nach ihrer Berkunft sich bewerkstelligen läßt. In den meisten zur Gattung der Memoiren gehörigen Aufzeichnungen ist das gar nicht möglich. Don vielen gilt, was ich in einem besonderen falle, anläglich der Memoiren des Dringen Kraft Hobenlohe betonte, daß sich im Caufe der Zeit das Gebiet des persönlich Erlebten über seine natürlichen Brengen hinaus erweitert und unbewuft auch Erinnerungen und Urteile anderer mit verarbeitet, bis der Erzählende schließlich, was er häufig gehört und dann selbst weiter erzählt hat, als persönlich Erlebtes zu besitzen glaubt. Trifft das überhaupt für jede Urt persönlicher Aberlieferung zu, so gang besonders für das Bedächtnis dieser Tage, die bei Siegern und Besieaten — wenn man von beiden reden darf — die tiefsten politischen Leidenschaften aufgerüttelt hatten und noch jahrelang die Fragen nach dem Warum und Wie immer von neuem mit heißem Eifer aufleben ließen. Diese methodische Erwägung sollte von vornberein gegen alle neu erscheinenden memoirenähnlichen Erinnerungen aus dem Jahre 1848, foweit sie erst später aus dem Bedächtnis niedergeschrieben sind, miktrauisch machen.

Auf jedem Wege werden wir zu dem gleichen Resultat geführt, die außerordentliche Relativität der Quellen einstäumen zu müssen. Sie sind fragmentarisch und zerrissen, unzureichend im höchsten Grade, sie verweigern die Antwort in entscheidenden Fragen, sie bieten häusig ein Gemisch von Richtigem und Falschem. Dor allem aber: diese Quellen sind durchweg selbst ein Stück der Revolution. Die Zeugen sind großenteils zugleich Mithandelnde, alle erfüllt von den Wirkungen und Gegenwirkungen der Revolutionsbewegung, von dem rasenden Gang der Ereignisse in ihren innersten Kräften gepackt und in den Wirbel gerissen; in jeder Minute handeln und sprechen sie aus ihrer halbundewußten Parteistellung heraus. Und je nachdem diese verschieden ist, reden die einzelnen Berichterstatter, so gewissenhaft und urteilse

fähig sie an sich auch sind, plözlich eine andere Sprache, sehen mit anderen Augen, hören mit anderen Ohren: man muß zunächst die Revolution selber verstehen, um diese Teugen verstehen zu können. Und so hat es auch einen rein methodischen Grund, wenn man in allen Einzelfragen sich mit dem gleichen Resultat bescheiden muß: daß sich durch das Teugenverhör allein — so sicher dabei auch die Methode gehandhabt wird — wohl äußerliche Vorgänge auf Stunde und Minute bestimmen und in ihren unmittelbaren Jusammenhang einreihen lassen, daß aber die höhere Wahrheit des historischen Geschehens

darans schlechterdings nicht ermittelt werden kann.

So bieten die unmittelbaren Quellenberichte über die Märztage nicht die genügende Unterlage zum Verständnis der Krisis, sie zwingen uns vielmehr, uns nach einem anderen Ansgangspunkt umzusehen. Da es sich in den Detailfragen der Einzelvorgänge am 18. und 19. März nur um zufällige Symptome des großen Revolutionsprozesses handelt, so müffen wir uns fagen, daß wir die einzelnen Symptome nur verstehen können, wenn wir uns über den Charafter der Besamterscheinung flar sind und aus ihr den vornehmften Makstab zur Beurteilung des Besonderen entnehmen. Sieht man dapon ab, so wird man nur unzureichende Untworten auf die wichtigften Fragen erhalten; 3. B. wenn man die verschiedenen Phasen in der Haltung friedrich Wilhelms vorwiegend aus seiner jeweiligen Seelenstimmung oder aus der jeweiligen Einwirkung berufener und unberufener Ratgeber erklären will, statt den entscheidenden Grund in seinen letzten politi= schen Zielen zu suchen, denen er auch inmitten aller Erschütterungen, in jeder Wendung, treu zu bleiben sucht. ebenso steht es mit allen anderen Gruppen der Bewegung, dem hohen Beamtentum, den Generalen, den führern der Candtagsopposition, der Bürgerschaft, ob sie nun zu Bause bleibt oder in die Revolte hineingezogen wird. Mehr oder minder bewuft wohnt diesen einzelnen Klaffen eine gang bestimmte Tendeng inne, die ihr Verhalten in den Märztagen erklärt, wie individuell verschieden auch die Untriebe des einzelnen gestaltet sein mögen. Und diese allgemeinen Doraussetzungen der einzelnen politischen Kreife sind in dem Buche von Busch nicht mit der erforderlichen Sicherheit und Schärfe herausgearbeitet. Die folge ist, daß auch die psychoslogische Unalpse der Einzelvorgänge bei dem äußerlichen Hergange stehen bleibt und die wesentlichsten Erklärungssmomente außer acht läßt; das Ergebnis ist schließlich, daß das gewonnene Bild höherer historischer Wahrheit ermangelt.

Suchen wir daher die Aufgabe der Geschichtschreibung böber zu richten als auf eine vorwiegend antiquarische Untersuchung und Ermittlung der einzelnen Vorgänge, suchen wir vielmehr den Sinn des Ereianisses zu ergründen, im Zusammenbang preukisch-deutscher Geschichte ihre elementarste Krisis in unserem Jahrhundert zu verstehen. Wir werden dann den handelnden Personen gegenüber gerechter sein und der gefährlichen Lockung widersteben, den wie ein Schickfal mit Naturgewalt daherstürmenden Bang der Dinge mit Cob und Tadel weise zu begleiten. Nichts ist billiger als das Richten. Gar mancher der Mithandelnden hat nachher sich mit Recht darauf berufen, daß man flüger sei, wenn man vom Rathause komme: ein großer Teil der Memoirenliteratur will in erster Linie anschuldigen oder entschuldigen, und die Parteien haben je nach Bedarf sich für die ihnen geläufige Auffassung diese gegenseitigen Rekriminationen zu eigen gemacht. Aber nicht das Umt des Historifers ist es, sie zu sammeln oder in meist subjektiver Willkür eine Auslese daraus zu veranstalten; gerade einem so ungeheuren Ereignis wie der Revolution der Elemente eines Staatswesens gegenüber kann er keinen unalücklicheren Standpunkt einnehmen, als wenn er sich statt jum Begreifen zum fällen von Urteils= sprüchen gedrungen fühlt. Das Beispiel unserer Größten zeigt, daß gar zu leicht ein Stück der politischen Sympathien und Untipathien des einzelnen in die formulierung des Urteils aufgenommen wird. Wozu daher im geeigneten Momente auseinandersetzen, wie der oder der würde richtiger gehandelt haben, wie dadurch die oder die verhängnisvollen folgen höchst wahrscheinlich hätten vermieden werden können als wenn nicht jeder neue Moment neue Möglichkeiten heraufgeführt und die Parteien doch wieder gezwungen hätte, so zu bandeln, wie fie nach der Summe ihrer Intriebe handeln mußten.

Im folgenden versuche ich von der generellen Auffassung der Politik friedrich Wilhelms auszugehen. Indem ich dies Gesamtereignis anders als Busch beurteile, werde ich auch zu einem abweichenden Verständnis der Märztage geführt merden.

Bismard bemerkt in seinen Gedanken und Erinnerungen: "Der latente deutsche Gedanke friedrich Wilhelms IV. frägt mehr als seine Schwäche die Schuld an den Migerfolgen unserer Politik nach 1848". Kürzer und treffender läßt sich der Kern unseres Problems nicht bezeichnen. Allerdinas sucht Bismarck nur die Mikerfolge der Politik nach 1848 zu erklären, er hat vornehmlich die durch den Mamen des Generals von Radowik charafterisierte prenkische Unions= politik der Jahre 1849 bis 1851 im 2luge. Alber sein Gedanke läßt sich mit vollem fug auf das Revolutionsjahr selber, insbesondere auf die Märztage, anwenden. Ift doch die Union Radowikens nur der lette halb resignierte Ausläufer einer Politif, die in schüchternem Unsatz schon im Wovember 1847 angebahnt wird, dann aber im Februar unter den Sturmzeichen der Revolution sich lebhafter hervorwagt, sich immer unwiderstehlicher die Gesinnung des Königs und seiner Ratgeber in Ministerium und Diplomatie unterwirft und schließlich nach der Mitte des März auf die Kunde von dem Wiener Jusammenbruch offen ihr Programm enthüllt. Dieses Programm ist das Patent vom 18. März: es ist nicht allein aus der innerpreußischen Eutwicklung zu verstehen, sondern in erster Linie ein Wendepunkt in der deutschen Politik Preukens, und indem es die europäische Stellung der beiden deutschen Großmächte unmittelbar berührt, ift es, wie Ranke die Revo-Intion überhaupt bezeichnet hat, ein europäisches Ereignis. Der im Patent erfochtene Sieg des Ministers Bodelschwingh in der innerpreußischen Politik ift ein intearierender Bestandteil der Politik Radowitz oder, wie wir sie mit demselben Rechte nennen dürfen, der Politik friedrich Wilhelms IV. Innerhalb vierundzwanzig Stunden nach der Proflamierung erleidet der neue Kurs Krisis und Katastrophe; um mit dem Worte Bismarcks zu reden, in dem latenten deutschen Gedanken,

nicht wie Sybel und Busch wollen, in der Schwäche des Königs liegt auch die innerste Wurzel des Ursprungs und Verlaufs der preußischen Revolution. Aus dem Munde des großen Realpolitisers erhält eines der Uziome der historisch=politischen Unschauung Rankes eine klassische Bestätigung, wie überhaupt die Stellung Bismarcks innerhalb der geistigen Strömungen unseres Jahrhunderts an dieser Verwandtschaft vortrefslich orientiert wird. Unter dem Einfluß der auswärtigen Vershältnisse ist Preußen auch dieses Mal, ebenso wie es in der Stein-Hardenbergschen Resormperiode geschah, die solgensreichste innere Wandlung zustande gekommen.

Als friedrich Wilhelm, in seinen Anträgen auf Zundes= reform vom November 1847 durch die Revolution überholt und vorwärtsgetrieben, vor der Frage steht, wie er der an= steigenden flut der Zewegung begegnen soll, zeigt er eine

zwiefache Tendenz.

Auf der einen Seite möchte er eine fräftige friegerische Stellung einnehmen. Er stimmt den Vorschlägen Metternichs auf Herstellung einer solidarischen Haltung der Mächte, eines centre d'entente, wenn auch schon mit charafteristischer Modisifation, zu. Und mehr noch als die internationale Vereinigung liegt ihm die Wirkung seiner Rüstungen auf Deutschland am Herzen; er lehnt alle Angriffszwecke ab und betont seine Friedensliebe: "aber der Zustand Tentschlands," schreibt er an Bunsen, "macht es uns zur Pflicht, frästig aufzutreten." So denkt er Anfang März daran, zwei Armeekorps aufzustellen, eins bei Kreuznach, das andere in Thüringen, um gegen jeden revolutionären Cosbruch in Südwestdeutschland und Mitteldeutschland gewappnet zu sein: mit darauf zielenden Anträgen wird der General von Schack an eine Anzahl kleinerer Höse gesandt.

Auf der andern Seite entschließt er sich, der Gefahr durch Entgegenkommen die Spitze abzubrechen, eine günstige Stimsmung der deutschnationalen Kreise für die Radowitzischen Pläne einer in die preußische Hegemonie hinüberleitenden Bundesresorm zu gewinnen, und zwar durch die Zewillisgung konstitutioneller Resormen in seinem Cande. An dieser Stelle hat die Tätigkeit Bodelschwinghs seit Ansang März

nachdrücklich eingesett, jett erst mit dem Erfolge, der früher nie zu hoffen gewesen ware. Der Schluffel für diese sonft faum zu erklärende Machaiebiakeit des Könias gegenüber den Reformvorschlägen seines Ministers liegt in seinem längst gehegten, nun aber glübend erwachten deutschen Ehrgeig. Man darf diese merkwürdige Wendung des Königs nun nicht so einfach fassen, wie Gerlach es tut: der König habe schon am 8. März "den von ihm verabscheuten Konstitutionalismus an Bodelschwingh konzediert." Auch wenn Busch für diesen Vorgang den Satz formuliert: "Um 12. März war somit beim König und Ministerium die große und entscheidende Wendung zum Konstitutionalismus geschehen", so könnte das klingen, als wenn der König selbst durch einen glatten Entschluß sein eigenes System, wie nur etwas die Sache beiliaster Aberzeugung für ihn, aufzugeben und durch ein anderes ihm innerlichst entgegengesetztes System kurgerhand abzulösen begonnen bätte. Der von dem reaftionären Beneral gebrauchte politische Kunstausdruck ist keineswegs in seiner doktrinären Bedeutung zu verstehen. Der König hat schwerlich das Bewußtsein gehabt, daß er persönlich sein Selbst aufgab; wie es in Wirklichkeit mit ihm stand, zeigt seine Untwort an die Berliner Deputation vom 14. März, in der er die Motwendiakeit sehr allmäblichen Ausbaues betont. Worte, aus denen die Siberalen wahrlich nicht hätten entnehmen können, daß er einer der Ihrigen geworden wäre. Man darf König und Minister in dieser frage nicht auf den gleichen fuß stellen, obne die feinen Unterscheidungen gänzlich zu verwischen und der psychologischen Analyse des Könias eine falsche Grundlage zu geben. Träat schon die Politik des Königs und die Radowitzens eine individuell verschiedene färbung bei aller grundfählichen Abereinstimmung, so weichen seine konstitutionellen Absichten von denen Bodelschwinghs gang erheblich ab. Der innerlich konstitutionell gesinnte Minister ift durchaus der treibende, friedrich Wilhelm der bei allem Widerstreben nur durch die großen deutschen Aussichten der neuen Ura mitgezogene Teil. Er möchte sich selbst über die Bedeutung seiner Wendung hinwegtäuschen, er sucht sich die Reform nur als eine fortbildung seiner eigenen Ideen auszulegen, er glaubt nur den Namen, nicht den Inhalt der Sache zu bewilligen. Mit halbem Herzen macht er den Weg mit, und in diesem innern Widerspruch liegen die Keime der späteren Schwäche.

Der Hauptgrund seiner Anpassungsfähigkeit liegt darin, daß die Konzession ihm wesentlich unter dem Gesichtspunkt eines Mittels zum Tweck erscheint. Der Tweck aber, preußische Begemonie in Deutschland, beiligt in etwas das ihm grunds

säklich bedenkliche Mittel.

Offen räumt er später dem General Gerlach ein, "der Konstitutionalismus habe wegen Deutschland anerkannt werden muffen." Und auch für Bodelschwingh, dem die Notwendiakeit der konstitutionellen Wendung viel mehr Aberzenannassache ist, haben diese Motive eine besondere Geltung. In einem vertraulichen Schreiben an feinen Better Beorg Vincke gibt er diesem Gedanken den unumwundensten Ausdrud: "Vollkommen erkenne ich auch, daß wir große Reformen in unferen Zuftänden vornehmen muffen, um die Meinnng Deutschlands zu gewinnen"; er wünscht die einflufreichsten Männer des Candtags, in erster Linie Vinde, zur schleunigsten Vorbesprechung herbei, "und zwar - um es offen zu sagen - nicht so sehr für den Sand= tag, als für Deutschland, wohin Deine Reden dringen werden, und worauf wir auch sehr zu sehen haben." Also: der populärste Name der preußischen Konstitutionellen gewissermaßen als Unziehungskraft für die Politik des neuen Kurses, Konstitutionalis= mus als Hilfskonstruktion für die preußische Bundesreform! Bodelschwingh stand mit diesen Unschauungen keineswegs allein im Ministerium und in der Diplomatie: wohin man in der hohen Beamtenschaft blickt, begegnet man verwandten Tendenzen. Dor den ehrgeizigen Tielen und gleichmäßig vor dem Druck der Revolution wichen auch bei den konservativeren Staats= männern friedrich Wilhelms die doftrinären Untipathien gurud. Cehrreich zeigt sich das an dem bezeichnenden Vorschlage, den der Minister des Auswärtigen, Canit, den Ofterreichern empfahl, an der Spige ihrer schlagfertigen Urmee in Italien die revolutionären Italiener nicht niederzuwerfen, sondern ihnen eine Konstitution zu geben: "mit der Aufhebung des

Gegensates absoluter und konstitutioneller Monarchie würde die Stellung Österreichs in Italien bedeutend verändert, der kaiserliche Adler könnte seine Schwingen wieder frei entsfalten, Frieden stiften und nötigenfalls ihn erzwingen." In Wien nußte man das als offenbaren Hohn ansehen, aber es war nicht so gemeint. Man glaubte ja selber nach dem Rezept handeln zu können.

Das stellte sich allerdings gleich beraus, daß die Rechnung der Politik friedrich Wilhelms mit jener doppelten Tendenz einen fehler batte. Mit einem schlaafertigen Beere, dem eigensten Mittel des absolutistischen Staates, die Revolution niederwerfen und gleichzeitig, vor dem Andrang der Revo-Intion zurückweichend, in das fahrwasser des konstitutionellen Staates hinübergleiten, im Innern alle gebundenen Kräfte lösen, um in Deutschland selbst eine schüchtern revolutionäre Dolitik betreiben zu können: das ging nicht an. Jeder Schritt, den Bo delschwingh dem Könige auf dem Wege konstitutioneller Reformen abrang, machte das kriegerische Auftreten unmöglicher: ohne daß man sich dessen bewußt war, wurde man immer mehr getrieben als daß man Berr der Bewegung geblieben wäre. Die Rücksicht auf Deutschland drängte den Drenken immer weiter voran, denn auch die übrigen deutschen Fürsten, fast alle von dem ersten Unlauf der Bewegung überrannt, suchten es zu machen, wie Friedrich Wilhelm es selbst wollte: auf den Wogen zu schwimmen, denen sie nicht hatten standhalten können. Jeder natürlich so gut seine Kräfte es zuließen; die gang kleinen, indem fie fich mit vollen Urmen in die flut stürzten, bereit, sich von der großen deutschen Nation mediatisieren zu lassen; die mittleren mit einem stärkeren Gefühl der Selbsterhaltung, womöglich gar mit heimlichen Ausdehnungsgelüften gegen die gar zu wehrlosen Kleinen, aber der Revolution gegenüber ohne jede Kraft des Wider= standes, etwa denkend wie Ernst August von Hannover: "Wenn es mit den Cories nicht mehr geht, werde ich es mit den Whigs probieren"; alle aber laut ihr Deutschtum bekennend, selbst der Bayer und Ofterreicher, alle bereit, sich keinem Aufe der Mation zu versagen. Die Plane kriegerischer Demonstration gegen die Bewegung mußten für die preußische Politik sofort zurücktreten, wenn man sich von den andern Fürsten nicht den Rang wollte ablaufen lassen. Alls der General von Schack von seiner Reise an die Bofe am 15. März gurudkam, erklärte er die Stimmuna in Deutschland für sehr gefährlich: wenn der König die preußischen Grenzen überschreite, laufe er bei der Stimmung in Dreuken Gefahr, der eigenen fauft nicht mehr mächtig zu sein. Um Ende weiß auch der Militär nur dieselbe Auskunft wie die Minister und die Gesandten: "es bleibe nichts übrig, als sich der Leitung der für die Einheit Deutschlands ausgebrochenen Bewegung zu bemächtigen." Der König antwortet: "Nicht wahr, die Jakobinermütze auffeten?" In zugespitter Pointe der Gedanke, den wir zur Erklärung der preußischen Politik ausgeführt haben. Um andern Tage kamen die Nachrichten von dem Zusammenbruch in Wien. Jett war kein Augenblick mehr zu verlieren. Bodelschwingh fette am 17. März das Patent, das die große Wendung enthielt, in der Ministerialsikung durch, und am andern Tage, als es veröffentlicht worden war, konnte er befriedigt sagen, in ähn= lichem Gedankengange wie der König: "Preußen hat seine Revolution bereits gemacht."

Das sind die Wurzeln der neuen Politik Preußens: in die Revolution selbst führen sie hinab. In die Revolution als Gesamtereignis, nicht an die geringfügigen Tumulte in Berlin bis zum 18. März hat man dabei zu denken. Nirgends erkennt man, daß diese Aufläufe eine wesentlich treibende Kraft für die Entschließungen des Königs geliefert hätten, wie Busch es neben den andern Momenten betont. Weder aus den Quellen noch aus dem Gang der Dinge selbst läßt es sich belegen, daß friedrich Wilhelm "ohne die eigene bedrohte Lage inmitten der zunehmenden Gärung in der preukischen Bauptstadt die Wendung nicht würde gemacht haben." Dielmehr stehen diese Vorspiele auch mit den Ereignissen des 18. und 19. Märg nur in einem sehr auf der Oberfläche liegenden Zusammenhange, und das historische Verständnis der Berliner Revolutionstage vermag daraus nicht allzuviel zu profitieren.

Das Entscheidende ift, daß die Monarchie friedrichs des Großen in diesem Augenblicke den Boden ihres Ursprungs

verläßt. Im Innern lockert sie die eisernen Klammern, mit denen das Königtum durch Heer und Beamtentum seine Schöpfung umschlossen hielt, und ruft zur Rekonstituierung Elemente auf, die den Staat, so wie er damals bestand, spreugen mußten. Nach außen reißt sie, ohne es sich sofort einzugestehen, die Beziehungen in Stücke, auf denen die europäische Stellung

Preukens seit einem Menschenalter beruhte.

Im Innern mußte die neue Gesetzgebung alle bis dabin gebundenen Kräfte des Staates, die von der allgemeinen Bewegung aufgerüttelt wurden, nun vollends schrankenlos entfesseln. Allerdings bestand die alte Monarchie nicht mehr in ihrer ursprünglichen form, sondern hatte bereits ihr Wesen umzubilden begonnen. Junächst durch die Reformen der Stein-Bardenbergischen Gesetzebung; hat man doch noch neuerdings an der Entstehungsgeschichte der Städteordnung gezeigt, daß fie das fundament des bisherigen Staates anariff, und sie sogar als eine der großen Demonstrationen gegen den Militarismus des alten Systems bezeichnet. Und dann waren die Elemente, die die Träger der allmählichen Umbildung des Staates waren, durch die Erwerbungen des Königtums von 1815 noch gewaltig verstärkt worden: große Candesteile traten in den Staat ein, deren Gesellschaft und Institutionen unter der langjährigen fremdherrschaft den Einflüssen der französischen Revolution preisgegeben gewesen, zum Teil in vorgeschrittener Demokratisierung begriffen waren; unmittelbar zogen die in der Reformaesetzgebung schüchtern adop= tierten Ideen von 1789 in die preußische Monarchie ein. 27och hatte dieser Staat ein Menschenalter hindurch sein Gebiet äußerlich mit den alten Mitteln zusammenzuhalten verstanden, aber mit immer geringerem Vertrauen auf die Zukunft; man hatte nicht vermocht, das provinzielle Sonderleben zu einem einheitlichen preukischen Staatsbewuktsein durch neue und freie Institutionen umzuschmelzen; man war dem rasch aufwachsenden Bundesgenossen jener neuen Elemente, dem modernen Katholizismus, der zwei fünftel der Gesamtheit ausmachte, immer unsicherer gegenübergetreten. Immer stärker waren die Dinge in fluß gekommen, hochgestaut vor den hemmenden Schranken. Jest, als das Königtum selbst die

Schleusentore zaghaft ein wenig öffnen wollte, brachen fie sich im Mu die breiteste Babn und riffen die Ufer und alles Umland mit sich. Im Vorjahre waren die Provinzen zum erstenmal in Berlin erschienen, vom König zu bescheidener Mitarbeit berufen: jett begannen sie, in die Leitung der Dinge gestellt, die Umbildung des Staates in die Band qu nehmen, der Liberalismus des rheinischen Bürgertums nicht minder als die in den entschiedenen Konstitutionalismus übertretenden ständischen Tendenzen des oftprenkischen und schlesi= schen Adels. Jett erst begann sich die Opposition der katholi= schen Untertanen als geschlossene Macht dem Königtum entgegenzusetzen. Und schlieklich traten die verschiedenen bisher zurückgedrängten sozialen Schichten der Bevölkerung vor, sowohl die, welche ihre junge wirtschaftliche Machtstellung auch politisch zur Geltung bringen wollten, als die, welche für ibre wirtschaftliche Bedränanis in politischen Gewährungen das Beilmittel erblickten. Alle Elemente des preukischen Staates rangen sich los aus den gelockerten Banden des alten Systems. Es war eine historische Notwendigkeit, daß es so kam, aber das Gefährliche lag darin, daß diese Wendung mit der großen Erschütterung Europas und der Umwälzung der äußeren Politik zusammenfiel. Da mochten vor dem Unfturm solcher Kräfte die Urheber der neuen Ara sich im Sommer wohl wie der Zauberlehrling Goethes vorkommen und verzweifelt nach dem Meister ausschauen, der die Beister wieder bannen könne.

Sogleich bei der Wendung im März begann das neue Resgime felbst nach Bundesgenossen außerhalb des Kreises der politischen Potenzen zu suchen, die bisher den Staat ausgesmacht hatten. Man bedurfte ihrer. Und wie rasch trieb man dabei voran! Wenn z. B. Bodelschwingh am Vormittag des z. März den Berliner Magistrat aufforderte, schleunigst eine Deputation in das Schloß zu entsenden, damit der große Entschluß offiziell verkündigt werden könne, wenn er die Führer der ständischen Opposition von 2847 zur Unterstützung seiner Politik in die Hauptstadt berief, was tat er anders, als diese ihren Anteil an der Ceitung begehrenden Elemente von oben her zur Aktion zu ermutigen? Schon diese unsverfänglichen Anknüpfungen blieben nicht ohne Kolgen. Man

denke an die Abordnungen, die den König seitdem immer stürmischer überlaufen und die Rolle unberusener Ratgeber ergreisen; man denke an das Auftreten Vinckes am Abend des 18. März, da er sich dem König wie eine selbständige Macht gegenüberstellt, mit dem Rechte zu tadeln und zu warnen.

Aber noch mehr! Die Idee Radowitzens war, die Waffe der Nationalität, die er als die gewaltigste Kraft der Gegenwart erkannte, den feinden der rechtlichen Ordnung zu ent= reißen und dem Könia von Preußen in die Band zu drücken. Die preußischen Staatsmänner waren jest dazu bereit, der König trok innerlichsten Widerstrebens gewonnen. Aber indem man die Waffe ergriff, ließen die Massen sie nicht fallen; und sie konnten sie ehrlicher führen, denn sie bedeutete für sie nicht einen faktor einer politischen Rechnung, sondern war zu einer großen und beiligen Leidenschaft geworden, die nicht nur die Edelsten der Mation mit hinreikender Kraft durchdrang, sondern auch ein Gefolge sich widerstreitender Tendenzen bis zur demokratischen und sozialistischen Republik bin in tollem Wirbel hinter sich herzog. Ein unwiderstehlicher Bundesgenoffe gewiß, ob aber nicht allgumächtig für die verschämten preußischen Nationalitätspolitiker? Bei der ersten Wendung mußte man erkennen, daß der Gedanke der Mationalität ein zweischneidiges Schwert für den preukischen Staat war: als die prenkischen Polen nun auch das Ihre auf Grund des neuen Rechtstitels verlangten und erhielten. Die bloke Konsegnenz führte die Regierung in Posen von einer Demütianna zur andern. Und was noch schwerer wog, war die Wirfung nach auken: nachdem die neue deutsche Politik sofort den Bruch mit Ofterreich gebracht hatte, wurde Preugen durch seine Baltung in der polnischen frage dem alten ruffi= ichen Verbündeten auf das tiefste entfremdet. Mit einem Schlage war die europäische Stellung der Großmacht Preußen von Grund aus umaestaltet.

Jett werden wir die Position der Regierung verstehen, als sie auf dem Wege von Reformen, die in Ansehung ihres grundstürzenden Charakters selber Revolution sind, von der großen Zewegung auch äußerlich erfaßt, von der Straßensrevolte vor den Toren des Königsschlosses überrascht wird.

Der alte absolute Staat wäre eventuell damit fertig geworden. Richt aber diese Regierung, die das Rückgrat aus dem bisherigen Staatswesen herausnehmen und durch ein anderes ersehen will, die das Verhältnis Preußens zum Deutschen Bunde und zur europäischen Völkergemeinschaft umstürzen muß und für den neuen Kurs auch einen Stoß des revolutionären Windes in ihren Segeln auffangen möchte: dieser Regierung sind die Hände gelähmt. Aus der inneren Schwäche dieser Positionmußmandas Kommende verstehen. Das ist wichtiger als die Suche nach einzelnen äußerlichen fehlgriffen, die nicht ausbleiben können, aber nur Symptome sind, oder gar den letzten Grund des fehlschlagens in einem Sögern zu erblicken, das "der popuslären Propaganda immer weiteren Vorsprung gelassen habe." Das eingeschlagene Tempo hat rasch genug abwärts geführt.

Soll man nun gar die Frage nach der Möglichkeit des Sieges auf diesem Wege gang verneinen? Gewiß so wenig als man die rätselhaften Gaben des Genius historisch ermessen Es hat in der Geschichte immer Männer gegeben, die das Unmögliche möglich machten. Die großen fort= schritte des Völkerdaseins sind von ihnen ausgegangen. ift weltgeschichtliche Größe. Sie war nicht das Erbteil des Königs, der auf dem Throne friedrichs des Großen sehn= süchtig seines Uhnen gedachte. In seinem Innern waren beide Kräfte lebendig, die miteinander rangen; von manchen Strömungen des Meuen berührt, hing er doch mit seinem Herzen an dem Alten. Der beste Beleg für die Kraft des deutschen Gedankens, daß dieser preußische König selber die führung der "Germanomanen" übernehmen mußte. War er doch zugleich mit dem Vergangenen so verwachsen, daß er "das Selbst des prengischen Staates", wie Ranke urteilt, zu retten vermocht hat. In dieser Twiespältigkeit lag es besgründet, daß er halb wollend, halb widerstrebend an das Groke ging, und mit Verlangen und Abschen dann den ganzen Verlauf der deutschen Revolution begleitete. Er hat die politische formel nicht gefunden, Vergangenheit und Sukunft zu verbinden, denn beides war in seinem Innern nicht durch die Kraft eines einheitlichen Willens ausgeglichen. Aus halbem Wollen aber werden feine weltgeschichtlichen Caten geboren.

Und wie der führer, so seine Helser: es ist nicht schwer zu erkennen, weshalb das altpreußische Beamtentum in dieser Krisis versagen mußte. Die meisten Darstellungen der Revolutionstage verfahren in der Beurteilung und Motivierung der Handlungen, der Verknüpfung der Ereignisse, als wenn damals ein gesunder Organismus sich seiner ungestörten funktionen zu bedienen fähig gewesen wäre. Als wenn die Umwälzung nicht den Staat selbst und seine leitenden Männer ebensognt wie die Straßenmassen ergriffen hätte! "Welche Gewalt", schreibt Gerlach später von einer Reihe preußischer Staatsmänner des Jahres 1848, "hat die Revolution über alle diese Männer ausgeübt."

Ich gehe dazu über, an der vorgetragenen Gesamtaufsfassung einige auch von Busch untersuchte Einzelfragen aus den Revolutionsvorgängen nachzuprüsen, um für sie eine befriedigendere Lösung zu sinden, als es die Sybel-Buschsche

Darstellungsweise vermag.

Eine der umftrittenften und schwierigften fragen heißt: Wie ift es möglich, daß große Teile der Berliner Bevölkerung sich dem ursprünglich von berufsmäßigen Revolutionären eingeleiteten Strakenkampfe beteiligen, wenn auch nicht alle auf den Barrikaden mit der flinte in der hand, so doch mit ungeteilter Sympathie auf seiten der Kämpfenden? Wie ist das Phänomen des mit der Revolte zusammenfließenden Bürger= und Arbeiteraufstandes zu erklären? Auf der einen Seite hat man sich mehr mit dem Unlasse als mit den Gründen der Erscheinung beschäftigt und die Episode der beiden Zufalls= schüsse zum Angelpunkt der Krisis gemacht: dann bleibt für den Unteil der Berliner Bürger unr das triviale Wort Mißverständnis übrig. Eine Beschichtschreibung, die sich damit begnügt, ist genau so im Rechte, aber auch genau so harmlos wie jene braven Männer, die in den Nachmittagsstunden des 18. Märg, gleich nach den beiden Schiffen, ein großes Stück weißer Leinwand mit den Worten: "Es ist ein Mißverständnis! Der König will das Beste!" in schwarzen Cettern bemalten und es dann, zwischen zwei Stangen aufgespannt, auf dem Schlofplat spazieren führten. Auf der andern Seite

incht ein bei einigen Darteien nicht unbeliebter Lösungsversuch den Kern des Revolutionsheeres als "une cohue de Juifs, de Polonais et de Français" zu charafterisieren. Gewiß waren einzelne polnische Elemente mit ihren besonderen Ziel en in der Menge tätig; auch von der jüdischen Bevölkerung, die als preukische Untertanen minderen Rechtes naturgemäß radifal waren, nahmen manche an der Erreaung und Kampfes= stimmung einen geräuschvollen Unteil. Daß aber Bürger. Befellen und Arbeiter, auch Studenten, das Bauptkontingent der Kämpfer stellten, lehrt schon ein Blick in das Verzeichnis der Märzgefallenen, lehren Bunderte von unanfechtbaren Zeugnissen. Und deshalb dürfen, wie das wohl geschieht, auch die unbekannten, binter der Menge stebenden revolutionären führer mit dem fertigen Aufstandsprogramm nicht zu sehr in den Vordergrund gerückt werden. Busch dankenswert gesammelten Zeugnisse dafür selbst bei der vorsichtigen Urt, in der er diese Frage behandelt, als federleicht bezeichnet werden; mit dem von einem ungenannten Bewährsmann in Bannover belauschten Bruchstück eines Besprächs unbekannter Berufsrevolutionare läkt sich doch nicht viel anfangen. Busch gesteht das selbst schlieflich ein: "Die beste Bestätigung bietet der Gang der Ereignisse selbst, der in seinen Hauptmomenten einfach nicht zu erklären ist, wenn wir die planmäkia vorbereitende und einareifende ftreichen wollen." Ich febe daron ab, daß ich mir diefe führung nur minder einheitlich und erheblich planloser vorstellen kann. Der Kern des eben formulierten Oroblems wird durch diese Unnahme überhaupt nicht berührt. Wir müssen auch dann fragen: Weshalb ordnet sich ein Teil des Bürgertums dieser ibm selbst unbekannt gebliebenen führung unter? Wie war es möglich, daß die Lügen der Radikalen über die Provokation des Kampfes durch die Armee, insbesondere die böswillige Erfindung von der Leitung des Kampfes durch den Pringen von Preuken geglaubt wurden und die Bürger auf die Barrikaden trieben?

Ich meine, es war ein richtiger Instinkt, der nicht allein die revoltelüsternen Straßenhelden, sondern auch dieses politisch halbmündige Bürgertum den eigentlichen Gegner der neuen Ordnung in der Armee, insbesondere im Offizierkorps,

erblicken ließ. Die Urmee war das stärkste Element der bisherigen Staatsordnung, ihr unwandelbares fundament, während Königtum und Beamtentum sich zu wandeln begannen, in ihrer Gesamtheit von dem Geiste der neuen Zeit nicht berührt. Es konnte nicht anders sein, als daß sie innerlichst der von oben entsesselten Umwälzung widerstrebte. Das hat ihr vornehmster Vertreter, der Prinz von Preußen, tief genug empfunden, obwohl er in äußerlichem Gehorsam seinen Namen unter das Patent vom 18. März sehen ließ. Die Stimmung der Urmee war schon in der Woche vor dem Cosbruch über die zögernde Haltung der Behörden gereizt, sie wollte den Kampf nicht, sie provozierte ihn nicht, aber sie atmete auf, als er begann.

Nichts bezeichnet die bier vorwaltenden Tendenzen feiner als ein Gespräch, das General von Gerlach am Abend (83/4 Uhr) des 18. März mit dem Prinzen von Preußen auf dem Schlofplate führte: "Ich (Gerlach) sagte ihm (dem Pringen), daß ich mich freute, daß es wieder gum Kampf gefommen ware, die feinde hatten wir wieder gegenüber und nicht wie heut Vormittag unter uns. Er meinte, der Könja bötte das Recht, jett alle Konzessionen zurückzunehmen." Diese kurzen Bemerkungen erschließen den inneren Zusammen= bang der Dinge im bistorisch-politischen Verstande, während er in der aktenmäßigen Darftellung von Busch gänglich untergegangen ift. Die freude Gerlachs über den Ausbruch des Kampfes entstammt nur der politischen Erwägung; man wird unwillkürlich an Bismard erinnert, der es für einen politischen fehler hält, daß Wrangel bei seinem Einzug in Berlin im November die Bürgerwehr durch Verhandlungen zum freiwilligen Abzuge bewog, und zwar aus dem Grunde: "wenn es zum kleinsten Gefecht gekommen wäre, so wäre Berlin nicht durch Kapitulation, sondern gewaltsam eingenommen, und dann ware die politische Stellung der Regierung eine andere gewesen." So auch Gerlach. Mit den "feinden heut Vormittag unter uns" kann er niemanden anders meinen als die Deputationen im Schlok, die der Rheinländer unter führung des liberalen Oberpräsidenten, die des Magistrats und der Stadtverordneten, die bekanntlich Bodelschwingh selbst herbeschieden hatte, also politische Kräfte, welche die

neue Politik des Königtums, mehr oder minder gern, soeben als Bundesgenossen anrief oder sich gefallen ließ: in letter Linie ift dieser feind im eigenen Lager die neue Politik selbst und ihre Vertreter im Rate des Königs. Die Untwort des Prinzen zieht bereits die Konsequenz dieser Gesinnung. Indem sie das Datent vom 18. März kurzsichtig genug als Konzession an den Strakenpöbel fakt, kann sie dem Kampfe der Truppen fein geringeres Ziel als die Zurücknahme des Pateutes feken. In diesem Gegensatze war Wilhelms eigentliche Gesinnung deutlich: der Bak seiner Geaner traf darin mit instinktiver Sicherheit das Richtige.

So lebt denn in dem armeefeindlichen Instinkt der bürger= lichen Barrikadenkämpfer offenbar ein richtiger politischer Bedanke. In den beiden Beerlagern des Strakenkampfes treten in gesammelter Stärke zwei Staatsanschauungen einander gegenüber, die alte der absolutistisch-militärischen Monar= chie, die neue des umgestalteten Preukens, diese sogleich in das Ertreme ausgeartet: beide Elemente begehren innerlichst eine Auseinandersetzung mit den Waffen, einen Kampf auf Leben und Tod, jene von der Ordnung der Disziplin zurückgehalten, diese in hitiger Gewalttat den Ausbruch provozierend. Und nun begreifen wir die peinliche Lage derjenigen Elemente des Staates, denen nichts Schlimmeres als dieser Zusammenstoß begegnen konnte: der Politik der neuen Ura, voran des Könias selbst und seiner konstitutionellen und "germanomanen" Ratgeber. In dieser Mittelstellung lieat der tragische Konflift im Ceben des Königs. Er soll mit den Machtmitteln des alten von ihm aufgegebenen Staates, von dem er sich innerlich aar nicht losgelöst hat, die vorge= schrittensten derjenigen Elemente niederwerfen, an deren Seite ihn die Konsequenzen seiner deutschen Politik geführt haben. Darin liegt der Widerspruch, und in seinem Gefolge alle Halbheit, alles Schwanken, alle Schwäche in seinen einzelnen Handlungen. Micht allein aus unmännlicher und sentimentaler Weichheit, wie man immer will, sind sie zu erklären: der prenkische König, der in den Albendstunden sich verzweifeln= den Tränenausbrüchen hingibt, empfindet am schmerzlichsten doch, daß der kübne klna seiner deutschen Politik in den ersten

Unfängen scheitert und nun ihn selber, Königtum und Staat, in die allaemeine Katastrophe binabzieht.

Und nicht minder versteben wir von bier aus die haltung der anderen Elemente, die den Kampf nicht wollen, dem Königtum ergeben sind und doch wie halbe Bundes-"autgesinnten" genossen der Empörer erscheinen. Die Kreise des Bürgertums, die Männer des "Mikverständnisses", die in immer neuen Deputationen vor den Könia dringen und mit ihren schwächlichen Vermittlungsvorschlägen naturnotwendig die Sache der Revolutionäre fördern. Dor allem aber die führer der ständischen Candtaasopposition von 1847, die der Revolution fast mit verschränkten Urmen gegenüberstehen und, vom rein militärischen Standpunkt beurteilt, nabezu als Verräter erscheinen müssen. Das bistorische Derständnis ihrer Stellung wird vielleicht besser als durch Unklagen an historischen Beispielen erläutert. Wie die deutschen Reichsstände insgesamt bis 1521 in der durch Cuthers Auftreten entfesselten antiklerikalen Bewegung einen willkommenen Bundesgenossen für ihre Gravanina gegen Rom erblicken: wie Eamont und Oranien die Greuel des Bildersturmes eine Weile gewähren laffen, weil der Druck auf die geängstete und bilfsbedürftige Brüsseler Regierung im Interesse ihrer ständischen Ambitionen lieat; wie in der französischen Revolution ein Teil der Aristofratie, nach der Rolle des parlamentarischen Adels nach enalischem Vorbilde lüstern, die Unfänge der Bewegung gegen das absolute Königtum begrüßt: ein ähnliches Verhältnis offenbart sich auch bier. So ist das vielerörterte Aluftreten Vinckes vor dem König am Albend des 18. März zu verstehen, so die zweideutige Beweglichkeit des fürsten felir Sichnowsky, der zu der ersehnten Rolle eines preußischen Mirabeau nur ein vordringliches Temperament, nicht aber Kraft und Charafter mitbringt. Der ständischkonservative protestantische freiherr aus Westfalen und der ultramontan-legitimistisch gesinnte schlesische Magnat: beide nichts weniger als Gesinnungsgenossen derer auf der Straße, aber Wortführer eines Elementes, das im bisherigen Preußen nicht die erftrebte Geltung gefunden hatte: beide können nicht wünschen, daß die Urmee die vollständige Mieder=

werfung der Gegner herbeiführe und damit die Aussicht auf die Rückfehr zu dem alten absolutistisch=militärisch=bureaukra=tischen Systeme eröffne.

Verfolgen wir den Verlauf dieser Krisis noch bis zur

Katastrophe.

Einer der Irrtumer, die sich immer mehr in der historischen Literatur festzusetzen scheinen, ist die allzugunftige Auffassung der Lage am Morgen des 19. März. Bewiß, die Truppen hatten überall gesiegt und mit großer Capferkeit und rühmlichster Hingebung den ersten Teil des vorgenommenen Oroaramms erlediat. So einfach aber war die Sachlage doch nicht, daß der neneste militärische Beurteiler sagen darf: "Dom militärischen Gesichtspunkt aus betrachtet, stand mithin die Gefechtslage so günstig wie nur denkbar. 21m 19. März morgens bedurfte es nur des einen Wortes "Vorwärts", und beim ersten Unlauf wären die wenigen Bäuser und Barrifaden genommen worden, welche sich noch in den Bänden der Aufständischen befanden. Etwa nach Verlauf von einer bis zwei Stunden würde General Prittwit dem König haben melden können: Bang Berlin lieat Euer Majestät zu füßen". Wäre dem wirklich so gewesen — auch Busch schließt sich dieser Auffassung an -, dann würde der von dem komman= dierenden General von Prittwitz dem König um Mitternacht erstattete Bericht ein völliges Rätsel sein. Man höre seinen Plan: im Besitz der gewonnenen, während der Nacht noch hier und da zu ergänzenden Stellung will Prittwitz zunächst den Eindruck auf die Stadt und die Revolution abwarten: unterwerfe sich die Stadt nicht, sondern dauere die Aufregung noch einige Tage länger an, dann lasse sich die erlangte Stellung allerdings mehrere Tage behaupten: dagegen seien die Truppen nicht stark genug, die gange Stadt Strafe für Strafe zu nehmen, was der General mit einem friegsgeschichtlichen Beispiel und militärischen Gründen (vor allem der Notwendiakeit, Reserven hinter den sieareichen Unariffs= kolonnen gurudgulaffen, um den Wiederaufbau der Barrikaden und die Wiederaufnahme der feindseligkeiten im Rücken der Truppen zu verhindern) zu beweisen unternimmt; für diesen fall will er die Truppen ans der Stadt herausziehen, dann die

Stadt zernieren und beschießen. Der Sieger selbst denkt also nicht daran, am andern Morgen in einer bis zwei Stunden

die Stadt dem König zu füßen zu legen.

Dieses Gutachten des Generals würde, wenn die beutigen militärischen Beurteiler recht bätten, nur aus einer völligen Verkennung des gewonnenen Sieges zu erklären sein. Man bat kein Recht, sie dem vortrefflichen Soldaten vorzuwerfen. In seinen Grundlinien muß der Bericht durchaus dem tatfächlichen Stande der Dinge entsprechen. Und doch will ich daneben es nicht für ausgeschlossen halten, daß in die färbung des Gutachtens, zumal in die ausmalende Erörterung der äußersten Möglichkeiten, etwas wie vielleicht unbewußte Berechnung bineingespielt hat. Es führt mich darauf eine merkwürdige und, soviel ich sehe, wenig beachtete Stelle in dem Tagebuch Leopolds von Gerlach. Er schreibt am 30. Januar 1852: "Wenn ich auch fehr betrübt bin über die Stimmung des Königs, so befestigt mich in meiner Unterwerfung doch die klare Unschauung, daß Prittwitz und Brandenburg durch ihre innere und daber auch äußere Opposition gegen die Derson des Königs nicht allein innerlich in Sünde, sondern auch äußerlich in grobe fehler gefallen sind. Prittwitz hätte den Skandal des 19. März, den er jetzt stark mitverschuldet, ohne diese Opposition von uns abgewandt; er hatte hinreichende Eigenschaften dazu. 21 ns diefer Opposition sprach er von Mangel an Truppen, von der Möglichkeit die Stadt verlassen zu mussen; aus derselben Opposition gehorchte er Bodelschwingh, ließ die Truppen sich unter der Band verkrümeln, schickte die auswärtigen Truppen nach ihren Kantonnements und gab den anderen die Erlaubnis, nach den Umständen ebenfalls fortzugehen." Gerlach ift im März durchaus Gesinnungsgenosse des Generals Prittwitz, an dieser Stelle aber spricht er einmal nicht als militärischer Parteimann, sondern in seiner großartigen Eigentümlichkeit von seiner höhern Warte als Royalist de pur sang. Uber das, was er unverkennbar andeutet, fann kein Zweifel sein. Er glaubt dem Gutachten Prittwigens eine Tendenz porwerfen zu dürfen, dem König die Lage bedenklicher oder doch weniastens unaewisser, als sie wirklich

war, zu schildern; das konnte natürlich nur in der Absicht ge= schehen, die Dinge länger und fester in den Bänden der militärischen Bewalt zu belassen, und höchstwahrscheinlich weiterbin in der Hoffnung, den König von weiteren Konzessionen zurückzuhalten oder gar zur Ausnuhung des Sieges im reaktionären Sinne hinzuführen. Seine "innere Opposition" ist ja aegen die Politif des Königs vom Morgen des 18. März gerichtet. Gerlach, der, wie wir saben, diese Gesinnung selber teilt, ift bier der denkbar unbefangenste Teuge. So würden die Revolutionskämpfer und die Bürger mit ihrer fiktion eines Begensates zwischen der kampfbegierigen Soldateska und dem friedliebenden König, soweit sie damit auch über das Ziel hinausschossen, wiederum auf dem rechten Wege gewesen sein. Und solche dumpfen Gefühle batten in diesen Stunden die Berrschaft über die leidenschaftlich erregten Massen gewonnen, jede Ahnung wurde vom Basse tausend= fach vergrößert.

Mit Recht hebt Gerlach zugleich hervor, daß Prittwig am Vormittag des 19. März, erbittert über die immer weiter treibenden Konzessionen, die Dinge schließlich ihren Sang gehen und nach dem Rückzugsbefehl, was in einem Sinne sein gutes Recht war, allein die militärischen Gesichtspunkte walten läßt. So hat auch er — ich beabsichtige das hier nicht weiter auszuführen — seinen Unteil an dem Verhängnis. Es liegt mir fern, ihn deshalb zum Sündenbock zu machen oder ihm auch nur eine bestimmt formulierte Verschuldung nachzuweisen: nur wenn man, wie Zusch jett noch mehr als seine Vorgänger versucht, den hochverdienten General zu dem eigentlichen Belden dieser Tage erheben will, dann muß zur Unbahnung eines besseren Verständnisses auch die Kehr= seite hervorgehoben werden. Gerade in dieser, an sich vollendet forgfamen Erörterung von Bufch zeigt fich wiederum, daß auch das gewissenhafteste Tengenverhör nicht zum Siele führt, wenn die entscheidenden Motive der handelnden Personen, von denen in den Akten und Berichten wenig steht, außer acht gelassen werden.

Hatte es in der Absicht des Generals gelegen, den König festzuhalten, dann schlug seine Rechnung sofort fehl. Man hat

bisher die Wirkungen wenig beachtet, welche die in dem militärischen Gutachten entwickelten Möglichkeiten eines mehrstägigen Kampses auf die Stimmung Friedrich Wilhelms ausüben mußten; er vertraute danach seiner Wasse vielleicht nicht so unbedingt, wie er es hätte tun dürsen. Er wurde nur noch in der Richtung bestärkt, die ihm sein weichmütiges Empfinden so gut wie das flehen der Bürgerdeputationen und die Ratschläge der ständischen Führer als gewiesenen Weg empfahlen: vor allem aber brauchte er auf diesem Wege die bisher inne gehaltenen Tinien seiner Politik nicht auszugeben. Denn das halte ich zur Beurteilung der "Proklamation an meine lieben Berliner" für das gewichtigste Moment, daß sie mit der Entschlossenheit der Verzweislung den Versluch macht, an der Politik des neuen Kurses sestzuhalten.

Gewiß sprachen da auch rein menschliche Empfindungen mit. Je länger der blutige Kampf dauerte, desto tieser wurde die Kluft zwischen den Parteien. Man darf auch die Wirkung des Kampses auf die Truppen nicht unterschätzen, wenn man in die Psychologie des Revolutionskampses eindringen und die später eingetretene ungeheure Verschärfung der Gegenssätze verstehen will. Unch die Erbitterung der Truppen mußte in der Berührung mit der blutlechzenden Grausamkeit der Berufsrevolutionäre sich in steter Wechselwirkung bis zur Siedehitze steigern, hüben und drüben das wachrusen, was Treitschke als die tierischen und dämonischen Mächte der Geschichte zu bezeichnen pslegte.

Aber konnten denn dem König die folgen dieses siegereich durchgeführten Vernichtungskampses bei der einmal eingenommenen Stellung seiner Politik erwünscht sein? Der Sieg der Urmee bedeutete mittelbar Verzicht auf die deutsche Idee. Er hätte nach dem Siege sich der Macht in die Urme wersen müssen, die ihn, halb wider seinen Willen, gerettet hatte. Denn Staaten leben mit innerer Notwendigkeit nicht nur nach dem Prinzip, das sie geschaffen, sondern auch nach dem, das in einer Cebensfrage ihr Selbst erhalten hat. Man denke an die "innere Opposition" des Generals von Prittswit, an jene Worte des Prinzen von Preußen: braucht man sich für Preußen auch nicht Perspektiven wie in Österreich

auszumalen, wo nach dem November 1848 die militärischen Staatsretter Schwarzenberg, Windischgrätz, Jellachich als Herren der Cage den Regierungswechsel erzwingen und die politische Führung an sich reißen, so erscheint es doch fragelich, ob nach einem völlig durchgeführten Siege der Armee die Politik des Patentes vom 18. März, was die Gestaltung der innerpreußischen Verhältnisse angeht, sich noch hätte halten lassen. In dem Blut eines mehrtägigen Straßenskanber wäre auch die deutsche Politik Friedrich Wilhelms und Radowikens erstickt worden.

Ob das nicht überhaupt schon am 18. März geschehen war, ist eine andere frage. friedrich Wilhelm glaubte jedenfalls noch retten zu können. In dieser Erwägung sehe ich den Bauptgrund zur Abfassung der Proklamation. Es geht gar nicht an, sie nur, mit Busch, aus purer weinerlicher Schwäche des Könias, aus dem einzigen Verlangen nach "frieden um jeden Preis" zu erklären. Man würde dem König damit unrecht tun. Steht es doch fest, daß Prittwit ihn um Mitternacht gar nicht in einer Derzweiflungsstimmung verlaffen hat, sondern gang gefaßt, offenbar schon vorbereitet, mit seinen Gedanken vollständig ins reine zu kommen, in freier königlicher Entschließung eine Stellung oberhalb der fämpfenden Elemente des Staates im Interesse der Zufunft des Besamtstaats zu nehmen. Der Satz seiner Proflamation, in dem aus der Mischung der auf ihn eindringenden Motive seine innersten Gedanken aufsteigen, sind die Schlukworte: die Berliner sollen vergessen, wie der König vergessen will, "um der großen Tufunft willen, die unter dem friedenssegen Bottes für Preußen und durch Preußen für Deutschland anbrechen wird". So glaubt der König auch jett noch bei seiner Politik bleiben zu fönnen, wenn er die Urmee auf ihrem Siegeslaufe festhält und dem geschlagenen Gegner die Band zur Verföhnung bietet.

Ich brauche von der ungeheuren Selbsttäuschung des Königs über die praktischen folgen seines Entschlusses nicht zu reden. Dieser Schritt mit seinen verhängnisvollen Wirkungen soll auch nicht gerechtsertigt werden — der Historiker hat auch hier weder Unkläger noch Verteidiger zu sein —, aber er wird

durch die Erwägung jenes Momentes verständlicher gemacht, als er bisher war. Er ist nicht mehr eine plözliche Überraschung, aus dem seelischen Jusammenbruche eines einzelnen zu erstlären, sondern nur ein Glied in der Kette jener im Eingang charakterisierten Politik — allerdings ihre Katastrophe.

Man erörtert wohl noch die Rolle Bodelschwinghs bei der Oublikation der königlichen Aufprache. Indem der König fie ihm übersendet, formuliert er allerdings den Befehl zum sofortigen Druck in einer Weise, die dem Minister jede freibeit zu selbständigen Korrekturen überläßt: einer der im Wesen dieses Regimes begründeten Versuche, ein Stud der Verantwortung von sich selber auf einen andern scheinbar abzuschieben. Man kann den Minister unmöglich tadeln, daß er von seiner Befugnis keinen Gebrauch machte, sondern nur den Befehl sah, den er als treuer Diener seines selbstherrlichen Könias zu befolgen hatte. Das war eben die traditionelle Stellung des alten Beamtentums der absoluten Krone Dreuken. zu einer Eigenmächtigkeit großen Stiles ebensowenig imstande wie die Armee zur Gegenrevolution. Auch den von Busch ausaesprochenen Tadel kann ich sachlich nicht für hinreichend begründet balten. Merkwürdigerweise will auch Lorenz gerade in diesem Momente, gang wider seine sonstige Bewohnheit, in Bodelschwinah einen Schuldigen abfassen, indem er ihn an seine "gepriesene konstitutionelle Doktrin" und an seine Verpflichtung erinnert, "den König von der Erfprieklichkeit ministerieller Gegenzeichnung zu überzeugen." Kann es aber etwas Seltsameres geben als in den gewaltigen Bang des revolutionären Natureignisses die papierne formalie einer forrett fonstitutionellen Doftrin einzuschalten? Wir stoken auch hier auf den Mangel der meisten Darstel= lungen der Revolution: ihr Unvermögen, sich in die revolutionäre Psychologie einzuleben. In deren Rahmen ist für die Fragen der Etikette und des regelmäßigen Instanzenzuges so wenig Platz wie für die hergebrachten Verant= wortlichkeitsbegriffe.

Ich halte hier inne. Die Entscheidung ist gefallen. Was nun kommt, sind nur noch Konsequenzen, die wie ein unabwendbares Schicksal eine die andere jagen und in ihrer atem-

losen Bast den handelnden Willen des einzelnen fast unteraeben lassen. Auch für diesen weitern Verlauf hat die Untersuchung von Busch das Detail der Catsachen mit Sorgfalt durchforscht und manche Einzelheit ermitteln können. Dag ich in der Beurteilung auch weiterhin von ihm abweiche, wird sich nach dem Vorangegangenen ebenso von selbst verstehen. In seinem Sinne ift es konsequent gedacht, wenn er in dem anscheinenden Unlauf des Generals von Prittwitz, den Rückzugsbefehl zu widerrufen, noch die lette Peripetie der Tragodie sehen will: "Hätten diese wenigen Minuten dem Pringen und dem General gehört, so wäre das Schreckliche von der Monarchie noch in diesem Augenblick abgewendet worden." Aber es ist kein Zweifel: diese Zufallshistorie würde in den nächsten vierundzwanzig Stunden noch hundertmal die Entscheidung an einem Haare hängend, begriffen in dem Inhalt weniger Minuten, zu sehen wähnen, ohne über die Gründe der Katastrophe flüger zu werden. Denn sie läßt auf ihrer Bühne nur schemenhafte Akteurs ohne fleisch und Blut eine Handlung ohne alle historische Perspektive spielen, statt das Ringen lebendiger politischer Gewalten zu schildern, die von einer lange vorbereiteten Erschütterung gepackt, jum Teil nur dumpf sich ihres Strebens bewußt, gegeneinander getrieben werden: der Elemente eines Staates, die in der all= gemeinen Revolution ihr gegenseitiges Verhältnis grund= stürzend verändern wollen, nachdem der Staat felbst unter dem revolutionären Unftoß seine europäische und deutsche Stellung aufgegeben hat und von seinen eigenen Leitern seines Wesens entkleidet worden ift, um in der großen Politik andere Wege wandeln zu können. Allein, wenn man die preußische Revolution in diesem Zusammenhange ansieht, kann man zum Verständnis des zufälligen Verlaufes der Berliner Märztage gelangen: die letten fragen nach Schuld oder Nichtschuld, Recht oder Unrecht werden nicht zur Entscheidung fommen, aber aus aller Schmach und Schwäche diefer Tage enthüllt sich doch der tiefere Sinn, den zu erfassen im Beiste des Spinozistischen Wortes: "res humanas neque lugere neque ridere, sed intelligere" die höchste Aufgabe des Historifers bleibt.

opologica de la composição de la composi





er heute ausländische Beobachter hört, der vernimmt nur eine Stimme darüber, daß der Strom des politischen Cebens in Deutschland immer eins heitlicher zu fließen, immer mehr von einer zentralen Richtung gelenkt zu werden beginnt;

ohne jede Frage müffen die Dinge sich aus der ferne so ansehen, weil dem Auslande gegenüber die politische und wirtschaft= liche Machtbetätigung des Reiches, manchmal in dem einen perfönlichen Willen repräsentiert, sich nur in gesammelter Einheit äußern fann. Ob aber im Innern diese in unserer Beschichte noch niemals zu danernder Herrschaft gelangte Tendenz sieareich um sich areift, steht doch auf einem andern Blatte, Selb. was von der Generation der alten Unitarier von 1848 und 1866 noch übrig ist, scheint von ihren Idealen zurückgekommen zu fein. Einer ihrer flügften Vertreter fprach unlänaft noch die Meinung aus, daß niemand durch die Umwälzung der Jahre 1870 und 1871 mehr gewonnen habe als die Geschlechter der regierenden fürsten, und er hatte sich in diese Wendung ge= funden, weil sie eben aus dem Beist der Nation beraus aeschehen fei und darum aegen die unitarischen Aberzeugungen recht behalten habe. Und der Schöpfer der deutschen Einheit, der einstige Untipode jener Unitarier, urteilte am Ende über sein Cebens= werk, daß er "niemals darüber im Zweifel gewesen sei, daß der Schlüffel zur deutschen Politik bei den fürsten und Dynastien lag und nicht bei der Dublizistif in Parlament und Presse oder bei der Barrikade", d. h. nicht bei den einst im unitarischen Sinne tätigen Gewalten. Das war von der Vergangenheit gesprochen, und seitdem, zumal nach dem Bingange Bis= marcks, haben sich wieder Momente eines stärkeren Unziehens zentralistischer Neigungen bemerkbar gemacht: jedesmal noch mit dem Erfolge, daß die Empfindlichkeit der in die zweite Linie gedrängten Kräfte gereist wurde und in bewußter Selbstbehauptung reagierte. Gerade bei jeder derartigen Berührung zeigen sich die alten partikularen Tendenzen lebendig: mögen fie nun in den Dynastien nur die äußerlich sichtbaren Mittelpunkte, aber in dem Candichaftsgefühl der einzelnen Stämme die Wurzel ihrer Kraft haben, oder mögen es, wie Bismard auch hier vielleicht als politischer Dadagoge urteilt,

"nicht die Stammesunterschiede, sondern dynastische Beziehungen sein, auf denen die zentrifugalen Elemente ursprünglich beruhen". Genug, sie sind vorhanden, und in unserer inneren und äußeren Entwicklung können Möglichkeiten eintreten, in denen es gut sein wird, daß sie nicht ver-

schwinden.

Wer daher die Gestaltung unseres öffentlichen Cebens versteben will, muß auch Charafter und Berkunft dieser politi= schen Potenzen sich verständlich machen können. So verschiedenartia sie nach ihrem Wesen und ihrer Bedeutung sind, sie stellen Objekte historisch-politischer Betrachtung dar, die auch heute nicht übersehen werden dürfen. Sie reizen das Erkenntnisvermögen des Historikers, weil es sich um Individualitäten handelt, die in der langen Beschichte eines fürst= lichen Hauses oder eines Candes auf eigentümlichem Wege sich gebildet haben, die also ihrer Matur nach der Schöpfung des einigen Reiches um so mehr widerstreben mußten, als sie selber lebensfähiger geworden waren. Und diese Potenzen zu verfolgen, wie sie an der Reichsgründung auch ihrerseits mitwirkten, zu einem Teile sich selber aufgeben mußten und dann doch wieder auf verwandeltem Boden in ihrer Eigenart sich behaupteten, das ist ein historisches Problem von unmittelbarem Interesse.

Die deutsche fürstengeneration, deren Ceben in diesem Sinne bedeutend war, schrumpft heute immer mehr zusammen. Durch den Hingang des Großherzogs Peter von Oldenburg hat sie einen neuen Verlust erlitten. Auch das in ihm zu Ende gegangene Ceben umfaßt in selbständiger Wirksamkeit das halbe Jahrhundert, das die Geschicke unseres Volkes und seiner Fürsten umgewälzt hat; es hatte, in beschränktem Kreise, seinen Anteil daran, das Ganze zu schaffen, und blieb doch wieder in seinem Gange von ganz eigentümlich differenszierten Kaktoren des Besonderen bedingt.

Die folgenden Blätter setzen sich in erster Linie das historische politische Verständnis einer dynastischen Persönlichkeit unseres Vaterlandes zum Tiele, mit der zugleich die Individualität eines deutschen Bundesstaates verbunden ist. Es ist kein Nachruf speziell biographischen Charakters. Ein solcher kann

es nicht fein, weil nur direkte perfönliche Beziehungen dazu berechtigen würden, die mir versaat geblieben sind: statt aus der Onelle lebendiger Unschauung zu schöpfen, vermag ich hänfig nur wiederzngeben, was der Miederschlag dieser Der= fönlichkeit in weiteren Kreisen gewesen ist: auch wo ich dank den gefälligen Mitteilungen Näherstehender die Lücken meiner Kenntnis einigermaßen auszufüllen vermochte, maße ich mir keineswegs an, ein in den satten Karben individuellsten Lebens alänzendes Bild liefern zu können. Die Aufgabe würde um so schwieriger sein, als dem Großberzog die norddeutsche Ingend des s'effacer eignete, die der schon fast wieder verschollene Rembrandtdeutsche an seinen holsteinischen Sands= leuten zu rühmen fand, eine vornehme Unaufdringlichkeit des Wesens, der nur eine gang intime biographische Kunst völlig gerecht wird: eine laudatio in den beim Binscheiden von fürstlichkeiten üblichen höfischen Conen würde ihr vollends übel anstehen. Darum foll in diesem Nachruf der Bistoriker das erste Wort haben, und er wird weiter ausholen müssen, als der Biograph es nötig gehabt hätte.

In jedem einzelnen deutschen Territorialfürsten wirkt als persönlichste Tradition die Geschichte seines Hauses nach; in jedem einzelnen suchen die Sebensbedingungen und »bedürsnisse seinen politischen Ausdruck zu sinden. Belde Quellen der Individualität sind vielsach an derselben Stelle entsprungen. Siegen sie voneinander entsernt — und die solgende Betrachtung wird davon ausgehen —, so wird das Problem komplizierter.

Der Kern des heutigen Großherzogtums Oldenburg ist ein altes gräsliches Territorium an der unteren Weser und Hunte, an den Grenzen von Westfalen und Friesland. Es ist bekannt, daß ein Angehöriger dieses entlegenen und unsbedeutenden Dynastengeschlechtes, Graf Christian von Oldensburg und Delmenhorst, um die Mitte des 15. Jahrhunderts vermöge ständischen Wahlrechtes zum Könige von Dänemark und ein Jahrzehnt darauf auch zum Herzog von Schleswig und Grasen von Holstein emporstieg: von ihm ist das Herrschersgeschlecht begründet worden, das sich während des letzten

halben Jahrtausends unter die ersten Bäuser Europas gestellt hat. Ein jüngerer Bruder König Christians war in dem väterlichen Erbe zurückaeblieben: als dessen Nachkommen mit dem letten oldenburgischen Grafen Unton Günther 1667 ausstarben und der König von Dänemark in den Besitz der Stammarafschaften gelangte, war die selbständige Existenz dieses Territoriums junächst abgeschlossen. Der Ursprung seiner neueren staatlichen Eristenz liegt erst ein Jahrhundert später und wird einer merkwürdigen Verwicklung dynastischer und internationaler Kombinationen verdankt, in deren Mittel= punkt der Streit zwischen den beiden Linien der Machkommen Christians I., der königlichen und der gottorpischen Linie, steht. Manches von diesen Dingen ist in den staatsrechtlichen Kontropersen der vergangenen Menschenalter bis in die lette verstaubte Ede hinein durchleuchtet worden: hier haben wir sie allein unter dem Gesichtspunkt der Berkunft der heutigen Dynastie, des hauses Holstein= oldenburaischen Gottorp, zu erörtern.

Bis auf die schleswig-holsteinischen Candesteilungen von 1544 und 1581 führt die Geschichte der Gottorper als eines selbständigen Bauses zurück. Die damals geschaffenen zwei Candesherrschaften erhielten von den Umtern (Domänen) und Schlössern in Holstein und in Schleswig einen möglichst aleichen Unteil, etwa wie die Ackerbreiten in den verschiedenen Bewannen einer feldmark unter die Berechtiaten verteilt werden: was man im Cehnrecht mit dem Ausdruck Mutschierung bezeichnet, eine Einräumung von Teilen des Lehns zur Sondernutung an einzelne Ganerben, unbeschadet der Bemeinschaft hinsichtlich der Substanz. Es wurden also nicht etwa selbständige fürstentümer begründet, sondern die staats= rechtliche Einheit des Candes blieb unverlett; sie war vor= nehmlich durch die gemeinsame Regierung, der die in Kommunion gebliebene Ritterschaft, Klöfter, adeligen Güter und Städte des Candes unterworfen waren, durch diese gemeinsamen "Stände" der Candschaft und eine Reihe von meinsamen Grundaesetten und Institutionen verkörpert. gab es seit 1581 in Schleswig-Bolstein ständig zwei regierende fürsten nebeneinander, von denen der eine zugleich die

Königskrone von Dänemark und Norwegen trug und in Kopenhagen residierte, der andere aber im Cande selbst auf dem sagenumwobenen alten Herzogsschlosse zu Gottorpsaß. Der Däne hatte den Vorzug der größeren Machtmittel und des Glanzes seiner Würde, er war obendrein auch für den gottorpischen Unteil an Schleswig der Cehnsherr; dagegen erschien der Gottorper auf die Cänge als der Mächtigere in den Herzogtümern, weil er als der Landsässige dem aussländischen Einfluß das Gegengewicht hielt und sich zuerst durch Einführung des Erstgeburtsrechtes vor weiterer Sersplitterung bewahrte, während die königliche Linie für einen jüngeren Zweig, den Sonderburger, eine neue, ohne Beteilisgung an der gemeinsamen Regierung, aber doch mit Hoheitssrechten in ihrem Unteil ausgestattete Sekundogenitur schuf.

Also war in diesem nationalen Grenggebiet die Ausbildung des modernen Territorialstaates von eigentümlichen Schwierigkeiten eingeengt. Und während die doppelt repräsentierte landesherrliche Gewalt im Kampfe mit den Ständen immer weiter vordrang und allmählich das ursprüngliche ständische Wahlrecht auf die Primogenitur reduzierte, konnte es nicht ausbleiben, daß in ihrem eigenen Innern der Zwiespalt ausbrach: früh angelegt, aus der unausbleiblichen Reibung lokaler Gegenfätze entsprungen, aber zu heller Flamme auflodernd, als die gewaltsamen Veränderungen des 17. Jahrhunderts hineinspielten und aus fleinlichen Bändeln ein gewichtiges Moment der europäischen Politik machten. Seit dem verunglückten Eingreifen König Chriftians IV. in den Dreikigjährigen Krieg und fortan je mehr, je länger die aufsteigende schwedische Macht über den Kopf des älteren dänischen Rivalen hinweg die Vorherrschaft in der Oftsee und in 27ord= europa an sich reißt, sett eine holstein-gottorpische Sonderpolitif ein. Sie bescheidet sich junächst, neutral zu bleiben, aber indem sie für ihre selbständigen Regungen doch einer Unlehnung bedarf, ergreift sie notgedrungen in dem Begensat der großen Mächte Partei; der Gottorper Berzog wird der traditionelle Verbündete der Könige von Schweden, mehrfach auch durch familienbande auf das engste an fie geknüpft. Und je nachdem fortan die Entscheidung im großen fiel, sank auch die Wage der Gottorper zu Boden oder schnellte in die Höhe. Der durch die Siege Karls X. Gustav erzwungene friede von Roeskilde brachte ihnen 1658 die Aufhebung der dänischen Cehnshoheit über Schleswig und machte sie bier zu souveränen fürsten. Sobald aber die schwedische Macht erschüttert wurde, hatte auch ihr Derbündeter die Koften mitzubezahlen; schon unter dieser Konstellation gelang es dem dänischen Könige, der anfangs gemeinsam mit Gottorp die kaiferliche Gesamtbelehnung für die 1667 erledigten Grafschaften Oldenburg und Delmenborst erlangt batte, aus einem langen Prozeß durch Reichshofratsurteil als alleiniger Besitter des alten Erbes siegreich hervorzugehen; wurden die erbitterten Gottorper dadurch noch tiefer in das feindliche Sager gedrängt, so konnten sie 1689 nur durch europäische Intervention in ihrem Besitze erhalten werden. Noch einmal verbanden sie dann ihr Schicksal mit den Siegen Karls XII. um durch den Zusammenbruch Schwedens im nordischen Kriege vollends ins Verderben geriffen zu werden. 3m Jahre 1721 nahm der Könia von Dänemark den gottorpischen Unteil an Schleswig unmittelbar in Besitz und vereinigte ihn mit dem seinigen; der Gottorper sah sich auf seinen Unteil an Holstein beschränkt. Niemals aber, auch in den Jahren kümmerlichen Erils in hamburg nicht, gaben sie die hoffnung auf Rückgewinn auf, wie sie sich niemals zu vertragsmäßiger Unerkennung des Verlustes verstanden; von einem starken familiengefühl zusammengehalten, nährten sie, als Opfer der Gewalt und des Unrechts, eine unruhige Prätendentenstimmung: immer von neuem waren sie mit ihren geschäftigen Günstlingen und Diplomaten bereit, die Angelegenheiten ihres Hauses mit der europäischen Politik zu verfnüpfen.

In überraschender Weise bot ihnen bald die versänderte Konstellation der europäischen Mächte diese Mögslichkeit. Die glänzenden Aussichten, die einst das Oldenburger Grafenhaus emporgeführt hatten, schienen sich diesem vom Mißgeschick verfolgten Zweige des Geschlechtes zu erneuern, als der junge Herzog Karl Peter Ulrich von Holstein-Gottorp 1741 in Schweden als Thronfolger anerkannt, dann aber von

der Sarin Elisabeth zu ihrem Machfolger bestimmt wurde und dafür ein anderer Gottorper, Adolf Friedrich, der damalige Inhaber des Bistums Lübeck, den schwedischen Thron bestieg. Die Prätendenten wurden zu europäischen Mächten. Sorge vor diesem Unffteigen mußte in dem bedrohten Danemark die Meigung zu einem friedlichen Abkommen über den alten Zwist verstärken. Mit den schwedischen Gottorpern fam man bald überein, nicht aber mit dem eigensinnigen Großfürsten Deter, der immer wie ein nach Petersburg verbannter Holsteiner empfand und nach dem Ausdruck Elisabeths sich "das elende Holstein und Kiel nicht aus dem Berzen reiken lassen" wollte. Erst seine große Gemahlin Katharina schloß 1767 mit Dänemark einen - wegen der Minderjährigfeit ihres Sohnes Paul zunächst provisorischen — Bertraa. der alle "in dem zur Beherrschung des gangen Mordens berufenen und bestimmten Oldenburgischen hause obwaltenden Uneiniakeiten mit der Wurzel ausrotten" sollte. verzichtete das Baus Bolftein-Gottorp quaunften Dänemarks auf seinen vormaligen Unteil an Schleswig und vertauschte seinen Unteil an Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, behielt aber von Holstein das Bistum Lübed. Diesen Bischofsstuhl hatten nämlich die Gottorper seit 1586 in dauerndem Besitz, indem sie anfänglich in den Wahlen ihre jungeren Dringen durchgesett, mit der Zeit aber eine jüngere Linie eingeführt hatten, die vermöge ihrer an Erblichkeit grenzenden Vertragsrechte mit dem Domfapitel in den erstarrten formen dieses kleinen geistlichen Stifts sich ein fast selbständiges fürstentum schuf. Und eben für diesen jüngsten Zweig des Bauses wurden nunmehr die Stammgrafschaften bestimmt, deren Besitz, hundert Jahre zuvor der Erisapfel zwischen den beiden Oldenburger Linien, ihre Verföhnung besiegeln follte: nachdem Groffürst Daul 1773 den Vertrag bestätigt hatte, übergab er die Grafschaften "zum Etablissement der jüngeren Gottorpischen Linie" dem derzeitigen fürstbischof von Lübed, dem Berzog friedrich August von Holstein-Gottorp. So wurde auf der einen Seite die Ausdehnung der alleinigen Candesherrschaft der königlichen Linie in Schleswig-Bolftein, das gepriesene Werk

der Staatskunst des "großen" Bernstorff, zum Abschluß gebracht, auf der andern Seite ein neues Territorium des Reiches geschaffen oder vielmehr ein altes wiederhergestellt. Diele leicht war es das letzte, das in den verfallenen Körper des alten Reiches eingegliedert wurde; 1774 wurde es zum Herzogetum erhoben, 1778 wurde die vormalige holsteinegottorpische Stimme am Reichstage auf die Herzöge von Holsteine Oldenburg übertragen, und ein Tübinger Staatsrechtslehrer konnte "de novo ducato Oldenburgico" (1779) eine gelehrte Abskandlung schreiben.

Das ist der Ursprung des hentigen oldenburgischen Staates. Inf den verschlungensten Wegen, durch ein rein dynastisches, dänisch-russisches holsteinisches familienabkommen ist er ins Seben gerusen worden. Es ist natürlich, daß die Bedingungen, die ihn schusen, in den späteren Geschießen des Candes und seiner Dynastie als wirkende Kräfte lebendig blieben; auch das Ceben des Großherzogs Peter vermag einen Beweis dafür zu liefern, wie lange sich solche politische Traditionen sortspslanzen können und wie sie, scheinbar schon veraltet und erloschen, doch wieder ausseben.

Das Oldenburger Cand war damals über ein Jahrhundert ein Mebenland der dänischen Monarchie gewesen, dem dentschen Leben zwar nicht entfremdet, aber der deutschedänischen Kultur Kopenhagens erheblich näherstehend. Wie die Grafschaften von den Königen mit einem gewissen vietätvollen Wohlwollen behandelt wurden, so hatte man auch in der unnatürlichen politischen Verbindung kein Unglück gesehen, sondern gern seinen Unteil an einem patriotisch-dynastischen Stolze genommen; etwa wie der Erbe auf einem kleinen entlegenen Bauernhof sich selbstbewußt die Oheime und Dettern zurechnet, die von dem magern Gut hinweg in die weite Welt gegangen sind und es dort zu etwas Großem an Besitz und Ehren gebracht haben; und was mit dem fleinen Bofe irgendwie wirtschaftlich verbunden ift, freut sich der fernen Errungenschaften mit, als wenn sie die eigenen wären. Es ist treffend bemerkt worden, daß man dem erschüttern= den Ringen des Siebenjährigen Krieges beinghe fremd, in

gesicherter Neutralität gegenüberstand, während man Struensfees Erhebung und fall, die letzte Hofs und Staatskatastrophe, welche die Grafschaften in ihrer Verbindung mit Dänemark mit durchlebten, am eigenen Leibe und in eigener Seele empfand. So war noch bei der Wendung im Dezember 1773 der Glaube allgemein verbreitet gewesen, daß der dänische Oberlanddrost nur einem russischen Platz machen solle. Statt dessen wurden die Oldenburger der politischen und kulturellen Gemeinschaft des deutschen Volkes und einer selbständigen Dynastie zurückgegeben.

Wohl ging das altoldenburgische Territorium mit einem Sweige seines alten Grafenhauses eine neue Verbindung ein. So künstlich die Wege dieser staatlichen Schöpfung waren, eine Kunstschöpfung war es doch nicht. Aber die Zusammenbänge beider führten doch so weit durch die Jahrhunderte jurud, daß die Dynastie Bolstein-Gottorp im Cande gunächst fast als eine neue gelten konnte, ähnlich etwa wie in München die Linien der pfälzischen Wittelsbacher, die um dieselbe Zeit das Erbe ihrer baverischen Vettern antraten. Die neuen fürsten sind zwar so rasch mit dem Oldenburger Cande verwachsen, wie es nur die folge beharrlicher und treuer Urbeit fein kann; fie haben zugleich, wie fie durch den Besitz des Bistums Lübeck territorial mit dem Lande Bolftein verknüpft blieben, auch in ihrem Charakter niemals den holfteinischen Ursprung verleugnet und sind alle im Laufe ihrer Regierung wieder in Kombinationen verwickelt worden, die in den internationalen Beziehungen des Hauses Gottorp wurzelten. Daher steht die politische Geschichte Oldenburgs noch lange unter der doppelten Einwirkung der Candesinteressen und vorwiegend dynastischer Gesichtspunkte, die je länger, je mehr zusammenfielen, aber zuzeiten auch wohl wieder auseinandergeben konnten.

Es war nicht ohne Bedeutung, daß die Gottorper an eine lebendige kleinfürstliche Tradition im Lande nicht anzuskuüpfen vermochten. War hier doch über ein Jahrhundert deutschen fürstentumes gewissermaßen ausgefallen, das siècle de Louis XIV und seines deutschen fürstengefolges hatte keine Spuren hinterlassen; Soldatenhandel und Maitressens

wirtschaft, Schlösserlugus und Jagdlasten und aller Zubehör eines absolutistischen Miniaturhofes waren nur von Börensagen bekannt. Und in einer Zeit, die bald dieses gange Wesen zusammenbrechen sah, zeigten die neuen fürsten Oldenburgs pon pornherein keine Meigung, es neu im Cande einzuführen: während des 19. Jahrhunderts auch, das im deutschen fürstentum manche Rückfälle in die vergangene Manier erlebt hat, würden sie solche Urt immer als einen fremden Tropfen in ihrem Blute empfunden haben. Sie waren Söhne des Zeitalters der Aufflärung, deffen Ideen die legitimistische Auffassung des Verhältnisses zwischen fürst und Untertan länast zersetzt hatten. Im Sinne eines aufgeklärten und wohlmeinenden Despotismus gingen sie an die Arbeit; sie fanden in diesem Bauernlande mit seiner ärmlichen städtischen Kultur und seinem unbedeutenden adligen Grundbesitz feine ständischen Gewalten mehr vor, mit denen sie das Regiment hätten teilen müffen; zwar waren es keineswegs, wie Creitschke bemerkt, "die streitbaren Bauern gewesen, die hier den Aldel schon vor Jahrhunderten fast vernichtet hatten", sondern bereits die Candesberrschaft der alten Grafen war seiner Berr geworden: an das reine Beamtenregiment der dänischen Zeit konnten die Berzoge ihre Regierung anknüpfen. länast wußten die besten Vertreter des aufaeklärten Despotismus in Deutschland mehr von ihren Oflichten als von ihren Rechten. Uls wenn friedrich der Große das Wort vom ersten Diener seines Staates vorbildlich auch für sie gesprochen hätte, dementsprechend richteten die Gottorper sich im Cande ein, in Urbeit und Oflichttreue: und wenn in unsern Tagen der neue Großberzog seine Regierung mit den Worten eröffnet bat: "Ich betrachte mich als den ersten Diener meiner Oldenburger", so ist damit nicht ein neuer Kurs eingeschlagen worden, sondern die Tradition eines Jahrhunderts hat nur von neuem einen bestätigenden Ausdruck gefunden.

Ihr Begründer ist weniger der erste Herzog, Friedrich August, der während seiner kurzen Regierung noch ganz Holsteiner und dem Cande ziemlich fremd blieb, als vielmehr sein Nachfolger und Neffe Peter friedrich Cudwig (1785—1829); er erst, obgleich er die längste Zeit nur für einen regierungsunfähigen Detter die Administration führte, versflocht die junge Dynastie wahrhaft mit dem Cande; und er bildete in der Führung seines Cebens und seiner Regierung den Cypus vor, der sich in seinen Nachfolgern konstant erhielt. In ihm ist die erste der drei Generationen repräsentiert, die — Dater, Sohn und Enkel — bis heute zusammen 115 Jahre, regiert haben und, wie außerordentlich viele Tüge der Familiensähnlichkeit bezeugen, eine Urt innerer Einheit darstellen; zumal der verstorbene Großherzog Peter lenkte in der Grundanlage seines Charakters und in mancher Neigung zu der Urt des

Brogvaters wieder gurud.

Herzog Peter Friedrich Cudwig gehörte seiner ganzen Entwicklung nach den Gruppen des deutschen hohen Adels an, die nicht bloß in ihrem besonderen Vaterlande, sondern in internationalen Beziehungen und in der Gesamtkultur Europas wurzelten. In einer oftpreußischen Garnison des Regiments Bolstein war er geboren: denn sein Vater, der Ahnherr also des heutigen großherzoglichen hauses, war der friderizianische Beneral Georg Ludwig von Holstein, der gleich manchem jüngeren Orinzen sich dem Dienst im Beere des großen Königs gewidmet hatte und sich erst von ihm trennte, als nach seinem verspäteten Eingreifen in die Schlacht bei Torgau ein hartes fönigliches Wort "das langfame holsteinische Pferd" verletend getadelt hatte. Gleich darauf vorübergehend nach Detersburg berufen, war er noch in die Katastrophe seines Detters, des Faren Peter III., verflochten und bald darauf in Kiel hinweggerafft worden. Dann nahm die Farin Katharina sich der Erziehung seiner unmündigen Söhne an; weitab von ihrer deutschen Beimat und ihren ruffischen Verwandten - wer konnte wissen, welcher Bestimmung sie hier oder dort entaegengingen? -, in Bern und Bologna wuchsen sie auf, in schlichter, bürgerlicher Zucht; die eigenhändige Erziehungs= instruktion Katharinas befahl, "daß gleich anfangs dero Gemüter von dem eitlen Wahn des Stolzes und des Vorzugs vor anderen Menschen entfernt würden". Auf einen kurzen russischen Militärdienst Peters folgten Reisen, ein mehrjähriger Unfenthalt in England als Schule für das öffentliche Ceben, dann die Zurudgezogenheit eines vornehmen Privatmannes in Hamburg, bis unerwartete Verwicklungen diesen dynastischen Kosmopoliten zum Nachfolger seines Oheims in Oldenburg und Eutin beriefen. Mit tiefem Pflichtaefühl arbeitete er sich in die neuen Aufaaben dieses kleinen Kreises ein. Durch schwere Schläge in seinem privaten und öffentlichen Ceben war er zum ernsten Manne gebildet worden. Die anspruchs= lose Schlichtheit seines Auftretens entsprach seiner innersten Neigung: es reizte ihn nicht, seine Sphäre durch äußern Schein zu vergolden. Aber die beschränkten Mittel machten eine sparsame Wirtschaft nötig: beute wird eine kleine städtische Kommune, selbst eine größere bäuerliche Gemeinde des Candes eher über die Veransgabung beträchtlicher Mittel verfügen als damals der Berr des Landes selbst. Ein tüchtiger Baushalter in erster Linie, vermochte er der kargen Einfachheit des öffentlichen Lebens nur in bescheidenem Make eine gewisse Sier durch seine Lieblingskunft, die Malerei, zu verschaffen; er hatte die Vorliebe dafür schon während seiner Jugend in Italien eingesogen und vererbte sie auf seinen Enkel. Rechtlich und nüchtern durch und durch, por allem wenn er als arbeitsamer Geschäftsmann dem Wohl des Müchtern auch in religiösen Dingen, ein Candes diente. protestantischer Christ der Aufklärungszeit. In der Auseinandersetzung mit einem seiner ibm perfönlich am nächsten stehenden Beamten, dem Grafen friedrich Leopold Stolberg, vermochte er wohl bei dessen Konversion vorwurfsvoll zu fragen: "War bei Cag und Nacht Ihnen meine Cur je verschlossen?", denn diese Trennung ging ibm nabe. Der gange Ideengang Stolbergs aber, das "unbeschreiblich Romantische", blieb ihm schlechterdings unverständlich, und in einem Briefe an die Kaiserin Maria Paulowna von Rukland urteilte er furgab: "Sein glübender Eifer läßt ihn die Brengen überschreiten, die das Bute und Rechte erfordern, da ja diese Tugenden selbst nur die folge einer Verstandesoperation sein können und nicht die eines aleichsam unmittelbaren Untriebes".

Das Zeitalter der europäischen Revolution brachte seinem Cande zunächst eine ansehnliche Vergrößerung. Richt allein wurde das Vistum Lübeck, durch Verwandlung der überlebten kormen des Stifts in ein weltliches und erbliches kürstentum,

ihm ohne jedes Mittel unterworfen. Vor allem erhielt er für seinen notgedrungenen Verzicht auf den Elsslether Weserzoll, das wertvollste Vermächtnis der landesherrlichen Politik der alten Grafen — hatten doch von seinen Erträgen in däuischer Zeit die gesamten Kosten der Zivil- und Militärverwaltung bestritten werden können —, als Ersat das hannoversche Amt Wildeshausen und vom Niederstift Münster die Amter Vechta und Cloppenburg. Außerlich war dem Cande eine willkommene Abrundung verschafft worden; innerlich wurde durch diesen Zusat katholischer Zevölkerung die einheitliche Physiognomie des Candes erheblich verändert. Tunächst freilich blieb keine Teit, die neuen Erwerbungen mit dem

alten Bestande zusammenzuschweißen.

Wie alle deutschen fürsten, wurde der Herzog durch den Jusammenbruch des Reiches auf eigene füße gestellt, aber rascher noch als andere sollte er erleben, welches verhängnis= volle Geschenk die Souveränität für einen ohnmächtigen fleinen Dynasten inmitten des europäischen Weltbrandes bedeutete. Nachdem schon der Krieg Napoleons gegen Rufland 1806 zur vorübergehenden Besetzung seines Candes durch holländische Truppen geführt hatte, garantierte der Tilsiter friede ihm wieder den ungestörten Besitz. Schien doch der Bund zwischen Allerander und Mapoleon gerade dem gottorpischen Verwandten des Faren einige Sicherheit zu gewährleisten. Aber das Umgekehrte geschah: das Berzogtum Oldenburg wurde sogar einer der Unlässe, die die Entzweiung der beiden Weltherrscher hervorriefen und damit in weiterer folge das Schickfal Europas umgestalten sollten. So wenig einst die französische Republik vor dem elfässischen Besitz deutscher Reichsfürsten und Reichsritter Halt gemacht hatte, ebensowenig konnte Napoleon, wenn er den Krieg gegen England durchkämpfen wollte, auf das fundament seines Systems, die straffe Durchführung der Kontinentalsperre, verzichten; das war der Grund, weshalb er die Aberwachung der Mordseeküste unmittelbar in die Hand zu nehmen sich entschloß und im Dezember 1810 das Berzogtum Oldenburg zusammen mit Holland, den Hansestädten und den übrigen Teilen der Mordseefüste dem Kaiserreiche einverleibte. Er war nicht ohne Gefühl dafür, daß er durch

diesen Bruch des Tilsiter Vertrages den Faren empfindlich beleidigen würde, und hatte einen Unlauf zum Entgegenfommen und zu Entschädigungen genommen, wie es sonst nicht Stil in seiner Diplomatie war. Schließlich hatte er unter dem zwingenden Druck seiner gegen England gerichteten Gesamtpolitik doch den Schritt vollzogen; "le centre de la contrebande avec l'Angleterre", wie er das Bergogtum nannte, follte ausgelöscht werden, auf die Gefahr hin, daß das russische Bündnis einen argen Stok erhielt. Die Schwieriakeit begann, als Berzog Peter mit ehrenhafter Unhänglichfeit an sein Cand erklärte, "daß man ibn zwar von seinen Candsleuten trennen, aber nimmermehr bewegen könnte, ein Aquivalent für sie anzunehmen", und wider Erwarten die angebotene Entschädigung durch das Erfurter Bebiet ftol3 und fest ablehnte. Und dann belehrte der russische Protest gegen die Unnexion den Kaiser, daß er in dem Faren doch den Holstein-Gottorper empfindlicher gefränkt hatte, als in seiner Berechnung lag. Twar wollte auch Alexander, obaleich er den Streich als eine Ohrfeige für eine befreundete Macht empfand, keinen Kriegsfall aus der Kränkung seines dynastischen Ehrgefühls machen; es war keine frage, daß dieser Streitfall hinter den tieferen Ursachen des Bruches an Bedeutung zurückstand; schien doch etwas Berechtigung darin zu liegen, wenn Napoleon fragte: "à qui fera-t-on croire, que l'Oldenbourg soit le vrai motif de la querelle? Entre des grandes puissances on ne se bat pas pour l'Oldenbourg." Aber der Stein war ins Rollen gebracht. Die russische Politik hatte jett eine Gelegenheit, vor gang Europa einen oftensibeln Vorwurf dem Kaifer Mapoleon immer von neuem vorzuhalten, als wenn nur eine bewufte Brüsfierung beabsichtigt gewesen wäre; eben an der Urt, wie sie hinfort dieses Argument behandelte, erkannte Napoleon, daß sie das Zerwürfnis immer weiter zuspitzen wollte. Darin liegt wohl die zuweilen zu fehr aufgebauschte Bedentung der Oldenburger Frage, in deren einzelne diplomatische Phasen wir nach den Veröffentlichungen von Bignon, Tatistcheff und vor allem von Albert Vandal einen Einblick gewonnen baben. Man wollte in Detersburg über die dynastische Kräntung hinwegsehen, aber man machte eine viel ernsthaftere Sache daraus, wenn man als Ersat für den Verwandten des Faren das Großherzogtum Warschau oder ein erhebliches Stück davon verlangte. Denn die oldenburgische frage mit der polnischen verquicken, schloß für Napoleon eine unannehms bare forderung in sich: "nein", antwortete er, "und wenn die russische Armee auf dem Montmartre stände." Je drohens der die Lage wurde, um so mehr trat das Herzogtum Oldens burg zurück. Das durch einen internationalen familienvertrag geschaffene Fürstentum war nur noch ein fangball in dem diplomatischen Kampse zweier mit Notwendigkeit auf den Bruch lostreibender Weltmächte geworden.

Cief gebeugt hatte der Bergog sein Sand verlassen und sich, obgleich ihm immerhin das fürstentum Lübeck geblieben war, nach Rugland begeben, wo er allein auf Hilfe rechnen konnte. Trotz seiner verwandtschaftlichen Beziehungen zum Zaren war seine Lage kaum gesicherter als die der vaterlands= losen gottorpischen Prätendenten von ehedem, auf ungewisse Aussichten beschränft, wie damals, als er als Knabe seinem Dater an den hof Peters III. gefolgt war; auch seine Sohne traten in diesen neuen Wirkungskreis ein, der Erbpring als faiferlicher Gouverneur von Esthland, der jüngere (von dem die beute in Aufland beimisch gewordene Linie der Berzöge von Oldenburg stammt) als Gouverneur von Twer, Nowgorod und Jaroslaw. In den ruffischen Beeren nahmen sie an den Kriegen von 1812 und 1813 teil, Bergog Peter an der Spitze der freilich nicht zu bedeutenderen Leiftungen berufenen rufsisch=deutschen Legion, bis die Siege der Verbündeten Napoleon wieder aus Deutschland hinauswarfen und auch in Oldenburg die Fremdherrschaft vor den gefürchteten Kosakenschwärmen das Weite suchte.

Im November 1813 ergriff Herzog Peter wieder Besitz von Oldenburg. Welche Unsumme von Not und Bosheit aber hatte dieses Land heimgesucht seit dem 28. februar 1811, als der französische Kommissar, tags nach der Abreise des Herzogs, in der Lambertikirche zu Oldenburg die neuen Unterstanen mit der widerwärtigen Phrase begrüßt hatte: "Franzosen, mit diesem schönen Namen begrüße ich euch

hente, Bewohner dieser Gegenden, welche jüngst noch Oldenburger hießen". Drei Jahre hatten genügt, um die Segnungen der französischen Herrschaft kennen zu lernen. Dielleicht noch das Geringste, am ehesten zu Ersetzende war der kolossale Verlust an Hab und Gut, bei dem einzelnen und bei dem Gemeinwesen; schmerzlicher als diese Ansplünderung war der Verlust an Menschenleben unter den zur flotte oder zum Landheer Konskribierten, der Tausende, die auf den russischen Schlachtseldern geblieben, und schließlich derer, die nach voreiliger Erhebung dem Standrecht verfallen waren; das Verderblichste blieb die Lockerung aller Bande unter den entsittlichenden Wirkungen des französischen Präfektenregiments, die Verwilderung der Gemüter, die den Glauben an den Wert und die Beständigkeit der staatlichen Gemeinschaft fast verloren hatten.

Und eben darin lag nach der Wiederherstellung auch die heilsamste und höchste Lehre für fürst und Volk. Die Souveränistät hatte nichts als Unheil gebracht, die fürstlichen familiens beziehungen hatten nicht ausgereicht es abzuwehren; was hatte alles Bemühen einer wohlmeinenden Regierung genutht, wenn es mitsamt der ganzen dynastischen Gründung von 1773 widerstandslos von der großen Sturmslut hinwegesespült wurde. Erst der Befreiungskampf des deutschen Volkes predigte, worin allein die Rettung liegen konnte: wenn man, wie die anderen dynastischen Schöpfungen Deutschen und Index wieder in einem nationalen Ganzen, in den Aufgaben und Iwecken einer großen Volksgemeinschaft festen Halt fand.

So wurde durch die franzosenzeit bei fürst und Volk die Richtung auf das gemeinsame Vaterland befestigt; man war oben und unten ein gutes Stück deutscher geworden, als man sich wieder zusammensand und aus dem tatlosen Selbstgenügen früherer Jahrzehnte in die Anforderungen einer großen Zeit hineinwuchs. Der Anteil am Vefreiungsfriege mußte zunächst beschränkt sein; erst im feldzuge von 1815 hatte der Herzog die Freude, ein selbständiges Kontinsgent oldenburgischer Truppen ins feld ziehen zu sehen. Und erstand aus dem Kriege auch nicht das eine und ganze Deutschs

land der Patrioten, so bot wenigstens für das Oldenburger Kand der Deutsche Bund einen unvergleichlich größeren Unsteil am nationalen Ceben, als ihm seit Jahrhunderten beschieden gewesen war.

27och auf anderthalb Jahrzehnte war es dem Berzog vergonnt, den Menban seines Staates zu leiten. Er hatte den alten Besitsstand nicht nur bergestellt, sondern ihn auch vergrößern können: freilich waren die entlegenen Gebietstrümmer an der Nahe, die man später als fürstentum Birkenfeld bezeichnete, ein höchst zweifelhafter Erfat für das Scheitern seiner auf den Erwerb Oftfrieslands gerichteten und von Außland vergeblich gegen den hannöversch-englischen Einfluß unterstützten Wünsche; glücklicher war der Gewinn der Berrschaft Tever, die schon den alten Grafen von Oldenbura gehört hatte und, nach einer fast abenteuerlichen dynastischen Rundreise über das fürstliche Baus Unbalt-Terbit, die Farin Katharina und das Kaiserreich Aufland, in die frühere Derbindung gurudfehrte. Alle alten und neuen Gebiete mußten jett zu einem Staatsganzen vereinigt, die Verwaltung mußte auf straffer bureaukratischer Grundlage reorganisiert, die wirtschaftliche Wiederherstellung mit den vorhandenen sparsamen Mitteln versucht werden; als Berzog Deter starb, batte er im Gedächtnis seiner Candsleute seinen Mamen für immer mit diesem Neuban des Staates verknüpft. Sohn Paul friedrich August (1829-1853) trat ein reiches Erbe an treuer, landesväterlicher Urbeit an, und auf allen Gebieten öffentlichen Lebens bat er seinem Dorsak, "sein angestammtes Cand zu einem deutschen Musterstaat zu machen", rastlos nachaelebt.

Als Mensch brachte er zu dieser Aufgabe mehr mit als mancher andere. Seine Erziehung hatte der Vater noch ganz im Geiste der Fürstenerziehung des 18. Jahrshunderts durch eigene Anweisung geleitet und ihr das Ideal der Humanität, die "unermüdliche Ausbildung des Geistes und des Herzens", zum Tiele gesetzt; auf den im Sinne allgemeiner Vildung, nicht etwa militärischer Stansdeserziehung, angelegten Jugendunterricht waren das Unisversitätsstudium in Leipzig und lange Reisen in England und

Südenropa gefolgt. Wohl unterschied er sich in manchem von dem Vater. Die Erlebnisse der ersten Mannesiabre hatten in ihm doch einen lebhaften Unteil an militärischen Dingen erweckt. Dem Jüngling hatte auf dem Erfurter fürstenkongreß der frangösische Übermut Tränen des Zornes ins Gesicht getrieben, die dem scharfen Blide Napoleons nicht entgingen; mit um so freudigerem Hochgefühl hatte er sich am ruffischen feldzug, bei Tarutino und Borodino, rühmlich beteiligt, und seine Haltung in der Schlacht bei Leipzig erschien dem preußischen Kronprinzen als Mufter; als er zur Regierung gelangt war, legte er besonderen Wert darauf, die militärischen Einrichtungen seines Candes den Unforderungen des Deutschen Bundes gemäß zu gestalten. Die deutschnationale Stimmung war seit jenen Jugenderinnerungen schon stärker als in dem Vater entwickelt, so daß er in der Teit der bösesten Reaktion sich nicht scheute, dem Dater zu schreiben: "man müsse die sogenannten demagogischen Umtriebe zwar mit Ernft, aber ohne Bärte behandeln: der Ursprung sei ein guter und reiner." Man hat seine Bedeutung "mehr in dem, was er war, als in dem, was er tat", gesehen: denn nach dem ernsten und gemessenen Vater fiel junächst die ungemeine Liebenswürdigkeit dieser Persönlichkeit auf. Ein ihm nahestehender kluger Beobachter urteilt: "Er war einer der liebenswürdiasten Menschen, die gelebt haben, einer der wenigen, die wohl nie einen persönlichen Gegner oder feind gehabt haben. Sein hervorragenofter Zug war die reinste Berzensgüte und Menschlichkeit." Und das Urteil fernerstehender beweift, daß darin keine höfische Schmeichelei lag; auch der sehr nach dem Bergen urteilende König friedrich Wilhelm IV. meinte einmal: "Er gehört zu den wenigen Menschen, denen man gut sein muß, man mag wollen oder nicht." Seinem Vater glich Großberzog August in der raftlosen Tätigkeit in den Regierungsgeschäften; fast auf allen Gebieten ging er mit persönlichster Initiative voran, und schon der frühe Morgen fand ihn um 6 Uhr am Schreibtisch; wie er in Rufland als Urheber des Efthländischen Bauerngesetzes von 1815 ein autes Undenken hinterließ, so zeigte er in der Regierung seines Candes fast überall eine glückliche Band.

Und doch sollte diese segensreiche Regierung gleich im Beginn einen bedenklichen politischen fehler begeben. War unter dem Vater die äußere staatliche Eristenz des Candes von den dynastischen Beziehungen, die es geschaffen hatten, mehr= fach entscheidend beeinflußt worden, so wiederholte sich unter dem Sobne diese Einwirkung in einer für die innere Entwicklung des Landes unheilvollen Weise: in der großen Frage des Zeitalters, der Einführung einer Verfassung. Die frage mar allerdings gerade in Oldenburg nicht leicht zu lösen, weil alte landständische Institutionen sich im Stammlande nicht erhalten hatten und obendrein die unglücklich zerstreute Lage der einzelnen Territorien Schwierigkeiten bot: es handelte sich um einen Meuban von Grund aus. Großbergog August zögerte nicht Band daran zu legen. Bald nach der Juli= revolution wurde in seinem Rate eine landständische Derfassungsurkunde entworfen, die auf wichtigen Bebieten der Besetzgebung und finanzverwaltung der Candesvertretung eine nicht blok beratende, sondern auch beschliekende Mitwirkung einräumen sollte. Das ganze Werk scheiterte jedoch daran, daß die Regierung vor dem Erlaß der Verfassung sich wenigstens im allgemeinen der Zustimmung des Königs von Dänemark und des Kaisers von Aufland, "der beiden Chefs des Hauses Holstein", versichern wollte. Die beiden fonservativen Mächte aber übten an dem Entwurfe eine vernichtende Kritik, rieten dringend zur Beschränkung der Konzeffionen und verlangten fogar, daß Oldenburg - aus Rücksicht auf die Lage des fürstentums Lübed - sich mit der dänischen Regierung und ihren Verfassungsabsichten für Schleswig-Bolstein in grundsätzliches Einverständnis setze. Vor diesem Einspruch wich die oldenburgische Regierung gurud. Oldenburg blieb, wie Treitschke, ohne diesen Bergang zu fennen, bemerkt, "bis zum Jahre 1848 der einzige unter den größeren deutschen Staaten, der für die Verwirklichung des Artikel 13 der Bundesverfassung gar nichts tat." Und daß dies geschah, lag nicht etwa an dem üblen Willen oder der absolutistischen Gesinnung seines fürsten, obgleich es nicht ausbleiben konnte, daß er von beiden Seiten danach falsch beurteilt wurde. Einzig und allein die Rücksicht auf jene dynastischen Kombinationen, aus denen einst der Staat hervoraegangen war, verhinderte den Großherzog und seine Regierung an der strikten Erfüllung der dem Deutschen Bunde und nach eigener feierlicher Anerkennung auch den Untertanen geschuldeten Pflichten. Der politische fehler lag in dem ersten Schritte, die Zustimmung der beiden Kronen nachzusuchen: damit hatte man sich für den fall, daß diese Zustimmung versagt oder von Bedinaungen abhängig gemacht wurde, die Bände gebunden. Wie tief doch die ausländischen Einflüsse in der vormärzlichen Zeit auf unsere inneren Verhältnisse eingewirkt haben! Ob dem oldenburgischen Bürger und Bauer ein bescheidenes Mak von Mitwirkung an der Bergtung seiner Steuerlasten gewährt werden sollte, unterlag der Zegutachtung der Kabinette von St. Detersburg und Kopenhagen, und die erste Schuld lag nicht in fremder Anmakung, sondern in dem noch allzustark in diesen Beziehungen murzelnden Bewuftsein der Dynastie.

Natürlich rächte es sich, trotz allen guten Willens der Regierung, daß der Staat noch in den formen des alten, mit seinen allmächtigen Umtmännern schaltenden patriarchalischen Regimentes beharrte, als er von der Revolution des Jahres 1848 ergriffen wurde: jett wurde er um so rascher und wider= standsloser umgestaltet. Da man ohne jede Unknüpfung an das historisch Gegebene aus dem Neuen schuf, wurde man durch den gewaltigen Druck der revolutionären Bochflut so weit vorangetrieben, daß das ganze Verfassungswerk nach der radikalen Theorie ausgebaut wurde. Auch nach Revision von 1852, die auf verfassungsmäßigem Wege, ohne Einmischung des "Reaktionsausschusses" des wiederheraestellten Bundestages, zustande fam, blieben die konstitutionellen Rechte des Candes in einem Umfange bestehen, daß die Verfassung immer noch als eine der liberalften Deutschlands aelten konnte. Obaleich eigentlich radikale Elemente im Lande keinen Boden hatten und durch die Dersönlichkeit des fürsten keineswegs hatten geweckt werden können, war die Regierung weit zurückgeworfen worden.

Großherzog August empfand diese Wendung in seinen letzten Cebensjahren sehr schmerzlich, etwa wie einen Uns dank für redliches Bemühen. Trotzem verharrte er nicht

innerlich in Ablehnung, sondern ergriff die Gedanken der neuen Zeit, vor allem des neuen Deutschlands ohne jeden Rüchalt. Es mochte bei einem fürsten überraschen, der bis 1848 als ein Begner jeder Verfassung verschrieen war: auf dem Berliner kürstenkongreß von 1850 wurde ihm von einem fürstlichen Genossen vorgehalten, er zeige sich mehr "links". als man von ihm aealaubt babe, worauf er scharf bemerkte. es gabe manche, die sich viel weiter "rechts" befänden, als recht sei. Daß er unter dem Druck der Revolution sich mit der deutschen Idee befreundete, konnte für seine wirkliche Gesimnung nichts beweisen: aber er hielt auch an ihr fest, als die Wasser längst wieder verlaufen waren. Er stand treu zu der preußischen Union und erklärte, im Widerspruch mit seinem Candtage, dabei bleiben zu wollen, "wäre er auch der lette, in der Aberzeugung, daß die Abtrünnigen am Ende doch umkehren würden"; selbst als König friedrich Wilhelm IV. die Unions= verfassung für unausführbar erklärte, beschwor er ihn in einem Privatschreiben, "standhaft zu bleiben und durch Aufrechterhaltung der Union der Retter Deutschlands zu sein." für seine Person war er zu jedem Opfer bereit. hatte sein Dater die europäische Souveranität der deutschen fürsten nach dem Wiener frieden als ein Unglück und eine Gefahr betrachtet, so sprach er 1849 offen aus: "Ich für mein Teil werde gern dem Reich die Souveränität, soweit sie ihm gebührt, zurückerstatten; ich weiß sehr wohl, die gürsten haben am Reich einen Raub begangen, und nicht zu ihrem Vorteil." Seinem Sohne Deter war es dann vorbehalten, in der Cat freiwillig auf Stude seiner Souveranität zu verzichten, nicht nur zugunsten eines — noch nicht vorhandenen — deutschen Reiches, sondern zugunften der deutschen Macht, von der er die Neugestaltung des Vaterlandes zuversichtlich erwartete, und das schon lange vor den Ereignissen von 1866 und 1870. Was bei Großherzog August nur noch den letzten Cebens= jahren einen tieferen Gehalt gab, das bedeutete für seinen Sohn den Einschlag im entscheidenden Moment seiner politischen Entwicklung.

In der großen Bewegung der deutschen Revolutionsjahre hat der jetzt dabingegangene Großberzog Peter den ersten selb= ständigen Entschluß als fürft und Deutscher fassen müssen. Es ist eine alte Wahrheit, daß die Revolution nicht bloß die Massen, sondern auch die Dynastien ergriffen hat, daß sie ihre Berechttsgung nicht zwingender offenbaren konnte als dadurch, daß sie die fürsten selber zu Deutschen machte. Der Cebenslauf, den wir bisher in seinen historischen Voraussetzungen kennen gelernt haben, setzt unter diesem Zeichen ein.

Erbgroßherzog Nikolaus friedrich Deter (geb. 1827) war ein zwanzigjähriger Jüngling, als er, ganz nach denselben Orinzipien wie sein Vater und Großvater erzogen. nach dem Ausbruch der Revolution von dem Universitäts= studium in Ceipzia hinmea an die Seite des Vaters zu selb= ständiger Mitarbeit an den Ereignissen berufen wurde, die den oldenburgischen Staat von Grund aus umwandelten. So fteht schon äußerlich das Jahr, das mit einem hinreißenden Aufwand von edler Leidenschaft dem Vaterland seine Größe und sein Blud guruderobern wollte, an der Schwelle seines politischen Lebens. Und schon bevor er selber den Thron seiner Väter bestieg, sollte er den Beweis ablegen, daß seine deutsche Gesinnung ibm nicht nur von der Revolutionsfurcht abgenötigt worden, sondern der Ausdruck einer tiefer wurzelnden Aberzeugung war. Die erste Orobe fand ibn auf dem Scheideweg zwischen seinem deutschen und seinem dynastischen Empfinden, und er mußte, wohin er zu gehen hatte.

Es war die schleswig-holsteinische Frage, die von dieser doppelten Seite her das oldenburgische Kürstenhaus in Mit-

leidenschaft zog.

Großherzog August hatte nach dem Erlaß des offenen Briefes von 1846 seine Rechte seierlich vorbehalten; während der Revolution, im Kriege mit Dänemark, hatte er an der wackeren Haltung der oldenburgischen Truppen wohl seine Freude gehabt, aber den ganzen Krieg im Grunde nicht gesbilligt, da er, hier vorwiegend noch dynastisch empfindend, in einem Familienarrangement über das zukünstige politische Derhältnis der Herzogtümer die beste Lösung der Frage gessehen hätte. Als dann nach der Revolution die beiden Häupter des Oldenburger Hauses, der König von Dänemark und der

Zar Nikolaus, die Regelung der Thronfolge für den dänischen Besamtstaat in die Band nahmen, einigten sie sich zunächst über die Derson des von russischer Seite empfohlenen jungen Erbarokherzogs Deter von Oldenburg als ihren Kandidaten für den fall des Aussterbens der dänischen Königslinie. war flar, daß diese Rolle nur auf der Basis des die Integrität des dänischen Gesamtstaates garantierenden Condoner Drotokolles übernommen werden konnte. Nach Sybel wäre es der Vater Peters gewesen, der geringe Eust zu dieser bedenklichen Ehre gezeigt hätte: doch hat dieser vielmehr die gang seinem Sinne entsprechende Aussicht ergriffen, und erst an dem Sobne und seinen Bedingungen ift sie gescheitert. In einer Denkschrift vom 5. September 1850 motivierte der Erbgroßberzog seinem Vater seine Ablebnung. Mit seinem starken Rechtssinn, der zentralen Eigenschaft seines Wesens, aina er von dem alten Sate: "justitia fundamentum regnorum" aus und forderte vor allem gewissenhafte Wahrung der Rechte nach allen Seiten bin. Junächst gegen den oldenburgischen Zweig seines Bauses und sein eigenes Beimatland, dem für den fall der Durchführung gewisse Opfer — wahrscheinlich das fürstentum Lübeck als Mitgift - zugemutet waren: .ich bin zuerst Erbarokberzog von Oldenburg und habe als solcher heilige Pflichten gegen mein angeborenes Vaterland zu erfüllen." Er wollte um so weniger "aus wenigstens scheinbar ehraeizigen Absichten Oldenburgs Interessen opfern", als ihn die glänzende Aussicht an sich nicht reizte. "Ich halte", schrieb er, "was meine individuellen Wünsche betrifft, das Belingen der Kombination für ein persönliches Unglück. Ich habe nicht jenen Ehrgeig, der vom Besitz einer Krone sich blenden läft. Ich wünsche mir keine, am wenigsten diese, wo man zwischen zwei feindlichen Parteien stehen wird und außer dem haffe beider oder wenigstens einer derfelben ausgesett zu sein, in tausend Gefahren, Ungerechtigkeiten und Inkonsequenzen zu begehen, geraten würde. 211s Großherzog von Oldenburg branche ich keine welthistorische Rolle zu spielen, in Dänemark mußte ich es. Meiner Ehre bin ich es schuldig, keine solche zu übernehmen, die ich nicht durchführen kann." Trotdem aber wollte er über alle persönlichen Bedenken hinwegsehen und sich zu der undankbaren Rolle des König-Herzogs bequemen, falls den schwergeprüften Cändern dadurch der Frieden gebracht werden könnte: aber nur unter der einen Grundbedingung, auch den Herzogtümern gegenüber das Recht als feste Stütze auf seiner Seite zu haben. "Ohne Sicherstellung der Rechte der Herzogstümern, ohne Sicherstellung der Rechte der Herzogstümern nehmen "auf die Gefahr hin, als der Urheber des Unsglücks verschrieen zu werden, welches dann über die betreffens den Länder, über Europa selbst, hereinbrechen würde. Mein gutes Gewissen wird nich dann von aller Schuld freisprechen, aber die Geschichte die Urheber einer so frevelhaft leichtsinnigen Politik nur zu bald verurteilen."

Das erste politische Aktenstück schon zeigt den jungen fürsten von seinen hauptsächlichsten Seiten: gewissenhafter Rechtlichkeit und nationaler Gesinnung. König friedrich Wilhelm IV. urteilte über die Denkschrift: "Ich bin in einem Entzücken darüber, aber der junge Berr wird mehr in diesem Sinne handeln als fich ausfprechen muffen." lag aber auf der Band, daß er nach einer so offenbergigen Aussprache nicht mehr in die Lage kommen konnte zu handeln. Er kam seitdem für Dänemark und damit auch für Rukland als Kandidat nicht mehr in Betracht. Seine Baltung machte die geplante Kombination hinfällig und trug ihm den heftigen Forn des Faren ein, der die Berrichaft des Bauses Bolftein-Bottorp in Dänemark im eigenen Interesse gern gesehen Es fam nunniehr zwischen Dänemark und Rukland eine Einigung über einen andern Thronfolger, den Herzog Christian von Glücksburg, den sog. Protokollpringen, zustande: diesem ift dann gleich nach seinem Regierungsantritt das von Deter prophezeite Dilemma und die Katastrophe nicht er= spart geblieben.

Sobald Peter nach dem Hingange seines Vaters am 27. Februar 1853 den Thron bestiegen hatte, wohl vorbereitet in den Lehrjahren einer ernsten Teit, zögerte er nicht, auch durch die Tat seine nationale Gesinnung zu betätigen. Schon sein erstes Regierungsjahr brachte mehrere hervorragende 21ste, die allerdings nicht das alleinige Verdienst des neuen

fürsten, sondern schon unter dem Vater vorbereitet waren und erst unter ihm zum sormellen Abschluß geführt wurden; aber dem Vollender, der die Folgen dieser Entschließungen zu vertreten hatte, darf gewiß ein Teil des Verdienstes zugerechnet werden. Denn es handelte sich um nichts weniger als die schon in den Revolutionsjahren angelegte, nun aber dauernd

entschiedene Wendung Oldenburgs zu Preußen.

Diese Wendung war auf der einen Seite eine Abwendung von Hannover. Sie mochte auf den ersten Blick um so auffälliger erscheinen, als das Bauptgebiet Oldenburgs, vollkommen von dem hannoverschen Königreich umschlossen, wirtschaftlich auf diesen Nachbar durchaus angewiesen und schon seit 1836 mit ihm im Steuerverein zu einem besonderen zollpolitischen Ganzen vereinigt war; dazu kam seit Unfang der fünfziger Jahre auch eine dynastische Verbindung, indem Grokherzog Deter und König Georg V. zwei Schwestern, altenburgische Prinzessinnen, beimführten. Aber die wirtschaftliche Verbindung bedeutete für Oldenburg zugleich eine gewisse Albhängigkeit von Kannover, die der Machbar sowohl in der Behandlung zollpolitischer Fragen als in den seit dem Beginn des Eisenbahnbaues wichtigen Verkehrsfragen rücklichtslos in seinem Interesse ausnutte: man war schon deswegen frob. als der Widerspruch des Oldenburger Candtages gegen die geplanten Zollerhöhungen des Steuervereins das geldbedürftige Hannover seit 1851 zu Unterhandlungen mit dem preukischen Follverein drängte. Dazu hatten die Revolutionsjahre gelehrt, daß auch die Gefahr für die politische Selbständiakeit Oldenburgs gerade von diesem Machbar drohte. In mehreren Entwürfen der Könige, auch in dem Entwurf einer Teilung des Reiches in Kreise von dem österreichischen Minister Schwarzenberg, war Hannover durch die Unnexion von Oldenburg und Braunschweig zu einem starken Mordseereich erweitert worden; für Schwarzenberg war der leitende Bedanke, die Mittleren durch die Kleineren fo zu ftärken, daß fie Preußen gegenüber widerstandsfähiger würden, dieses aber einer sicheren Gefolgschaft beraubt würde; und die Mittleren, and Hannover, ließen sich solche Aussichten gern gefallen. Die Wahl aber zwischen einer Mediatisierung durch den König von Hannover und einer Mediatisierung durch das Dentsche Reich konnte sür den Oldenburger nicht schwer fallen. Freilich ist es nicht allein die Sorge um die eigene Erhaltung gewesen, die schon Großherzog August und dann seinen Sohn zum treuen Festhalten an der Reichsverfassung, an der preußischen Union und schließlich direkt ins preußische Lager trieben: das ideale Moment, die nur auf diesem Wege mögliche Zukunft des Gesamtvaterlandes, siel in jeder Phase der Entwicklung für ihre Wendung zu Preußen entscheidend

in die Wagschale.

Uns diesen Motiven beraus hat Großberzog Deter am 20. Juli 1853 den Vertrag geschlossen, durch den ein kleines Stud Candes an der Jademundung an Preußen zur Unlegung eines Kriegshafens abgetreten wurde. Die Vorgeschichte dieses Vertrages, seines ersten politischen Aftes von allgemeiner Bedeutung, knüpft rudwärts an die Geschichte der fläglich gescheiterten ersten deutschen flotte an sichon damals hatte die oldenburgische Regierung sich bemüht, die Verlegung des Reichskriegshafens an die Jade durchzusetzen); vorwärts weist dieses Ereignis auf die Schöpfung der preußischen und dann der neuen deutschen flotte bin. Auf beiden Seiten waren es Männer, die, Großberzog August voran, an den flotten= plänen der Revolutionsiahre eifrig mitgearbeitet batten und weniastens etwas retten wollten: wenn man immer wieder des schmachvollen Ausganges jener Bestrebungen und der Derauktionierung der ersten Reichsmarine gedenkt, sollte man sich doch auch erinnern, daß, dank dem Eifer einiger patriotischer oldenburgischer und preußischer Beamten, aus eben dieser Katastrophe der Ursprung Wilhelmshafens, nach den Worten des Prinzen Adalbert des Bauptfundamentes der neuen flotte, als eine Morgenröte stolzerer Zeiten aufgestiegen ift. Die Verhandlungen wurden seit ihrem Zeginn im Juni 1852 sehr geheim gehalten, schon um die gleichzeitig zwischen dem Zollverein und Steuerverein schwebenden Verhandlungen nicht zu stören; in Preußen waren außer den Unterhändlern nur der König, Pring Adalbert und Manteuffel eingeweiht. Schon im September 1852 erfolgte die Einigung der beider= seitigen Unterhändler über einen Vertraasentwurf, fraft

dessen Oreuken ein kleines Gebiet an der Mündung der Jade nebst dem angrenzenden Wassergebiet, die freie fahrt auf der Jade, das Recht der Marinepolizei auf der Reede und die nötigen Militärstraßen erhielt, dagegen sich zum Schutze der oldenburgischen Schiffe, des oldenburgischen Seehandels, der oldenburgischen Küsten durch die preußische Kriegsmarine, zur Berstellung einer flottenstation im Jadebusen und sämtlicher auf der Jade nötigen Schiffahrtszeichen, und schließlich zum Bau einer Eisenbahn verpflichtete, die vom Marineetablissement über Varel und Oldenburg in südlicher Richtung, jum Unschluß an die Köln-Mindener Eisenbahn, führen sollte, sobald Preußens finanzlage es irgend ge= statte. Die Bauptverpflichtung Preußens aber stand in einem von vornherein zur Geheimhaltung ausersehenen Sevaratvertrage: danach sollte Preußen in dem Streite der Gräflich Bentinckschen Kamilie über die Erbfolge in den sog. Gräflich Aldenburgischen fideikommikbesikungen die Vermittlung übernehmen und den Übergang der dem Großberzog nur als Suzerän untertanen Berrschaft Knivbausen an Oldenburg bewirken: damit sollte nicht bloß ein ärgerlicher Rechtsbandel, der sich längst zu einem Rattenkönig von juristischen Kontroversen ausge= wachsen hatte, aus der Welt gesetzt, sondern zugleich für das abgetretene Gebiet eine zwanzigmal größere Territorial= entschädigung geboten werden. Die günstigen Bedingungen konnten in Oldenburg wohl befriedigen und den Entschluß zur Abtretung erleichtern. Großberzog August erklärte sich dem Könige friedrich Wilhelm mit der nicht unbedenklichen Aufaabe von Souveränitätsrechten einverstanden, "weil er darin die Unfänge einer maritimen Bedeutung Deutschlands erblicke und der Hoffnung lebe, daß das neue Band, welches zwischen Preußen und Oldenburg geknüpft werden solle, zum Segen beider Länder gereichen und das Wohl Deutschlands fördern werde." Diese von allgemein politischen Gesichts= punkten diktierte Auffassung stießt jedoch in Berlin anfangs auf keine Gegenliebe: nur Prinz Adalbert zeigte ein lebhaftes Interesse, die reaktionäre Partei verhielt sich schon aus Rudsichten ihrer spezifisch preukischen Dolitik durchaus ablehnend, und der ihr nabestebende finanzminister von Bodelschwingh

fand in den finanziellen Derpflichtungen das Interesse Dreukens keineswegs genügend gewahrt. Während nun der König, nach seiner Urt zwischen den Darteien bin und her schwankend. zu keinem Entschlusse kommen konnte, trat eine Stockung ein, mährend welcher Großherzog August starb und sein Sohn das begonnene Werk mit Eifer aufnahm. Erst nach langen Kämpfen — auch der Pring von Preußen war jeht zugunsten des Vertraas in das Gebeimnis gezogen — wußte Manteuffel die Unterschrift des Königs zu erlangen. Um 20. Juli 1853 konnte der Vertrag vollzogen werden. Er wurde zunächst gang geheim gehalten, insbesondere hielt man es für aut, den Zusammenhang der Verträge über die preußischen Entschädigungen und die Vermittlung in der Bentindichen Sache zu perdecken, indem man in einem Scheinvertrage an Stelle der von Preußen zu beschaffenden Berrschaft Knivhausen eine entsprechende Entschädigung in barem Belde stipulierte. Deröffentlichung erfolgte erst am 9. Januar 1854, nachdem zuvor am 1. Januar 1854 der Eintritt des Steuervereins in den preußischen Zollverein vollzogen und damit die Gefahr eines Querstriches von hannöverscher Seite beseitigt worden war. Mochten auch mehrere preukische Minister auf das äußerste unwillig über den Abschluß sein, die Kammern beider Länder, in völligem Einklang mit der öffentlichen Meinung, nahmen ihn fast einstimmig an. Der größte Born über den Dertrag erhob sich in Hannover. Der schon durch die Beim= lichkeit verlette König Georg erblickte darin "eine oldenburgische Unterstützung preußischer Eroberungsgelüste, der Absicht, Bannover mit einem Gürtel von festungen zu umgeben, und die Unbahnung einer Mediatisierung Hannovers wie Oldenburgs"; er schickte einen Adjutanten nach Oldenburg, um womöglich den Bundesverfassung zuwiderlaufenden" Vertrag gängig zu machen. Großherzog Deter aber wies in seiner Ablehnung ausdrücklich — was freilich für Hannover kein Trost war - auf den deutschenationalen Standpunkt des Vertrages hin. Auf die Mahnung, sich nicht unter preußischen Kanonen zu begeben, erwiderte er fühl, meine, die festung Minden liege näher bei Hannover als Beppens bei Oldenburg.

Die Bedeutung des Vertrages lag mehr in der Zukunft als in der Gegenwart. Im Augenblick vermochte Preußen aus dem "Wasserloch an der Jade", wie auch Bismarck im Parteistil seiner Krenzzeitungsfreunde spottete, keinen greifbaren Nuken zu ziehen. Oldenburg gewann zwar die in der Berrschaft Zever belegene Enklave Kniphausen sofort, und konnte, zumal seit der Verbindung mit dem Follverein, hoffen, sich wirtschaftlich von dem Ubergewicht Hannovers zu befreien: die unmittelbaren Wirkungen der noch lange auf dem Papier stehenden flottenstation ließen natürlich auf sich warten, und in der wichtigen verkehrspolitischen frage des Eisenbahnbaues vermochte Bannover die Ausführung durch die Verweigerung des Durchlasses durch sein Gebiet erfolareich zu verbindern: erst nach 1866 konnten die Früchte aeerntet werden. für den Augenblick aber ruhte das eigent= liche Gewicht auch nicht in diesen Einzelheiten des Vertrages, sondern vielmehr in seiner symptomatischen Bedeutung für die Gesamtpolitik. Großherzog Peter hatte Partei ergriffen für den fall, daß die deutschen Einheitsbestrebungen im Sinne der preußischen Begemonie feste Bestalt annehmen follten; man wußte unzweidentig, wo er im Augenblick der Entscheis dung stehen würde: nicht im Lager derer, die - wie viele seiner Mitfürsten — die Abtretung als eine Sünde gegen den beiligen Beift der Sonveränität empfanden, sondern bei denen, die ein patriotisches Opfer im Dienste der Allgemeinheit zu würdigen wurten. Und wenn wir heute eine große Zufunft auf dem Wasser erstreben und mit stolzer Boffnung das Beer unserer Panger über den Ozean senden, dann wird der rückwärts gewandte Blick um so dankbarer den fürsten aufsuchen dürfen, der in trüber Zeit solche Möglichkeiten mit= bereiten balf.

So war die Stellung Peters in der deutschen Politik gegeben. In den fünfziger und am Anfang der sechziger Jahre finden wir ihn mit Baden, Weimar, Koburg unter den wenigen, die zu Preußen hielten. So schreibt Bismark im Februar 1858: "Jedenfalls gehört der Großherzog von Gldenburg zu dens jenigen deutschen Fürsten, welche entschiedene Hinneigung zu Preußen an den Tag legen, wenn auch seine Intentionen

nicht zu allen Teiten einen richtigen Ausdruck durch die Organe der oldenburgischen Regierung gefunden haben. Diese Gesinnung des Großherzogs zu erhalten und zu steigern, kann für uns unter Umständen von erhöhter Wichtiakeit sein. Insbesondere bei künftigen Verhandlungen über das Schickfal des Zollvereins kann die Baltung Oldenburgs von wesentlichstem Einfluß auf die Entschlüsse Bannovers sein, welches lettere bei einem entschlossenen Widerstande Oldenburgs nach seiner geographischen Lage kaum imstande sein dürfte, eine von der unfrigen unabhängige Zollpolitik durchzuführen." Aus demselben Jahre liest man in den Memoiren des Herzogs Ernst von Koburg: "So staunt man fast, daß eine Ungahl treuer patriotischer Männer nicht ermüdete. Unter die letzteren zählte in hervorragen= der Weise auch der Großberzog von Oldenburg, der auch seinerseits das Programm aufgenommen hatte, welches wir seit dem Jahre 1850 verfochten." Im Sinne dieser Politik geschah es, daß Peter sich im Januar 1860, als die Kommandeurstelle des oldenburgisch-hanseatischen Truppenforps erledigt war, vom Pringregenten von Preußen den Beneralmajor von Fransecky, trotz aller hannoverschen Begenbemühungen, für diesen Posten erbat. Fransecky hat sich nachmals mit hoher Befriedigung über seinen Wirkungsfreis in Oldenburg ausgesprochen und besonders das rückhaltlose Entgegenkommen des Großherzogs gerühmt, der ihn in allen seinen Bestrebungen auf das eifriaste unterstützte und, so erregt auch der König von Bannover ihn vor dem Tündnadelgewehr als "einer völlig unkriegsgemäßen" Waffe warnen ließ, die Bewaffnung der Truppen und den ganzen Dienstbetrieb nach preußischem Muster in persönlichster Initiative durchführte.

In die Beweggründe für Peters allgemeine politische Haltung mischte sich seit Ende der fünfziger Jahre und sortan immer wirksamer noch ein ganz persönliches Moment: sie wurde in steigendem Maße durch die näher rückende schleswigsholsteinische Krisis bestimmt.

Schon bei dem Bundesratsbeschluß vom zz. februar 1858, der die dänische Gesamtstaatsverfassung als nicht in

rechtlicher Wirksamkeit für Holstein und Cauenburg stebend erklärte, schrieb Peter, er hoffe, wenn man sich auch erst im Stadium eines schwachen Unfangs befinde, daß Deutschland auf diesem Wege "seine Ehrenschuld abtragen werde." Im Dezember 1858 verfafte er unter dem Citel "Die Bedentung des deutschedänischen Konfliktes und seine Wirkung auf Deutschlands innere und äußere Verhältnisse" ein Memorandum, von dem Berzog Ernst von Koburg sagt: "Man darf die umfanareiche Urbeit, welche die Lage Europas aus der ge= nauesten Kenntnis der Dinge schilderte, als eine der ausge= zeichnetsten Staatsschriften jener Teit bezeichnen; da sie in befreundeten Kreisen zirkulierte, fand sie bei patriotischen Männern sofort die größte Beachtung." Prophetisch wurde in ihr betont, daß in der Lösung dieses Konfliktes auch der Wendepunkt für die deutschen Geschicke beschlossen sei. Und fortan war Oldenburg im ganzen Verlauf des Streites der= jenige Bundesstaat, der den Abergriffen Danemarks nach dem Bergen der öffentlichen Meinung in vorderster Reibe entgegentrat: er stellte nach der Einverleibung Schleswigs am 30. März 1863, trotz Bismarcks Abraten, beim Dentschen Bunde die radikalsten Unträge: als erster Bundesfürst protestierte Deter gegen den Regierungsantritt Christians IX. in den Berzogtümern. Er war aber keineswegs in dieser frage nur ein idealer Vorfämpfer deutschen Nationalgefühls. sondern verband, ganz anders als die öffentliche Meinung gerade von ihm erwartete, sehr reale Zwecke mit seinen Be= strebungen: auf ihrem Grunde ruhte die Hoffnung, durch Wiederbelebung der gottorpischen Unsprüche auf Schleswig-Holstein selbst derjenige zu werden, der fraft persönlichen Rechtes die Erfüllung der nationalen Wünsche, die Losreiffung der Berzogtümer von Dänemark, erringen könne.

Wir fommen damit zu der bedeutenosten Aftion seines politischen Lebens. Ein vollständiger Einblick in ihre Motive und Tusammenhänge ist zurzeit noch nicht möglich; wir kennen sie an entscheidenden Stellen nur ans ihrem Verhältnis zur Politik Vismarcks, deren Auffassung im Buche Sybels durche leuchtet, auf der einen Seite, und auf der andern Seite aus ihrer Venrteilung durch die orthodox-augustenburgische Partei,

wie sie neuerdings noch in der Darstellung von Jansen und Samwer zum Ausdruck gekommen ist. Schon aus diesem Grunde läßt sich ein endgültiges Urteil über die schließlich gescheiterten Bestrebungen nicht fällen. Uur die Jusammensphänge des Gesamtverlauses und die leitenden Gesichtspunkte

Peters können hier gewürdigt werden.

Die Idee reichte schon weit gurud. Alls ihr intellektueller Urheber wird in den meisten Quellen der Urchivrat Leverkus bezeichnet, der an der Beschaffung des historischen Bearundungsmaterials hervorragend beteiligt gewesen ist. Die Hauptsache ift, daß in Deter selber, nachdent er sich einmal mit der Aberzeugung seines Rechtes durchdrungen hat, das dynastische Empfinden des Holftein-Gottorpers in voller Stärke wieder auflebt, vielleicht zuerst durch die Kombination von 1850 an= geregt, durch die Verbindung mit der antidänischen nationalen Bewegung über sich selber hinausgehoben, aber immer in der Tradition des Bauses am tiefsten wurzelnd. Als Träger dieser Traditionen fühlte sich der fürft, dem in dieser Aftion die ganze Geschichte seines Hauses, vor allem die seines gottorpischen Zweiges vom 16. bis 18. Jahrhundert, lebendige Geftalt annahm. Bis auf die Verträge von 1460, in denen sein Ahn Christian zum Berzog von Schleswig-Bolstein gewählt wurde, mußte man zurückgehen, und von hier aus fortschreitend bis zu den Verträgen hin, durch die die gottorpische Linie im Jahre 1773 aus der aktiven Beteiligung an Besitz und Regierung der Cande rechtlich ausschied, die rechtshistorische Ent= widlung aller für die Thronfolgefrage in Betracht kommenden staats-, lehns- und privatfürstenrechtlichen Momente zum Erweis dieser Unsprüche erörtern. Ob diese juriftische Begründung stichhaltig war — von der überwiegenden Mehr= 3ahl der staatsrechtlichen Autoritäten wurde sie unbedinat abgelehnt —, kommt für den Historiker nicht in erster Linie in Betracht. Peter stütte darauf das Recht des Unspruches nicht bloß auf den bis 1721 bzw. 1773 im Besitze des Hauses Gottorp befindlich gewesenen und dann auf die königliche Linie übergegangenen Unteil, sondern auf die gesamten Berzogtümer.

Der Unspruch war natürlich nur zu erheben, wenn der näher berechtigte ältere Zweig der gottorpischen Linie, das russische Kaiserhaus, zustimmte und sein eventuelles Erbrecht dem jüngeren Zweige durch Zession übertrug. Es war dem Großherzog schon im Jahre 1860 gelungen, während eines Aufsenthaltes in Petersburg, den Zaren Alexander II. dafür zu gewinnen und eine vom kürsten Gortschakoff ausgestellte Versicherung nach seinen Wünschen zu erlangen. So sührten seine auf dynastisches Recht gegründeten Ansprüche sofort wieder zu ihrer Verquickung mit den internationalen Kombinationen, die 1773 den Staat gegründet hatten. Natürslich mußte ihre Durchführung erheblich gefördert werden, wenn das Gewicht Rußlands zu ihren Gunsten in die Wagschale siel.

Immerhin war die Position Peters keineswegs günstig. Indem sie sich nur auf dynastische, von Rußland sau unterstützte, in Deutschland sehr gering gewertete Unsprücke gründete, mußte sie alsbald mit der nationalen Bewegung in einen starken Swiespalt geraten. Daß Peter nun aber, von seinen persönlichen Wünschen fortgerissen, über den dynastischen die nationalen Gesichtspunkte keineswegs aus dem Auge versloren hatte, bewies er von vornherein dadurch, daß er mit seinen Ansprüchen nach der Thronbesteigung Christians IX. zunächst zurückhielt. Obwohl er sie vertraulich sowohl dem Hause Augustenburg als dem König von Preußen mitteilte, wollte er im allgemeinsdeutschen Interesse nicht eher offen hervortreten, als die Auseinandersetzung mit Dänemark ersfolgt sei, um während des Krieges eine Spaltung Deutschlands zu vermeiden.

Erst als der Krieg durch die Erstürmung der Düppeler Schanzen in der Hauptsache entschieden war, zögerte er nicht länger. Um 31. Mai 1864 erklärte der russische Botschafter auf der Condoner Konferenz, daß sein Kaiser durch den Hinfall des Condoner Protokolls von 1852 seine Erbrechte als wieder in Kraft getreten betrachte, sie aber dem Großherzog von Oldensburg übertragen wolle; am 19. Juni traf Peter mit dem Faren Alexander in Kissingen zusammen und erwirkte im Sinne der früheren Verabredungen ein kaiserliches Handschreiben, das die förmliche Abtretung seiner angeblichen Rechte in Aussicht stellte; am 23. Juni meldete er seine Ausprüche bei dem Bundestage förmlich an. Die Ablehnung in Deutschs

land war allgemein. Der großen nationalen Bewegung gegenüber, die unter dem Zeichen des angestammten Berzogs friedrich VIII. Konservative und Liberale, fürsten und Völker in überschwenalichem Rausche vereinigte, erschien der Großherzog als der Störenfried in der Eintracht, der mit unlauterem Wettbewerb das bessere Recht des Augustenburgers antasten wolle; den Liberalen zumal galt die spezifisch dynastische Bearundung als ein unerträglicher Ungebronismus — als wenn die Stellung des 2lugustenburgers sich nicht auf ähnliche Grundlagen gestützt hätte. So häuften sich die Proteste und Kundgebungen von allen Seiten; sie waren in Schleswig-Holstein fast einstimmig und sie blieben auch im Oldenburger Cande nicht aus. So aut wie alle andern deutschen Volks= vertretungen stellte sich der oldenburgische Candtag fast einmütig auf die Seite der augustenburgischen Unsprüche: überall im Cande sprachen entschiedene Kundgebungen ihr Bedauern über die Sonderaktion ihres fürsten aus. zeigte sich, daß die Wege der Dynastie und die des Candes, wie sie verschiedener Berkunft waren, auch zuzeiten wieder auseinander gehen konnten; ja für den fall, daß das Unternehmen Deters gelang, lag eine völlige Trennung der beiden nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit.

Es wäre nicht abzusehen gewesen, wie unter diesen 11mständen seine Kandidatur überhaupt eine gewisse Bedeutung erlangen sollte. Aber fie besaß einen platonischen Freund, der über eine andere tatsächliche Macht verfügte als die Begeisterung des Volkes: Preuken. Deter hatte schon sehr früh den König Wilhelm und seinen Minister über seine Absichten und die Zustimmung Ruklands verständigt, und wenn er den König sich keineswegs geneigt gemacht hatte, so war er bei Bismarck doch auf ein gewisses Entgegenkommen ge= stoken. Es war flar, daß Bismarck nichts Erwünschteres kommen konnte als die Unmeldung neuer Rechtsansprüche, weil dadurch die Entscheidung der Rechtsfrage erschwert, jedenfalls aber hinausgeschoben murde. Mit der Cosung: ruchaltlose Prüfung der verschiedenen Unsprüche, konnte er die diplomatische Alktion des Augustenburgers zunächst zum Stillstand nötigen, er gewann auf alle fälle Zeit, um einer Lösung

im preußischen Sinne die Wege zu ebnen. Das alles war jo offensichtlich, daß viele kluge Cente eben deswegen die Aftion Deters für eine Diversion der preukischen Dolitik er-Sodann fam für Bismarck ein besonderer Unlag bingn, der oldenburgischen Kandidatur oftentativ — wenn auch mit dem Vorbehalt der Prüfung - das Wort zu reden; er tat mit dieser theoretischen Bevorzugung dem russischen Kaiser einen billigen Gefallen, was er im Interesse seiner Besamtpolitik, zumal während des dänischen Krieges, nicht verschmähen durfte. So ließ er sich am 10. Juni vom Faren in Kiffingen wegen der freundlichen Aufnahme der Kandidatur beloben, erflärte amtlich und aukeramtlich, daß nunmehr die Lage völlig verändert sei, und vermaß sich dem Bergog von Augustenburg gegenüber zu der Rodomontade, er wolle es unternehmen, in drei Cagen die Kandidatur des Großberzogs von Oldenburg durchzubringen. In Wirklichkeit bedeutete sie für ihn nicht viel mehr als ein neues Eisen in dem feuer. das por allen Dingen das aute preußische Schwert zu härten bestimmt war. Daß ein tatsächliches Eingehen auf die Unsprüche Deters für Bismard außer aller Berechnung gelegen hätte, wird man nicht sagen dürfen, weil der große Realpolitiker stets auch andere Möglichkeiten als die schließlich erfolgte preukische Cosung in Betracht zog. Sollte es äußerstenfalls doch zur Gründung eines neuen Mittelstaates kommen, so zog er allerdings die Persönlichkeit Peters dem Augustenburger vor. Einerseits stand der Großherzog in keiner Beziehung zu den liberalen Politikern, die in Preußen und Deutschland die Stimmung des Volkes beherrschten, die Majoritäten der Parlamente auf ihrer Seite hatten und ihren Einfluß bis tief in die höfischen Kreise, auch in Dreußen, ausdehnten; aus Rücksichten der inneren preußischen und der gesamtdeutschen Politik wäre er für Bismard unvergleichlich annehmbarer gewesen als der ihm eben durch jene Parteiverbindungen unsympathische Augustenburger. Und während dieser in seinen Konzessionen an Preußens militärische und maritime Machtstellung in den Berzogtümern von Bismarck als zu kleinlich auf seine fürstliche Souveränität bedacht erfunden wurde, schien Deter auch in dieser Binsicht guver=

lässigere Garantien zu bieten: gerade damals — gewiß im Tusammenhange mit den schleswigsholsteinischen Absichten des Großherzogs — war durch einen neuen Staatsvertrag zwischen Preußen und Oldenburg die Abtretung im Jadesgebiet erweitert worden.

Ob Großherzog Peter zeitweilig auf Bismarcks Unterstükung ernstlich gebaut hat, ist nicht leicht zu bestimmen. Daß er aber keinesweas willens war, dieser Politik als blokes Werkzeng zu dienen, steht den gegenteiligen augustenburgischen Behauptungen zum Crotz außer Zweifel. Auf die Länge freilich konnte es ihm nicht entgehen, daß er in Wirklichkeit nicht viel anderes vorstellte. Schon in den Monaten, nachdem er die von der öffentlichen Meinung abgelehnte und von der augustenburgischen Partei als "ein Meisterwerk der Rabulistik" verurteilte Bearundung seiner Sukzessionsausprüche am 3. Movember beim Bundestage überreicht hatte, begann er seine Boffnungen tiefer zu stellen. Er mußte einsehen, daß die meisterhafte Diplomatie Bismarcks, die seiner Kandidatur noch das meiste Wohlwollen zu erweisen fortfuhr, wenn doch einmal nicht das Recht, sondern die Macht entscheiden sollte, die Früchte des Sieges lieber sich selber als jedem andern zu gönnen entschlossen war. Die öffentliche Meinung hatte sich längst an das Schlagwort gewöhnt: Der Großherzog von Oldenburg ist die prensische Unnerion auf dem Umweg. Allmählich aber schien die volle Unnerion immer deutlicher als die voraussichtliche Lösung emporzusteigen. So kam es für Deter bald nur noch darauf an, sich rechtzeitig mit dem Löwen gutwillig auseinanderzusetzen, als noch länger mit ihm zu= sammen auf die Jagd zu gehen und ganz ergebnislos heimzu= kommen. Die entscheidenden Verabredungen sind allem Unschein nach am 1. und 2. Juni 1865 in persönlicher Verhand= lung zwischen Peter, König Wilhelm und Bismard in Berlin getroffen worden. Der Inhalt ist noch nicht genau bekannt geworden. Dunder ergählte anscheinend über diese Zusammenkunft an Bernhardi, der Großberzog sei bereit gewesen, seine Rechte, wenn sie anerkannt würden, auf Preußen zu übertragen; ein paar Wochen vor der Zusammenkunft von Gastein sei darüber ein förmlicher Vertrag verabredet worden und habe

zur Unterschrift bereitgelegen; die Sache sei aber der augustens burgischen Partei und durch sie dem österreichischen Kabinett bekannt geworden. Eine Depesche Vismarcks an den preußisschen Gesandten in Gldenburg, Prinzen von Usenburg, vom 9. Juni 1865 sprach allerdings jett die Verücksichtigung des von Oldenburg behaupteten Erbrechts durch Preußen aus, soweit diese Ansprüche sich nachweisen ließen; auch Österreich gegenüber erklärte er sich von neuem zu Verhandlungen über die Einsetzung des Souveräns bereit, falls man in Wien den Großherzog von Oldenburg annehme — um die wohl kaum unerwartete Antwort zu empfangen, daß dieser für Osterreich unannehmbar sei.

Als es nun doch noch gleich darauf zu der überraschenden Einigung zwischen Ofterreich und Preußen im Gafteiner Vertrage kam, scheint Deter jede Boffmung für fich aufgegeben zu haben. Sehr wahrscheinlich hat er sich damals (er hielt sich gleichzeitig in der Mähe, in Berchtesgaden und Salzburg, auf) mit Bismard über die Grundlagen seines späteren Derzichtes geeinigt. Die endgültige Albfindung erfolgte erft nach dem Kriege von 1866; durch Staatsvertrag mit Preußen vom 27. September 1866 wurde dem Großherzog für den Derzicht auf alle seine Unsprüche das holsteinische Umt Uhrens= bod abgetreten und die Summe von einer Million Taler ge= zahlt. So endigte die mit großen Hoffnungen unternommene Uftion zwar nicht ohne jedes Ergebnis — das bisher aus zwei zusammenhangslosen Gebietsteilen bestehende fürstentum Lübeck wurde jetzt erft zu dem heutigen Umfange abge= rundet -, aber doch mit einer Entfäuschung, die in den persönlichen Beziehungen des Großberzogs zu Bismarck dauernd einen Stachel guruckgelassen bat.

Innerhalb der deutschenationalen Tendenz Peters bildet diese vorwiegend dynastische Bestrebungen verfolgende Episode eine Abirrung. In den Jahren, wo Bismarck das Reichschuf, konnte sie keinen Erfolg haben, sondern erschien, in merkswürdiger Verkettung, als dienendes Glied gerade derzeuigen Politik, hinter der sie zuletzt in den Schatten treten mußte. Obgleich dieser deutsche Fürst zu seinem Teile die Begründung der preußischen Hegemonie befördern half, zollte er doch wieder

in einem entscheidenden Augenblick den partikularen Kräften seinen Tribut, auf denen seine Stellung nun einmal beruhte. Geriet er dadurch auch vorübergehend in Situationen, die seiner Gesamthaltung nicht entsprachen, so hat er immerhin der preußischen Politik geringere Schwierigkeiten bereitet als die guten Patrioten, die den Herzog von Augustenburg auf ihren Schild gehoben hatten.

So blieb er auch nach dem Scheitern seiner Pläne seiner preußenfreundlichen Haltung treu. Oldenburg war der erste Bundesstaat, der nach dem Austritt Preußens aus dem Deutschen Bunde ausschied. Während Österreich damals — eine Wiederholung der Situation von 1849/50 — den König von Hannover durch das Angebot Oldenburgs fester an sich zu fesseln gedachte, suchte Peter noch in letzter Stunde durch eine vertrauliche Sendung den königlichen Schwager zur Umkehr zu bewegen. Dann aber begleitete er an der Seite Preußens seine Truppen in den Mainseldzug.

Großherzog Peter hatte sich so selbständig und mit so innerlichem Unteil an der Vorbereitung der kleindeutschspreußischen Sösung der nationalen Geschicke beteiligt, daß sein Versuch, auch auf ihre Vollendung entscheidend einzuwirken, durchaus begreislich ist. Die Denkschrift, die er nach dem Kriege von 1866 über die künftige Versassung des Aordeutschen Bundes versaste, ist wohl dasjenige Vokument von seiner Hand, das am tiessten in den Kreis seiner politischen Unschauungen einsührt, und wie man sie auch beurteilen mag, für seine politische Selbständigkeit ein glänzendes Zeugnis ablegt. Hier sassen wir noch einmal und am sestessen den Vroblem, von dem wir ausgingen, das Problem des Aberganges einer Individualität des deutschen Fürstenstandes in das neue Reich.

Die Einleitung der Denkschrift erörtert die ungewöhnlichen Schwierigkeiten, welche die Verkassung des Aorddeutschen Bundes biete: denn sie könne nur ein Provisorium schaffen und doch müsse dieses so gestaltet werden, daß es sich organisch zu einem Definitivum entwickele, und sodann solle die neue Organisation sich vorläusig auf Nords und Mitteldeutschland

beschränken, müsse aber auch Süddeutschland aufnehmen, ja die Unschlußbestrebungen des Südens durch ihre Beschaffensheit beleben können. Diese schwierige Aufgabe werde nur geslöft werden können, "wenn man sich entschieden von allen doktrinären Theorien lossagt und an die lebensfrischen Elemente sich wendet, unter gleichzeitiger weiser Beachtung der Traditionen der Vergangenheit und der konservativen Prinzipien, und beide miteinander verknüpft... Die Länder und Völker sind nicht dazu da, die Theoreme der Professoren zu erproben." Da nun die Frage über die Kompetenz der Jentralgewalt schon entschieden sei, so liege der Schwerpunkt in der Gestaltung der Organe des Bundes: das ist der Gegenstand der Denkschrift, die danach in drei Teile gegliedert ist: Name der neuen Schöpfung, Name des Oberhauptes, Organisation des Reichstages.

Der Großberzog dringt zunächst darauf, daß die Bezeichnung Norddeutscher Bund beseitigt werde, als geographisch nicht korrekt und vor allem durch die Erinnerung an den seligen Bund mit einem unangenehmen Klange behaftet. Statt dessen empfiehlt er: "Ich würde einfach die firma Deutsches Reich wählen. Das Wort Reich hat einen gewissen romantischen hauch, es knüpft an Traditionen an, welche nie erloschen sind, und wird daher populär werden." Entsprechend sucht er auch nach einem passenden Citel für das Haupt: "Da kann man nur an den Kaiser denken, in Unknüpfung an die alte tausendjährige Tradition. Ich glaube, daß in gang Deutschland keine Idee populärer ift als die der Wiederberstellung von Kaiser und Reich, und mit Recht. Dies ist nicht bloß Romantik und Gefühlspolitik, es liegt darin ein tiefer Sinn. Dadurch wird der Idee Ausdruck gegeben, daß die Neugestaltung Deutschlands nicht bloß im Interesse der Machterweiterung Preußens geschieht, sondern daß ein wahrhaft nationales Werk geschaffen werden soll." Mur so könne die Unnäherung an den Süden angebahnt und vor allem die form gefunden werden, in der auch der König von Bayern sich dem Reiche werde unterordnen können. "Es ist im konservativen und monarchischen Interesse von großer Bedeutung, daß die Idee, die Kaiserwürde berzustellen, von den fürsten

angeregt werde, und dem Reichstage schon beim Zusammentritt entgegengetragen wird. Je weniger der Initiative der Nationalvertretung überlassen bleibt, desto besser."

Das Schwergewicht der Denkschrift liegt jedoch in dem durch seinen äußerlichen Umfang ausgezeichneten dritten Teil über die Graanisation des Reichstages. Großherzog verlangt dafür entschieden das Zweikammersvstem als unentbehrlich und verwirft das Einkammer= system, "wenn nicht das konservative Interesse preisgegeben und der Demofratie und später dem Cafarismus der Wea gebahnt werden soll." Und zwar zieht er innerhalb des Zweikammersystems als Gegengewicht des Reichstages unbedingt ein fürstenhaus einem Staatenhause vor, das etwa wie in der Reichsverfassung von 1849 teils von den Regierungen, teils von den Ständen ernannt werde. "Gang anders wird die Bedeutung eines wirklichen fürstenhauses sein, in dem die Candesherrn selbst zu erscheinen berechtigt wären ... hier knüpft man an die historische Tradition an, denn früher erschienen die Fürsten selbst auf dem Reichstage." Die Zusammensekung des fürstenhauses denkt er sich folgendermaken: "Alle fürsten, die jett den Norddeutschen Bund bilden, erscheinen in der Regel selbst"; und zwar haben die Könige 10 (Bavern ev. 20), die Großberzoge 6, die Berzoge 4, die fürsten 2 Stimmen; dazu die Delegierten der freien Städte mit je 2 Stimmen; die fürsten von Bobenzollern, ev. auch die Bäupter einzelner paragierter Linien regierender Bäuser; die Bäupter der mediatisierten Bäuser, welche Virilstimme auf dem Reichstage hatten; die Bänpter der ebenbürtigen, reichsgräflichen Bäuser; diejenigen neuen Mitglieder des fürstenstandes, die zu freieren dem Kaifer unter Justimmung des fürstenhauses das Recht zustehen würde: eine beschränfte Unzahl vom Kaiser oder auch von Einzelstaaten zu ernennender lebenslänglicher Mitglieder. für die Ceitung der Geschäfte sei eine Kanzlei zu bestellen, bestehend aus einem Kangler, Dizekangler und drei Syndicis, welche vom Hause auf Cebenszeit zu wählen wären aus Mitaliedern höherer Gerichte. Jedes Mitglied muffe seinen bestimmten Plat haben; die Plätze seien nach Kategorien abgesondert und innerhalb derselben entscheide der Rang. Hinsichtlich ihrer Kompetenz sollen beide Häuser des Reichstages ganz gleiche Rechte genießen, "damit das Abgeordneten» oder Volkshaus nicht zu mächtig werde", zusmal in der Budgetbewilligung; für die Tusammensetzung des Volkshauses werden wenigktens direkte Wahlen und Diäten abgelehnt. Alls "Schlußtein des neuen Baues" wird ein Reichsgericht errichtet, um als forum für "Sukzessionsstreitigkeiten in den regierenden und mediatisierten Häusern, sowie Konflikte zwischen Regierungen und Ständen" zu dienen.

In den politischen Gedankengang des Großberzogs führen die Motive noch tiefer ein: "Diese Organisation würde meiner innigsten Aberzeugung nach die größten Dorzüge bieten und wesentlich zur heilfamen Entwicklung beitragen. Sie schaffte eine bedeutende konservative Macht. Sie aabe ferner den fürsten, die zum Besten der neuen Entwicklung einen großen Teil ihrer Rechte opfern müssen, einigen Ersak. indem sie ihnen die Möglichkeit gabe, perfönlich in würdiger Weise den alten bistorischen Traditionen entsprechend. auf die allgemeinen nationalen fragen einzuwirken, und zwar als lebendige Wesen, nicht blok als schemenhafte "Staats= oberhäupter' nach der konstitutionellen Schablone." diesem Wege würde die Vergangenheit in organischer Weise mit der Gegenwart und Jukunft verknüpft. Den mediatisierten familien gegenüber würde nun endlich die angelobte Berechtigkeit geübt und zugleich in ihnen ein Kreis treuer Unbänger der neuen Ordnung gewonnen werden. Schluß wiederholt der Großberzog noch einmal seine Aberzeugung, mit diesen Ideen "das richtige Mittel zur beilfamen, ruhigen, organischen Entwicklung" gefunden zu haben, während "sonst in nicht ferner Zeit die bedroblichsten demokratischen und revolutionären Strömungen das Abergewicht erlangen werden."

Der politische Gehalt dieser Denkschrift bildet ein streng geschlossenes Ganze, aus dem man nicht das eine oder das andere Stück herausbrechen darf; nur im Zusammenhang kann man sie zutreffend würdigen, und ihre Eigenart erkennt man am deutlichsten, wenn man den Grundriß, der in ihr

entworfen wird, mit dem von Bismark geschaffenen Gebäude

vergleicht.

Die beiden am ersten in die Augen springenden Charakte= ristika der Denkschrift sind: sie will, darin verwandt den Ideen= aängen der Liberglen, den Schwerpunkt der Neuschöpfung in das Reich und seine zentralen Institutionen hineinverlegen: sie will aber zugleich diese zentralen Institutionen so gestalten, daß sie den Traditionen, den konservativen Kräften des Staatslebens einen gang anderen Raum gewähren, als die auf das Ideal des parlamentarischen Einheitsstaates lossteuernden Liberalen es sich dachten; mit solchen Mitteln hofft sie am ehesten ein Gegengewicht gegen die unitarischen Tendenzen und das Ubergewicht der prengischen Kaiserdynastie finden zu können. Man erkennt, unter dem Gesichtswinkel Deters stellte sich das Werk Bismarcks zugleich föderalistischer und zentralistis scher, qualeich demokratischer und konservativer dar: föderalisti= scher insofern, als Bismard den Schwerpunkt nicht in die einbeitlichen Institutionen des Reiches, sondern in das Zusammenwirken der verbündeten Einzelregierungen verlegte, und doch wieder zentralistischer insofern, als er innerhalb dieser Sphäre alles an die Kraft des preukischen Köniasstaates band. Großherzog erklärt zwar in der Einleitung seiner Denkschrift ausdrücklich, einen anderen Weg einzuschlagen, als die doktrinären Konstruktionen der Professoren es zu tun pflegten, aber im aanzen hat der von ihm aufaestellte Entwurf viel mehr Abnlichkeit mit jenen Erzeugnissen als mit der durch und durch realistischen Schöpfung Bismarcks; wie kompliziert und konstruiert erscheint der von ihm entworfene Plan neben der einfachen Unknüpfung Bismarcks an die gegebenen Verbältnisse. Und da erkennt man an diesem Beispiel deutlich, wie tief der deutsche Gedanke im Laufe des 19. Jahrhunderts auch die besten Beifter des deutschen fürstenstandes, zumal in den Kleinstaaten, durchdrungen hat; das war es, was Deter seit seinen Jünglingsjahren mit dem Einheitsdrange der Datrioten verknüpfte und von dem Dartikularismus mancher Fürsten, besonders der Mittelstaaten, trennte: in diesem Reichsgedanken, dem zuliebe er die Sonderrechte seiner Dynastie opfern will, verschwinden ihm fast die realen

politischen Gewalten, selbst die preußische Krone (es ist uicht ersichtlich, wie er sich ihre Vertretung im Oberhause vorstellte), die doch aus eigener Kraft die Wendung von 1866 herbeisgeführt hatte.

Ohne Tweifel bildete für den Großherzog die Sorge vor einer preußisch-unitarischen Tentralisation liberaler farbung einen treibenden Gedanken bei seinen Vorschlägen. allerdings schien eine solche Sorge nach 1866 eine größere Berechtigung zu haben als später im neuen Reiche die Erfahrung bewiesen hat; in dem Norddeutschen Bunde war die Stellung der wenigen Kleinstaaten gegenüber Preußen erheblich gefährdeter als von dem Momente an, wo Süd= deutschland in den Bund eintrat. Peter war nicht der einzige fürst, der damals befürchtete, daß der Unfang vom Ende vor der Tür sei und rettungslos in die Mediatisierung bineintreibe; ihrer aller Sorge war, ins Gedränge zu kommen zwischen den unitarisch-demokratischen Kräften der Massen, die Bismarck mit dem allaemeinen direkten Wahlrecht aufrief, und dem erdrückenden Schwergewicht der Krone Preußen. Gleichmäßig por beiden Möglichkeiten suchen sie Rettung in der Ausgestaltung der Reichsverfassung. Es ist auch nicht obne Grund, wenn Deter für diese Verfassung ein geschlossenes System rechtlicher Garantien gewünscht hätte, während Bismarc bekanntlich die Kompetenzen des Bundes "in elastischen, unscheinbaren, aber weitgreifenden Ausdrücken" gefaßt wissen wollte; der eine suchte nach Sicherstellung des Rechtes der Kleinen, der andere wufte, daß das Schwergewicht der Macht sich am besten innerhalb loderer formen durchsetzen werde.

Einen besonderen Wert legt der Großherzog auf die konservativen Elemente seiner Verfassungsvorschläge; dieses Motiv kehrt so häusig wieder, daß die Beurteilung Peters als eines politischen Liberalen schwerlich dabei Raum behält. Verständlich aber wird auch diese Tendenz erst, wenn man erkennt, daß es sich für ihn darum handelt, ein Gegengewicht gegen das demokratische Volkshaus des Einheitsstaates und zugleich die Alleinherrschaft Preußens zu gewinnen. Er sindet daher die einzelnen Bestandteile dieser konservativen Elemente nicht, wie Bismarck es getan hat, ausschließlich in den

Regierungen, sondern in einem System von Potenzen von etwas vergilbtem Unseben. Gewiß bedeutete die bistorische Tradition auch für den Gründer des Reiches etwas Grokes. aber er band sie doch an eine Macht und einen Staat, die sich in der Welt rubmreich behauptet hatten: dagegen erscheint Deters Vorliebe für die Vertretung medigtissierter reichsfürstlicher und reichsgräflicher familien, dieses Zurückgreifen auf die leblosen formen und Erinnerungen des alten Reiches etwas anachronistisch. Bismarck rechnete realpolitisch nur mit den Machtfaktoren, die er vorfand, aber auch mit den Regierungen der Mittel- und Kleinstagten, je nach dem tatfächlichen Gewicht, das sie besaken; Peter dagegen wollte fünstlich noch andere Traditionen neu beleben, die in der Welt nach 1866 von sich aus keine Geltung mehr hatten. Es hängt das mit aanz persönlichen Unschauungen des Großberzogs. eines genauen Kenners des älteren Reichsrechtes und Privatfürstenrechtes, zusammen; in seinem näheren fürstlichen Umgange dominierten, halb durch Zufall, solche Elemente, die weniger reale Macht als angefochtene oder von der Geschichte zerbrochene Rechtstitel aufzuweisen hatten. Mit Recht hat man darauf aufmerksam gemacht: "Es ward von manchem als eine nicht glückliche fügung angesehen, daß den Großberzog seine verwandtschaftlichen Beziehungen in nabe Verbindung mit so manchen depossedierten fürstlichen Eristenzen gebracht batten, und es ward gelegentlich die Besorgnis laut, daß durch diese in einer abgestorbenen Veragngenheit wurzelnden Verbindungen ihm die freude an den lebendigen Strömungen und Bildungen der Gegenwart verkümmert werden möchte."

So erhält sein Entwurf ein auf den ersten Anschein zwiespältiges Anschen. Es ist eine Art Verquickung des demostratischen Mehrheitsprinzips mit dem traditionellen Prinzip der persönlichen Vertretung Altbevorrechteter, eine Versquickung des alten römischen Reiches deutscher Aation mit den neuen formen eines modernen parlamentarischen Einsheitsstaates. Und es ist begreislich, daß der schöpferische Minister des Königs von Preußen, der Sieger von 1866, dafür kein Entgegenkommen zeigen konnte. Es wäre diesem natürlich als Widerspruch erschienen, die häuser Hannover,

Aassan, HessensKassel, Augustenburg aus dem regierenden fürstenstande zu streichen und die vergessenen Rechte reichssgräslicher Häuser verfassungsmäßig zu erneuern; wenn er schon Konzessionen machte, so wurden sie dem liberalen Gedanken gemacht als Kitt für den neuen Bund der Regiesrungen, die von Preußen am Leben gelassen waren.

So fielen die Vorschläge Deters zu Boden. Der Minister von Röffing, der im Januar 1867 zu den Ministerkonferenzen über den Verfassungsentwurf in Berlin erschien, suchte zwar mit einer Anzahl seiner Kollegen fühlung zu gewinnen. um an dem Entwurfe Bismarcks Kritik ju üben, fand aber in den Verhandlungen keine Gelegenheit, mit Anderungs= anträgen durchzudringen. Darüber geriet die Zustimmung des Großherzogs zu dem prenkischen Verfassungsentwurf ins Schwanken, und es bedurfte, um sie herbeizuführen, eines diplomatischen Zwischenspiels in Oldenburg selbst. Der Großherzog erkannte bei diefer Gelegenheit, daß fein Wort beim Ausbruch des Krieges: Wer mit raten will, muß auch mit taten, bei großen geschichtlichen Meubildungen seine Einschränkungen erfährt. Es war eben nicht anders: auch bei dem Ausban des Reiches entschied die Macht, die das Schwert hatte in die Wagschale werfen können und die reale Machtverteilung zur Grundlage der Verfassung bestimmte, dergestalt, daß die Kraft des Königsstaates Preußen doch den Kern des neuen Reiches bildete. Und dabei blieb es. 211s Großherzog Peter im Herbst 1870 die Stunde für ge= fommen hielt, um bei Gelegenheit des Unschlusses der füddeutschen Staaten an den Nordbund durchareifende Der= fassungsänderungen durchzusetzen und nunmehr in der Schrift "Die Revision der Norddeutschen Bundesverfassung und die Oberhausfrage" die von ihm ergriffenen "guten und ge= funden Gedanken" noch einmal zu vertreten versuchte, da ge= schah es ohne jeden Erfolg gegenüber dem tatfächlichen Verlauf der Dinge. Denn es zeigte sich, daß auch Bavern sein Interesse besser gewahrt erachtete, wenn es, mit einigen Reservatrechten ausgestattet, seine Machtsphäre im gangen ungebrochen in das neue Reich hinein nähme; es wußte, daß das Schwergewicht der Dinge auch dem mächtigsten

Mittelstaat nach Preußen genügend freie Bewegung gestatten würde.

Trotdem hat Peter in diesen Jahren der Reichsgründung mit rückhaltlofer freude die Vollendung deffen erlebt, wofür sein Vater und er schon in den fünfziger Jahren Opfer gebracht hatten. Als er nach der Kapitulation von Men - während der ganzen Belagerung hatte er sich in der Nähe der oldenburgischen Truppen gehalten —, zum ersten Male die festung betreten batte, schrieb er an seine Gemablin: "Wie erhebend es ift, solche Ereignisse von weltgeschichtlicher Bedentung zu erleben, läßt sich nicht schildern. Mehr als 300 Jahre ist Met Deutschland entrissen gewesen, und mir war es vergönnt, seine Einschließung mit zu erleben und nun am ersten Tage nach seiner Wiedergewinnung diese kolossale feste betreten zu können und mich am Unblick des herrlichen Domes zu erfreuen, das ist eine große Gnade Gottes." Teilnahme an der Kaiserkrönung in Versailles erfüllte ihn mit ähnlichem Hochgefühl über die Herrlichkeit des Erlebten. "Es ist wirklich rührend", schreibt Abeken, "mit welcher naiven, entzückten freude der Großberzog von Oldenburg schon neulich und wieder heute gang hingeriffen von diefer feier sprach. Man sieht doch, auf wie viele die Erinnerung des alten Kaisertums und der alten Kaiserherrlichkeit noch wirkt." Was er als Jüngling hatte scheitern sehen und dann zu seinem Teile mit hatte erstreben helfen, das erfüllte sich jetzt vor ihm in einem einzigartigen Erlebnis. Und diese Freude am Reich hat er sich Zeit seines Lebens nicht verkümmern lassen, auch dann nicht, wenn der Ausbau der Reichsinstitutionen seinen Wünschen nicht entsprach.

Auch seine fürstliche Stellung wurde durch die Ereignisse von 1866 und 1870 im Kerne verändert. Die Dynastien haben ja fast ohne Ausnahme seitdem äußerlich an Macht versloren, aber an innerer Stärke unvergleichlich gewonnen: gerade von unitarischer Seite hat man betont, wie sie über den ihnen einst seindlichen Einheitsdrang des Volkes emporgeshoben, seitdem dieser im neuen Reich seine Befriedigung gestunden hat, nunmehr den großen Interessen der Nation nicht mehr abgewandt, sondern enger als je in ihrer ganzen Geschichte

mit ihnen verbunden sind. Wie die wirtschaftlichen und geistigen Kräfte ihrer Territorien aus der nationalen Gemeinsschaft neues Leben geschöpft haben, so ist auch dem Körper der Dynastien, wo sie sich gehalten haben, erst durch die neusbegründete nationale Gemeinschaft frisches Blut zugeführt worden. Sie sind wertvoller sür die Nation geworden.

freilich, die Dynastien, die auch ihrerseits bei der Reichsgründung große Opfer gebracht hatten, mußten doch an einer gewissen Grenze stehen bleiben, wenn sie sich in ihrem Selbst behanpten wollten. Es konnte nicht anders sein. als daß auch Deter einer unitarisch gerichteten Reichspolitif liberaler färbung, wie sie von vielen gefordert wurde, ent= gegengesett blieb und stets auf Erhaltung der föderalistischen Elemente der Reichsverfassung drang. Es hängt damit zusammen, wenn er in seinem Cande die in den 70 er Jahren berrschende nationalliberale Parteigesinnung nicht eben freund= lich ansah und wohl gar, bei dem Mangel an eigentlich konser= vativen Elementen (auker den Katholiken), die noch weiter nach links stehenden, aber minder unitarischen Gruppen des Liberalismus tolerierte. Wo er selbst Gelegenheit fand, im neuen Reiche diesen Aberzeugungen nachzuleben, verschmähte er es nicht, seiner reichstreuen Gesinnung unbeschadet. Schon im August 1866 hatte er sich, trot alles Vorangegangenen. in Berlin im Derein mit dem Grafen Münfter perfonlich bemüht, Bannover vor der Unnerion zu retten, unter der Voraussetzung, daß der König zugunften des Kronprinzen dem Throne entsage: allein aus dem Grunde, weil er von der Unnexion ein allzu starkes Abergewicht Dreukens in Norddeutschland und ein schrankenloses Uberhandnehmen zentralistischer Neigungen befürchtete. 211s im März 1873 das braunschweigische Regentschaftsgesetz für den fall des Todes des Herzogs ihn 3um eventuellen Regenten Braunschweigs bestimmte, erflärte er gern seine Bereitwilligkeit, unter der — nachher nicht eingetretenen — Voranssetzung, daß der Kaiser das Gesetz garantiere; der ihn leitende Bedanke war wiederum, daß die auch von ihm anerkannte Unmöglichkeit der hannoverschen Chronfolge in Braunschweig nicht den Unlaß zu einer verbüllten Unnexion geben dürfe. Auch in den folgenden Jahrzehnten trat er mehrfach als Vermittler in den Ausgleichsverhandlungen zwischen Preußen und dem vormalig hannoverschen Königshause auf, wozu er durch seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Welsen berusen war; der Dynastie, deren Politik ihn einst in das preußische Cager getrieben hatte, suchte er nunnehr im gemeinsamen Interesse einen Teil

ihrer Stellung wiederzugewinnen.

Bur Befestigung seiner eigenen Dynastie unternahm er nach dem frangösischen Kriege, das vielfache Zweifel und Lücken aufweisende familienrecht der jungeren Linie des Hauses Holstein-Bottorp zu kodifizieren: das Bausaesek vom 1. September 1872, welches ein Kenner des Privatfürstenrechts als "einen signifikanten Ausdruck des Rechtsbewußtseins der hochadeligen familie in seiner neuesten Bestalt" bezeichnet, ist sein eigenstes Werk. Als das Oberhaupt des großberzoglichen Hauses, das alle Machkommen des Berzogs Deter Friedrich Ludwig umfaßt (auch die in Rußland lebende Tinie), gilt der regierende Großberzog (Art. 3); wenn daneben als "höchster Chef" des Großberzoglichen Hauses das Oberhaupt der Berzoglich Gottorpischen Bauptlinie, S. M. der Kaiser von Aufland, angeführt wird und ihm das Hausgesetz zur Genehmigung unterbreitet werden soll (Art. 4), so sollten damit nach dem Sinne seines Urhebers dem Kaiser nur die letten Ehren erwiesen werden und die autonome Konstituierung der jungeren Linie für alle Jukunft außer Zweifel gestellt sein. Großberzog Peter mußte lange noch mit der Möglichkeit rechnen, daß der außerhalb des Deutschen Reiches und der deutschen Nationalität stehende Zweig seines Hauses einst zur Nachfolge im Großbergogtum berufen sein möchte. Um so tiefer empfand er mit seinem Cande in seinen letten Tebensjahren das Blück, daß seit der Geburt seines Enkels Nikolaus diese Aussicht nach menschlichem Ermessen weit zurückgewichen war.

Der Haltung der Dynastie in der auswärtigen Politik, in den deutschen Angelegenheiten, verdankt es das Gldensburger Land, daß es unbeschadet seines rüchaltlosen Ausgehens in das Reich sich doch seines territorialen Sonderlebens nicht

zu entäußern brauchte. Und gerade in diesem Sonderleben bat es während der siebenundvierzigiährigen Regierung Deters einen Aufschwung genommen, der auch in diesem kleinsten Kreise die Wahrheit bestätigt, daß das auswärtige und innere Dasein der Staaten eine untreunbare Einheit bildet. Wer heute im Sande selbst die Beschichte dieser Regierung schreiben will. wird auf diese nächstliegende Cätigkeit im Innern, in Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft das Bauptgewicht legen: überall eine reiche Entwicklung, die erfreulicherweise allen Klassen der Bevölkerung mit einer gewissen Gleichmäßigkeit zugute gekommen ift. In diesem halben Jahrhundert ist die wirtschaftliche Kraft des Landes stärker verändert worden als in den letzten drei Jahrhunderten vorher. Un dieser Stelle kann dieser fortschritt weder im ganzen noch im ein= zelnen gewürdigt werden. Denn der Unteil des dabingeschiedenen fürsten an diesen Dingen ist nur sehr mittel= bar als persönliches Verdienst in Anschlag zu bringen, sondern bleibt vorwiegend in der Pflichttrene beschlossen, mit der er auch bier die Geschäfte seines Umtes geführt bat. Er war darin seinem Vater und seinem Grofvater ebenbiirtia.

Der Charafter der inneren Regierung Peters ist hier nur noch insosern zu bestimmen, als uns dadurch auch das innerste Wesen seiner Persönlichkeit erschlossen wird. Man hat wohl die Frage aufgeworfen, ob der Großherzog persönlich ein konservativer oder ein liberaler Mann war, und ob die Grundrichtung seiner Regierung in diesem oder jenem Sinne gekennzeichnet war. Die Antwort ist verschieden ausgefallen, sie kann fast mit demselben Rechte so oder so gegeben werden, je nachdem man die Begriffe fast: vielleicht wird keines dieser parteipolitischen Schlagworte ohne Einschränkung sich auf ihn anwenden lassen.

Großherzog Peter war in seiner persönlichen Haltung auf den ersten Anblick ein konservativer Mann. Er war auf religiösem Gebiete aufrichtig konservativ gesinnt, ohne aber seine eigene Aberzeugung zur ausschließlichen Richtschuur seines landesherrlichen Kirchenregimentes — etwa nach dem Vorbilde der Intherischen Candeskirchen Hannovers und Medlenburgs - zu machen. Er war ein Konfervativer, der human genug dachte, auch die andern gewähren, ja selbst gelten zu lassen: er bestätigte Mitalieder des Protestantenvereins als Beistliche in der Candesfirche, wenn er sich einem bestimmten Wunsche einer Gemeinde gegenüber sah. Nichts wäre aber falscher, als ihn deswegen, wie es nach seinem Tode von demofratischer Seite gescheben ift. als einen firchlich liberalen Mann zu bezeichnen; noch in seinen letten Cebensjahren nabm er in einem Schulstreit seine kirchlich konservativ gerichteten Räte gegen den Unsturm des liberalen Candtages entschieden in Schuk. eigene Überzeugung stand ibm fest: ein demütiger Glaube. wie ihn auch der alte Kaiser Wilhelm hatte, kein Orunken und Pochen, und auch fein Befehren. Un seinem Grabe erzählte der Geiftliche, als er sich zum letten Male zur Reise nach dem Süden angeschickt hätte, habe sich seine Aufmerksamkeit auf zwei Schriften bingelenkt, von denen die eine von dem Justande nach dem Tode handelte, und die andere, von teurer fürstlicher Band, die Aberschrift trug: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt. Das war ihm Gewißheit.

Unch in politischen fragen hielt er, wie wir gesehen haben, an gewissen konservativen Grundsätzen unverbrüchlich fest. Aber auch auf diesem Gebiete war er entschlossen, die Meinungen anderer nicht nach seinem Vorbilde zu modeln — wenn er nicht das Recht auf seiner Seite hatte und die Oflicht erkannte, es ungescheut zu vertreten. Sein Rechtsgefühl war unbedingt für ihn entscheidend. Das zeigte sich besonders in seinem Der= hältnis zum Candtage. Der Candtag hatte nach seiner radikalen Jugendzeit in der zweiten Bälfte der fünfziger Jahre eine Periode einer kompakten Beantenmajorität, die man wohl mit dem Namen einer oldenburgischen Candratskammer bezeichnet hat; im Caufe der sechziger Jahre machte diese Susammensetzung der bis heute fortdauernden Plat: ein vorwiegend liberaler Zauernlandtag, in dem das Viertel Katholiken durchweg eine etwas konservativere Haltung einnimmt; wenn der Candtag fortdauernd Meigung zur Ausdehnung seiner Kompetenzen zeigte, so lag dem weniger ein Begensak zwischen Krone und Parlament, als die im kleinen

Kreise naheliegende Reibung zwischen der Bureaufratie und den Steuerzahlern zugrunde. Trottdem fam Deter die längste Zeit mit dem Candtage sehr aut aus: darauf scheint eine aelegentliche Bemerkung Bismarcks, "er sei sehr bauernlibergl". zu zielen. Die großen Streitpunkte waren längst ausgeschieden: auswärtige Politik und Militäretat, um die noch Großberzog August heftige Kämpfe mit seinen Candtagen ausgefochten hatte. In den beiden ernstesten Konflikten Deters mit dem Candtage in den Jahren 1876 und 1896 handelte es sich in erster Linie um fragen des Eisenbahnetats, in denen die Mißariffe der in einem kleinen Cande nicht immer ausreichenden technischen Kräfte der Volksvertretung Unlaß zu berechtigter Kritik aegeben hatten. Als aber der Candtag das lette Mal damit einen prinzipiellen Vorstoß verband und ein Mißtrauensvotum gegen zwei Minister mit großer Mehrheit beschloß, in der Boffnung, sie dadurch aus dem Umte zu verdrängen, wies Deter diesen Versuch gurud, da "in der Wahl dieser form die Tendenz einer maßgebenden Einflugnahme des Candtags auf Unsere landesberrlichen Entschließungen in betreff der nach dem Staatsgrundgeset Uns ausschließlich zustehenden Ernennung und Entlassung der Minister zu befinden" fei; er halte es, "zumal im hinblick auf die allgemeinere Bedeutung dieser frage für alle monarchischen Staaten Deutschlands für Unsere Pflicht, in diesem Unlag Unsere verfassungsmäßigen Rechte in ihrem gesamten Umfange entschieden zu wahren, wie auch Wir die dem Candtage zustehenden Rechte während Unserer 43 jährigen Regierungszeit stets gewissenhaft beobachtet haben." Obgleich der Candtag in ähnlicher Zusammensehung gurückfehrte, erneuerte er den Versuch nicht wieder.

Und doch lag eine Berechtigung vor, wenn dieser selbe fürst als Liberaler galt und seine Regierung als liberal beszeichnet wurde.

Die Regierungsweise in den kleinen deutschen Staaten wird in der Regel, wenn nicht besondere Ursachen entgegenswirken, eine gewisse liberale färbung annehmen. In einem großen Staatswesen wird die Einzelpersönlichkeit für den Gesamtzweck naturgemäß schärfer angespannt als in einem

fleinen, manchmal so scharf, daß der moderne Mensch sie nicht ohne Sträuben erträat: der große Staat wird der Träger der Ideen sein, die ein immer weiteres feld individueller Betätiaung unter seine Aufsicht stellen oder gar unmittelbar in die Aufaaben der von ihm vertretenen Allaemeinheit einbeziehen möchten; in immer steigendem Grade will er heute der groke Regulator alles sozialen Cebens werden, in dessen Omnipotenz der Preuße Rodbertus das Tiel aller wirtschaftlichen Entwicklung fah. Dagegen ift in dem fleinen Staate diese Unspannung weder in demselben Make nötig noch möglich. bier wird eher die Tendenz vorwalten, die individuellen Kräfte sich freier von staatlicher Zucht entfalten zu lassen: die Gefahr bei diesem selbstgenügsamen Ausleben im fleinen Kreise ist nur — wie in der Kleinstaaterei des alten Reiches —, daß die wichtigsten staatlichen Aufaaben nach außen und innen unerfüllt bleiben und somit das Ganze ein klägliches Zerrbild seiner Zwecke wird. In den kleinen Bundesstaaten von beute tritt diese Befahr gurud, da sie mittelbar, durch ihre Sugehörigkeit zum Deutschen Reiche, den Unsprüchen einer größeren Volksgemeinschaft unterworfen sind, und man empfindet mehr den Segen, daß sich, von den uniformierenden und zentralisierenden Gewalten weniger berührt, hier und da Bereiche einer eigentümlichen und selbständigen Cebensfraft Der politische fortschritt wird in den weitaus meisten fällen von dem großen Kreise ausgeben. gegenüber stellen die kleinen Staaten ein mehr retardierendes Moment dar. Der gesamten Volksentwicklung kommt diese Milderung, dieser Ausgleich politischer Begenfäte gunute, da die soziale Gemeinschaft immer nur den einen Pol des Cebens, der andere aber immer die Freiheit des Individuums bilden wird. In diesem Sinne hat die innere Berechtigung des Partifularismus seit 1866 und 1870 eine Verstärkung erfahren: gerade die liberalen Unitarier von ehemals sehen ein, daß mit der Unbänglichkeit an den kleinen Candesherrn sich die Möglichkeit einer freieren individuellen Bewegung verknüpft. Und der kleine deutsche Bundesstaat wird sich dieser liberalisierenden Tendenz anpassen, um so mehr, wenn er schon von Bause aus, wie es im Oldenburger Cande der fall

ift, der spezifisch konservativen Kräfte des Beharrens und Regierens, eines ausässigen Adels und Großgrundbesitzes entbehrt, wenn seine soziale und wirtschaftliche Jusammens

setzung jener Tendeng noch zu hilfe kommt.

Mit dieser im kleinen Staate gegebenen Meigung traf bei Großberzog Peter eine persönliche Aberzeugung zusammen. So wenig er mit der modernen liberalen Parteidoftrin etwas zu schaffen hatte - das wollte Bismard doch mit seinem Worte "bauernliberal" ausdrücken —, seine Staatsauffassung trug ein unzweifelhaft liberales Gepräge. Er hat dauernd unter dem Einfluß der politischen und besonders wirtschaftspolitischen Aberzeugungen gestanden, die, um die Mitte des Jahrhunderts gebildet, bis in den Ausgang der siebziger Jahre die Besten unseres Volkes beherrscht haben. Jedes Abermaß staatlicher Zucht: Zwang, Regiererei, Polizeiwillkür lag ihm von Natur fern oder war ihm verhaft; er widerstrebte dem in der Gesetzgebung des Reiches sowohl als seines eigenen Candes. Reiche wollte er die Zwangsgesetgebung gegen die Ultramontanen und Sozialisten nicht mitmachen, weil er arundfätlich nichts davon erhoffte. Bei der Entscheidung über das Jesuitengesetz enthielt sich die oldenburgische Regierung im Bundesrat ihrer Stimme, und in ihrem eigenen Cande vermied sie peinlich jede kulturkämpferische Neigung; es spielte bier allerdings die Rücklicht auf die katholische Bevölkerung des Münsterlandes mit, die noch 1866 die Parteinahme für Dreuken fehr bitter empfunden hatte, aber feit Beginn der siebziger Jahre sich unter die lovalsten oldenburgischen Untertanen stellte. Ebenso blieb Deter für seine Derson überzeugt, daß jede Bekämpfung der Sozialdemokratie durch Swangsmaßregeln den entgegengesetten Erfolg haben werde; er urteilte über das Sozialistengesetz: "geistige Bewegungen kann man nicht mit der Polizei befämpfen", und fuhr auch während der Berrschaft des Sozialistengesetzes fort, sich unmittelbar über den Charafter der Bewegung zu unterrichten.

So blieb er auch nach dem wirtschaftspolitischen Umschwung im Reiche den wirtschaftlichen Grundgedanken des Liberalismus treu. Es war und blieb sein Glaubenssatz, daß durch freiwilligen Zusammenschluß der Einzelkräfte zu gemeinsamer

Tätiakeit das Böchste auch im wirtschaftlichen Leben erreicht werden könne. Ein langjähriger, ihm persönlich und politisch am nächsten stebender Mitarbeiter urteilt, daß die Grundgedanken der auf dem Pringip staatlichen Zwanges aufgebauten sozialpolitischen Gesetzgebung ihm eher fremd als sympathisch waren. Er fühlte sich fremd und fremder in einer Zeit, da die Wirtschaftskämpfe die einzelnen Klaffen der Bevölkerung gegeneinander trieben und eine jede mit Unforderungen an den Staat herantrat. In einer seiner letzten politis schen Kundgebungen sagte er: "Der leidenschaftliche Parteigeift, der Materialismus, der sich jett überall zeigt und die Interessen der einzelnen Personen oder Berufsgruppen in den Vordergrund stellt und den Blick für das Wohl des Ganzen nicht mehr zu mürdigen versteht, sind eine ernste Befahr für unsere Zukunft." Noch in seinem letten Lebensjahre gab er äußerst ungern dem Berlangen seiner Candwirte nach, daß oldenburgische Candwirtschaftsgesellschaft, deren Ceistungen in der form der freien Korporation er besonders hochschätzte, in die Zwanasorganisation einer Candwirtschaftsfammer permandelt werde.

Es lag auf der Hand, daß eine solche Natur alles, was nach Polizeiregiment schmeckte, vollends nicht ertrug. Als vor Jahren einmal ein Handwerksbursche wegen "Beleidigung" des Großherzogs zu mehreren Monaten Gefängnis verurteilt worden war, gab er alsbald den bestimmten Besehl: "Sosort lausen lassen; kann mich nicht beleidigen. Wenn's ihm im Oldenburger Cande nicht gefällt, mag er weiter gehen." Und wo nun gar die Polizei ihren schützenden Arm über die seineren Gebiete menschlicher Betätigung ausstrecken wollte, da regte sich in dem künstlerisch gebildeten Manne der stärkste Widerspruch: in seinem letzten Cebensjahre urteilte er über die sog. lex Heinze kurzab: "es ist absurd, die Venus von Milo unter die Kontrolle des Gendarmen zu stellen."

So ruht doch auf dem tiefsten Grunde seiner Individualität ein gutes Stück liberaler Ideale, von dem Vater und Großvater schon auf ihn vererbt, durch die Erziehung in ihm befestigt, in seinem eigenen politischen Ceben niemals verlengnet. Es war das Humanitätsideal des 18. Jahrhunderts, das, in gewisser Beschränkung freilich, ihm doch im Blute lag. Er war ein fürst noch von der alten Generation, auf vorsnehme Turückhaltung bedacht, weder zu Prunk noch zu Reden noch zu anderem öffentlichen Hervortreten sehr geneigt: so populär der "alte Peter" in dem Cande war, mit dem er durch ein halbes Jahrhundert gemeinsamer Geschicke verbunden war, er hat diese Popularität niemals gesucht. Der billige fürstliche Sport der "Ceutseligkeit" behagte ihm nicht, so manche Tüge von gewinnender Herzensgüte und Milde auch erzählt werden. Er empfand auch da einsach und menschslich. Schlicht, wie einst der alte Herzog Peter, ging auch der Enkel durchs Ceben.

Die beste freude genoß er nicht im Verkehr mit der Außenwelt, sondern in der Natur und Kunft. Er hatte zu seinen Gärten und Parkanlagen ein gang persönliches Verhältnis, zu jedem Baum sogar, denn er blickte auf die ausgebildete lebendige Individualität in der Natur mit der freude einer fünstlerischen Empfänglichkeit; es bedurfte seiner ausdrücklichen Genehmigung, wenn einmal die Urt an einen ihm ans Berg gewachsenen Baumriesen geleat werden mußte. Im glüdlichsten hat er sich nach manchem Urteil gefühlt, wenn er als holfteinischer Gutsberr mit den Seinen leben konnte und an jedem kleinen Ereignis des wirtschaft= lichen Kreises seinen aanz persönlichen Unteil nahm. Neben der Natur war es die Kunst, die ihn fesselte: und zwar galt seine Vorliebe, was für den Miederdeutschen eigentümlich zu sein scheint, durchaus der Malerei; mit reicheren Mitteln in glücklicherer Zeit konnte er die Neigungen seines Großvaters Peter, des Gönners von Tischbein, nunmehr wieder aufnehmen. Von früh auf pflegte er diese Meigung, die in ihm ein außergewöhnlich feines Kunstverständnis erzog. Die reichen Sammlungen seiner Drivatgalerie, seine regelmäßigen Besuche der Kunftausstellungen in Berlin und München zeugen davon. Er war auch in der Kunft, wie überall im Teben, frei von dogmatischer Bevorzugung einer bestimmten Richtung: er suchte die echte wahre Kunst, wo er sie fand, und kounte noch zuletzt an den Leistungen der neuesten Malerei, mit sicherem Cafte zwischen dem Bleibenden und der Mode

scheidend, einen reinen Genuß haben. Dor allem war er ein Verehrer der italienischen Renaissance, deren individuelle Cebensfreude ihn mächtig anzog; sie galt ihm immer als der Prodierstein für die Entwicklung der Malerei der Gegenwart; er lebte, wie seine Privatgemächer auch dem Fernstehenden verraten, in dieser Zeit wie mit einem vertrauten Freunde. Und seitdem er zuerst als Jüngling die große Reise nach dem Süden, nach Italien und Griechenland unternommen hatte, die auch für seinen Vater und Großvater stets die Zier des Cebens geblieben war, trieb es ihn, zumal in den letzten Jahrzehnten, regelmäßig über die Allpen, besonders nach Florenz und Venedig, zu längerm Ausenthalt zu reisen, die Galerien und Malerateliers zu besuchen, und sein Auge an der versgangenen und ihm immer lebendig gebliebenen Pracht zu erfreuen.

Wenige Wochen, nachdem er von der letzten Italienreise in die "schwere Oldenburger Cuft" zurückgekehrt war, unterslag er einem ihm schon länger beschwerlich gewordenen Leiden, rasch und friedlich, in der Mittagsstunde des 13. Juni 1900. In letztwilligen Verfügungen hatte er die Vermeidung aller unnötigen Pracht bei seinem Begräbnis angeordnet, sich den Blumenschmuck der Kränze und den Trauerpomp in den Straßen verbeten und als Grabschrift die Worte Jesu über den Höllner gewählt: "Wer sich selbst erhöhet, der soll erniedrigt werden, und wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöhet werden." In der schlichten Bescheidenheit seines Lebens, als ein Mensch, der nicht sich selber gesucht hatte, wollte er dahingehen. Und darum soll, was hier zum Gedächtnis eines deutschen fürsten gesagt ist, auch nicht in Tönen ausklingen, die ihm selber fremd gewesen wären.



3.

ACCOMPANION DE LA COMPANION DE

Sin Freund Bismarcks: Oraf Alexander Reyserling





er Name des Grafen Alexander Keyferling ist einem größeren deutschen Publikum zumeist wohl nur im Zusammenhange mit dem Leben Bismarks bekannt geworden. Schon um den Großen zu verstehen, drängt es die Deutschen, auch dies

jenigen aufzusuchen, die ihm persönlich nahegestanden haben: sie alle trifft ein Strahl des Glanzes, der von einer großen Derfönlichkeit ausgeht. Diesen baltischen Edelmann aber hat Bismarck felbst als seinen ältesten und intimsten freund bezeichnet. Und die dauerhafteste Beziehung in Bismarcks Ceben war diese freundschaft ohne Zweifel, denn schon in ber Studienzeit, im Jahre 1833, sette fie ein, und nach dem Sturze des Kanzlers war Keyserling einer der ersten, der, selber an der Grenze des Cebens angelangt, zu einem längeren Besuch nach friedrichsruh eilte. Dor allem aber war dieser Mann einer der freunde, bei denen man begreift, daß sie Bismarck wirklich haben nahestehen können. fehlte es doch in seiner Umaebung nicht an Centen, die nur mit erborgtem Lichte leuchteten und rasch unsichtbar wurden, als es nicht mehr auf sie niederfiel, all die Kleinen, die ein großer Wille um sich haben muß und mit der eigenen Wucht noch tiefer herunterdrückt. Um so mehr begrüßt man dann jemanden, der mit eigenem Lichte und in der eigenen Zahn sich behauptet. So steht es mit Keyserling. Er war selber eine Persönlichkeit, aus festem und flanavollem Metall gegoffen, und um seiner selber willen verdient er, daß er gekannt werde. Er war mehr als ein freund Bismarcks, aber eben darum in einem höheren Sinne dieses Chrentitels erst würdig.

Die vorliegende Brieffammlung¹) mit ihren fast tausend Briefen ist unbedingt eine der wohltuendsten Veröffentlichungen dieser Urt. In diesen beiden Bänden weht die Cuft, die nur auf den Höhen des Geistes zu spüren ist, und doch wandelt man in ihr ohne Beschwerde. Schon der jugendliche Keyserling hat eines der Geheimnisse eines vortrefslichen Schriftstellers

¹⁾ Graf Alexander Keyferling. Ein Lebensbild aus seinen Briefen und Tagebüchern, zusammengestellt von seiner Cochter Freifrau Helene Taube von der Issen. 2 Bde. Berlin, Georg Reimer 1902.

erkannt, wenn er schreibt: "Eine aute Beschreibung muß bei aller Genauigkeit nicht das Gepräge der Mühseliakeit an sich tragen, eine Klippe, die meinem Naturell gefährlich ist, die durch Anordnung des Stoffes und Aberdenken der Ausdrucksform zu vermeiden ist. Es muß darin ein freies, fröhliches Betrachten durchschimmern, das den ruhigen Ernst des Schrift= stellers, aber nicht seine Sangeweile durchscheinen läft." Und so tritt er auch in diesen Briefen niemals im Staube des gelehrten Arbeitskittels oder in dem trivialen Gewande der Alltäglickfeit vor sein Dublikum, sondern er bewegt sich frei und sicher wie der wahrhaft Besitzende. Neben dem vielen Urmlichen und Mittelmäßigen, das ein autgemeinter familiensinn in äbnlichen Briefpublikationen auf den Markt wirft, haben wir bier ftarkes und eigenes Ceben; gegenüber dem Dielen, das im "fache" aufgeht und darum nur den "fachmann" wieder befriedigen kann, mutet es bier uns an, als ob man unter den allseitigen Menschen der Rengissance lebte. die, ohne zu dilettieren, in Wiffenschaft und Kunft, in Baus und Beruf und Staat, überhaupt in einer tiefen und felbständigen Bedankenwelt eine wahrhafte Derfönlichkeit ausleben.

Solche Leute find in Deutschland selten genug. Einer war der vor einem Jahre heimgegangene Bremer Senator und Bürgermeister Otto Gildemeister, der Politiker und Geschäfts= mann. Journalist und Essavist war, zugleich der unübertreffliche Abersetzer von Shakespeare und Byron, von Dante und Urioft und eigentlich in allem aus der einen Wurzel seines Seins herauswirkte. In England findet man diese Derfnüpfung der Tätigkeit im öffentlichen Ceben mit der Bewegung oberhalb des allgemeinen geistigen Bildungsniveaus bäufiger als bei uns. Kommt es etwa daher, daß dort die geistige Elite die politische Berrschaft in der Band bätte? Oder nicht vielmehr darum, weil die politisch herrschende Klasse seit Generationen in traditionellem Bunde mit der nationalen Bildung steht? Dielleicht sind es verwandte Zusammenhänge, in denen auch der Bremer Patrizier und der Sohn des baltischen Berrengeschlechtes, beide Glieder der in ihrem Kreise politisch herrschenden Kaste, zu den Böhen einer unbefangenen und weiten Bildung binaufgestiegen sind.

Don vielen Seiten her mag man an den Reichtum der nicht zu erschöpfenden Anregung, den die Keyserlingschen Briefe bieten, herantreten, um jedesmal innerlich bereichert von diesem Werke zu scheiden. Die meisten Sefer wird der Mensch an sich anziehen, mit der Wärme und Berechtigkeit des Gemütes, der unermüdlichen Selbsterziehung durch ein langes Leben hindurch, der Abneigung gegen alles Unwahre und Unschöne, dem Drang in die Tiefe und dem Blick in die Weite: Objektivität im weitesten Umfange des Erkennens geübt und zugleich zum Gesetz der eigenen Lebensführung geworden, aber überall von einer Liebenswürdigkeit des Berzens verschönt, alles so sicher in sich selbst rubend, daß man fragen möchte, wo denn die Schranken dieses Wesens lagen. Aber nicht über das rein Menschliche wollen wir bier sprechen. denn es spricht besser für sich selber. Mur einige wenige fäden möchten wir aus dieser Individualität aufgreifen, aber vielleicht gelingt es, diejenigen zu fassen, die in ihr Tentrum führen. Suchen wir die Voraussetzungen auch für die Entwicklung des Einzelindividuums in seiner besonderen Eigenschaft als Loov modericov, als Glied eines politischen Gemein= wesens zu erkennen. Don bier aus wird man auch den Freund Bismarcks am ehesten verstehen.

Der Vater Allexander Keyserlings war sujet mixte, in Kurland ansässig und zugleich Majoratsherr in Ostpreußen. Aber den ganzen Osten, soweit das Kolonisationsgebiet der deutschen Ritter reichte, erstreckten sich die verwandtschaftlichen Beziehungen der Familie; eine Welt von Standesgenossen, die damals, als Allexander in demselben Jahre wie Bismarck geboren ward, noch enger über die nationalen Scheidewände hinüber zusammenhielt, als es hente möglich ist. Durch die Familie ging ein starker Jug von Wertschätzung alles Geistigen; Männer, wie der liebenswürdige Freund Friedrichs des Großen, "Cesarion", stehen nicht allein; ein anderer war russischer Diplomat und Präsident der Petersburger Akademie. Und dessen Sohn wieder war ein Freund Kants; Kant ist auf dem ostpreußischen Gute Hauslehrer gewesen und in dauernder Verbindung mit der Familie geblieben; daß der Geist seiner

Philosophie hier von einer Generation zur andern das Salz

des Cebens blieb, zeigen diese Briefe.

Zu einer wissenschaftlichen Laufbahn entschloß sich auch Alexander, einer der jüngsten Söhne des finderreichen Bauses. Seit 1833 studierte er in Berlin, querft Jurisprudeng, in Wahrbeit bald von seiner Lieblinasneigung zu den Naturwissenschaften geführt, um ihr Studium zu seinem Cebensberufe zu machen. In diesem Jahre schloß er die freundschaft mit Otto v. Bismarck: der war auch ein Student dem Namen nach, ein anderer freilich als Keyferling, und lebte, nach seinen fröhlichen Göttinger Semestern auch jekt noch von Eramenssorgen ungestört, seiner allgemeinen geistigen Entwicklung auf eigene faust. Sicher und energisch ging der junge Gelehrte seinen Weg. Im Herbst 1835 unternahm er mit seinem freunde Blasius eine geographisch-geognostische Reise in die Karpathen: gemeinschaftlich mit demselben konnte er 1839 den ersten Band eines Werkes über die Wirbeltiere Europas herausgeben, das durch die hier zuerst anaewandte antithetische Methode der Klassissiation ausgezeichnet ist. Alsdann nach Rußland zurückgefehrt, unternahm er in den nächsten Jahren mehrere wissenschaftliche, namentlich geologische Reisen im russischen Reiche, im Ural- und im Petschoragebiet, hauptsächlich in Bemeinschaft mit dem Engländer Murchison und dem Franzosen Verneuil. Mit Anerkennung begann er sich in der europäischen Republik gelehrter Ceute zu bewegen: schon als Jüngling schrieb er: "Gemeinsamkeit in forschungen verschafft einen Genuf, den ich allen anderen wenigstens zur Seite stelle; und in dem Umfange, wie er mir zuteil geworden ist, kann er nur in Naturwissenschaften stattfinden, wo das mannia= fache sinnliche Material die selten gleichartigen Ideen der Individuen gang zusammenhält, um sie nicht auseinanderfallen zu lassen." Ein Leopold v. Buch und Alexander v. Humboldt Ruflands zu werden, das mochte in seinen Aussichten und fähigkeiten liegen, denn gleich jenen spannte sich sein naturwissenschaftliches Interesse über alle Gebiete. Aber das 1845 veröffentlichte Petschorawerk, der Schlufstein der ersten geologischen Erforschung Auflands, blieb seine lette größere wissenschaftliche Leiftung.

Denn inzwischen (1844) hatte er sich mit einer Tochter des allmächtigen russischen finanzministers Grafen Cancrin vermählt. Größere Aussichten im russischen Staatsdienste schwan= den anscheinend bei dem bald darauf erfolgten Tode des Ministers: auch eine Hofstellung bei der bedeutenden und liebenswürdigen Groffürstin Belene, in deren geistig angereatem Kreise er mit Befriedigung seine Stätte fand, konnte für ibn nicht von Dauer sein. Er sab sich schließlich vor die Wahl gestellt, entweder in der Bauptsache die Bewirtschaftung der Büter in Esthland und Livland, die seine junge frau ihm mit= gebracht hatte, selbst zu übernehmen, oder fernerhin ausschließlich der Wissenschaft zu leben. Mit schwerem Berzen entschied er sich für das erste, nach einem Jahrzehnt hingebender wissen= schaftlicher Arbeit wurde er esthnischer Ritterautsbesitzer. Aber selbst wenn er nicht fortgefahren hätte, seine Lieblings= neigungen nebenbei zu pflegen, würde er kein Candjunker ge= worden sein: die Leitung des landwirtschaftlichen Betriebes aeborte für ihn zu den Dingen, die er mit Pflichttreue, bald auch mit Erfola, aber doch immer in zweiter Reihe trieb: als Berr von Raifüll in Esthland aber war er in erster Reihe ein politisches Individuum geworden und in eine für ihn neue Sphäre der Tätiakeit einaetreten.

Die Verfassung Esthlands beruhte auf den Prinzipien des Ehrenpflichtdienstes und des freiwilligen Gehorsams. Land wurde von der deutschen Ritterschaft, in die Keyserling aufgenommen wurde, verwaltet: ihr war vom Staate die alleinige Verfügung über die Grundsteuer überlassen worden. Auf ihren Candtagen verhandelte die Ritterschaft über die Candesangelegenheiten in freiester Weise und besetzte durch freie Wahl, ohne Bestätigung der Regierung, fast alle Posten des Candes, von den niederen Polizeiposten bis zu den höchsten Justigposten hinauf. Mit geringfügigen Ausnahmen waren alle Umter Ehrenämter und ihre Unnahme obligatorisch: also keine Bureaukratie, alles nur Selbstverwaltung in der Band der herrschenden, ihrerseits an den Grundbesitz ge= bundenen Kaste. Von tiefer Abneigung gegen alles bezahlte Beamtentum und allen zentralisierenden Druck des Staates blieb Keyferling immer erfüllt. Man weiß, daß auch der junge

Bismark in seinen Entwicklungsjahren von ähnlichen Stimmungen zeitweilig auf die Oppositionsseite getrieben ward. Und wenn man den Liberalismus des oftpreußischen Adels seit den dreißiger Jahren auf seine Wurzeln untersucht, wird man erkennen, daß sie in diesen ständischen Gegensähen gegen Krone und Bureaukratie liegen, nicht aber in den damals von Westeuropa kommenden bürgerlich-konstitutionellen Doktrinen; auch der "Liberalismus" der Auerswald und Saucken war historischen Ursprungs, weungleich er sich an den neuen Ideen nährte und hier und da von ihnen fortgerissen ward.

An der Spitze der esthländischen Verwaltung stand der Ritterschaftshauptmann, der die Zeziehungen zur russischen Staatsregierung vermittelte, auch er unbesoldet, trotz der großen pekuniären Opfer, die das Amt auserlegte. In den Jahren 1856 bis 1862 hat Alexander Keyserling diese Würde unter allgemeinster Amerkennung geführt und seine besten Mannesjahre an die Erhaltung der Candesverfassung gesetzt, ein liberaler Konservativer, um durch Tüchtigkeit, Mäßigung, Gerechtigkeit die Existenz dieses politischen Gebildes gegen die neuen Mächte zu verteidigen, denen das Jahrhundert

gehörte.

Im allgemeinen hat unser heutiges politisches Denken feine Sympathie übrig für den alten ständischen Staat, wie er sich hier aus früheren Jahrhunderten in reiner form erhalten hat, und ebensowenig für die soziale und politische Herrschaft einer kleinen Berrenschicht über die Massen des den Uder bebauenden Candvolks: wie in dem übrigen Europa diese Wirtschaftsformen und die entsprechenden politischen Gestaltungen untergegangen sind, so müssen sie auch hier an dem Rande des Okzidents verschwinden. Über die Derhältnisse in den Oftseeprovingen urteilen wir als Deutsche immerhin abweichend, denn der deutsche Aldel, neben ihm die deutschen Städter und Daftoren, stellen sowohl dem ruffischen Fartum und feiner Reichsbureaufratie als auch dem lettischen und esthnischen Bauernelement gegenüber die überlegene Kultur dar, aus nationalen Gründen wohl wert, daß sie in ihrer Eigenart erhalten bliebe. freilich hat der Udel der Oftseeprovingen der fremden Rasse des Candvolkes aegenüber nicht immer die ausgleichende Gerechtigkeit und den Sinn für Reformen gezeigt. wie es Kevferling forderte; vielleicht ist darin, und auch in allem andern, diese lette Generation der ständischen Derwaltung diejenige gewesen, die sich von den Sünden der Selbstsucht und Perblendung am freiesten erhielt. Und trotdem ließ sich diese politisch-soziale Berrscherstellung nicht behanpten, und wenn sie auch mit absoluter Pollkommenheit ausgeübt worden wäre: die weltgeschichtliche Konstellation und alle neuen Ideen warfen sich ihr entaeaen.

Die Gefahr war da, wenn die alles überflutende nationale Bewegung in Europa verwandte Bestrebungen unter den Ruffen, und in engeren Grenzen auch unter Cetten und Eftben auslöfte. Sie kam zugleich von den Tendenzen des geschloffenen Einheitsstaates, die seit mehr als einem Menschenalter das russische Kaiserreich erfaßt haben, wie einst die Monarchie der Bourbonen oder das preußische Königtum. Sie drobte nicht minder, wenn der nach Aufhebung der Leibeigenschaft in Rufland erschallende Ruf: freiheit und Cand auch in diese Provinzen binüberschlug, in denen die Leibeigenschaft zwar längst abgeschafft war, aber die Fron- und Dachtverhältnisse vielfach einer billigen Regelung entbehrten. Und vollends unhaltbar wurde die Stellung, wenn alle jene Tendenzen zusammenflossen und die russische Regierungspolitik bestimmten; das ließ sich von dem Moment an erwarten, wo an den russischen Grenzen der deutsche nationale Staat erwuchs und scheinbar auf den deutschen Oftseeadel eine politische Anziehungsfraft ausüben konnte.

Sehr früh batte Keyferling diese Gefahr erkannt. Er schrieb am 25. März 1848 nach dem Beginn der deutschen Revolution: "Wenn die direkte Wirkung aller dieser Umtriebe uns, wie ich hoffen kann, nicht berühren wird, so mussen wir doch gewisse weitere folgen nicht wenig befürchten. Der wilde Nationalismus, der überall erwacht, könnte auch unsere Stellung ungünstig machen, und jedenfalls sind wir bereits durch eine gewaltige Kluft von dem bisherigen europäischen Staatenverbande abgetrennt." Dem Nationalismus, den er das neun= zehnte Jahrhundert erobern sieht, stellt er gern den Rationalismus, d. i. das achtzehnte Jahrhundert mit der Weite seiner

Aufklärung und seinem Weltbürgertum gegenüber. Gerade für den Oftseedeutschen konnte die Frage der Erhaltung seines Volkstums sich nicht auf die nationalen Ideen selber, sondern nur auf die kosmopolitischen Ideen stützen. Immer kehrt diese Empfindung bei Keyserling wieder: "Wir stehen auf einem in den gegenwärtigen Strömungen ungemütlichen Posten. Die Humanitätsidee zu vertreten, ist unser Fatum inmitten des Nationalitätenschwindels" (1867 Upril 18) oder: "Das bestialische Nationalitätsprinzip, wogegen die Religionen nur in gewissen Grenzen und in gewissen Zeiten gewirkt haben, wogegen auch die philosophische Ausklärung sich erst recht ohn-

mächtig erwiesen hat" (1880 Oktober 11).

Es mag auf den ersten Blick überraschen, daß dieser treue Verteidiger deutscher Urt und deutscher Kultur der nationalen Bewegung, durch die wir selber doch ein gutes Stud vorangekommen sind, so abneigend gegenübersteht und gar nicht anders stehen konnte. Aber eben darum ist es nützlich, diese gangen Dinge, deren Verlauf das politische Leben Keyserlings erfüllt, im Zusammenhange und mit Unbefangenheit durchzudenken. Handelt es sich doch nicht um vereinzelte, sondern um symptomatische Vorgänge, die auch heute noch in allen Reichen ihr Gegenstück finden; nicht nur die russische Zentralisierungspolitik gegenüber den Nationen dauert noch fort. auch das Vorgehen der preußischen Regierung in Posen und Westpreußen zeitigt ähnliche Probleme. Wir sehen in der Entwicklung der Nationalitäten eine der stärksten Triebkräfte des neunzehnten Jahrhunderts, wir gehen vielleicht so weit, in ihrer Ausbildung eine der schönften Blüten menschlichen fortschreitens zu erblicken, aber daß sie nicht an sich die böchste menschliche Vollendung darftelle, wie das heiße Blut der reinen Nationalitätspolitiker fordert, wird uns klar, wenn wir in diesem Briefwechsel auf die Kehrseite der Dinge hingewiesen werden. Meistens werden die Völker auf diese Kehrseite erft aufmerksam, wenn ein fremder nationaler Strom reikend ihre alten Kultursitze umbrandet; aber auch von einem höheren Besichtspunkt aus als dem einseitia nationalen ist von Kevserling über diese fragen viel Treffendes gesagt worden. freilich was wiegen diese Worte edler Erkenntnis gegen die den Völkern auferlegten politischen Notwendigkeiten, die dem einszelnen Volke in diesem Kampf ums Dasein gar keine Wahl mehr lassen.

So hat sich auch Kevserling viele Mühe gegeben, das Mißtrauen der ruffischen Regierung zu überwinden. Er schrieb einmal an das vorgeordnete Ministerium in Detersburg: "Bei dem Wahn, als handle es sich darum, zu verhindern, daß die biefigen deutschen Kulturelemente die Einheit des Reiches lockerten, wage ich nicht zu verweilen. Sollte auch die Natur diefer Elemente, die nie zersetzend, sondern bindend und ordnend gewirkt haben, verkannt werden, ihre handgreifliche physische Schwäche kann nicht so sehr über alles Mak ernstlich überschätzt werden." Mur den feinden Ruglands sei das Deutschtum in den Oftseeprovinzen - gern wies er auf die große Sahl baltischer Staatsmänner und Generale bin gefährlich geworden, niemals dem ruffischen Reiche selber. Der allgemeine Gang der weltgeschichtlichen Konstellation blieb jedoch bestimmender für die Regierung als diese unanfechtbaren Dernunftgrunde. Es blieb dabei: "weil die Balten den Nationalpatriotismus der Aussen nicht haben können, wird ihnen der Reichs- oder Staatspatriotismus bestritten." (1866 Juli 5.)

Und diese Situation verbesserte sich nach den Ereignissen von 1866 und 1870 nicht: sie wurde im Gegenteil exponierter. Die Gründung des Deutschen Reiches wurde geradezu verderblich für das baltische Deutschtum, das bis dabin als politisch ungefährlich angesehen worden war. Keyserling bemerkt wohl mal: "Im Baltenlande verfteht man nicht, wie derselbe Staatsmann an der Spike des fleinen Dreukens fühner eintrat für die im Aystader Frieden garantierte Religionsfreiheit, als er es an der Spike des großen Deutschen Reiches getan", oder: "Baltenland wird gern geopfert auf dem Altar der Einheit Deutschlands." Bismarck mußte, ebenso wie er es gegenüber der Krone Österreich tat, auf das vorsichtigste jeglichen Verdacht vermeiden, daß das geeinte Kleindeutschland deutsch= nationale, oder wie hente gesagt wird: pangermanische Politik fortzusetzen geneigt sein möchte. Weil der Staat mächtiger geworden war, war zugleich seine europäische Stellung angreifbarer; die innerpreufische Politik gab den Nachbarn

selbst den Anlaß, auf dem Wege der staatlichen Konsolidation voranzuschreiten: "man zieht für unsere Verhältnisse", schreibt Keyserling, "das Verfahren Preußens in Posen als ein böses Beispiel an." Wir erfahren, daß Bismarck allerdings noch einen leisen Versuch gemacht hat, etwas für die Balten zu tun. Als Reichskanzler hat er sich seinem Freunde über seine Aktion ausgesprochen, "die für die Balten in kon fession neller Beziehung unter der vorigen Regierung (Alexanders II., also vor 1881) eine leider nur vorübergehende Lizenz zur Folge hatte. Bismarck schrieb privatim an Gortschakow und wurde in schnöder abweisender Erwiderung ermahnt, dergleichen innere Reichsangelegenheiten nie mehr zu berühren."

Solange Keyserling an der Spitze der esthländischen Verwaltung stand, schien die Gefahr noch abgewandt werden zu können. Als im Jahre 1859 Bauernunruhen in den Ostseesprovinzen der Regierung eine Handhabe des Einschreitens gaben, gelang es ihm selber, durch persönliches Erscheinen in Petersburg und mit Hilfe seiner persönlichen Beziehungen zum Kaiser und zum Hofe den Sturm zu beschwören. Erst nach seinem Abgang im Jahre 1862 begann die russische Regierung eine Bresche nach der andern in die alte Verfassung zu legen. Nicht in der politischen Stellung als Ritterschaftshauptmann, sondern auf dem rein geistigen Gebiet der nationalen Kultur und Sprache sollte er selbst mit dem neuen System zusammens stoßen.

Einst war er aus einem Gelehrten zum Gutsbesiher und Politiker geworden: jetzt verschlug ihn eine liebenswürdige Inversion seines Lebensschicksals noch einmal in die Sphäre seiner ursprünglichen Neigungen zurück. Er wurde 1862, für sieben Jahre, Kurator des Dorpatschen Lehrbezirkes, insbesondere auch der Universität Dorpat, eine Urt von propinzialem Kultusminister für das Baltenland. Die Dielseitigskeit seiner wissenschaftlichen Interessen befähigte ihn außervordentlich zu diesem Posten; seine Persönlichkeit konnte hier wie eine geistige Gberinstanz in seinem Kreise wirken; in dem lebendigen Gedankenaustausch, in dem fördernden Unteil, mit dem er in das Dorpater Universitätsleben eintrat, konnte er sich ganz ausleben. Über den Kreis seiner ursprünglichen

Kachstudien war er weit hinausgewachsen. Er meinte in diesen Jahren einmal, als er mit Verneuil zusammen die Ergebniffe einer geologischen Reise in die Pyrengen veröffentlicht batte, es würde ihm nicht mehr möglich sein, die Erforschung von Gebirgsschichten sich zur Cebensaufgabe zu machen, die fozialen Suftande in Frankreich und Spanien interessierten ihn schon ebenso und mehr noch als die Steine. Aber die Naturwissen= schaften im weitesten Sinne hielten ihn gefesselt. Diel weniger die Geschichtswissenschaft, der er immer gegenüberstand wie die Männer, die selber in den Geschäften oder ihnen wenigstens febr nabe gestanden haben: "die Geschichte muß sich meift mit einem nach Zwedmäßigfeiterudfichten geordneten Bericht für die Gegenwart begnügen." Und als sein einziger Sohn sich diesem Studium zuwandte: "Mir gebt es mit meinem Sohn wie dem Bubn mit der ausgebrüteten jungen Ente; mir war die Geschichte stets ein zu flüssiges Element, - ich begreife nicht, wie man sein Ceben lang darauf herumqu= schwimmen sich entschließen kann. Wo der feste Boden der wiederholbaren Erfahrung oder der unabanderlichen Dentgesetze fehlt, fängt für mich praktisch das Abenteuer, ideell der Roman an. Undere Geifter scheinen wieder so organisiert, daß, wo sie auf das Unabanderliche stoßen, die Cangeweile für sie anfängt, — sie bedürfen als Grundlage die bewegliche Empfindung." Aber wenn er im Grunde seines wissenschaft lichen Denkens Naturforscher war, so wurde er immer wieder von bier aus zu den allgemeinsten und höchsten fragen geführt. Aberall das Leben in der Natur zu ergründen, blieb ihm die vornehmste Unfgabe. Sugleich schritt er über die Grenzen der Wiffenschaft binaus; dauernd beschäftigte er fich mit dem Oroblem des Traumes; über die Berührung der Natur= wissenschaften mit der Religion dachte er tief und ernstlich nach. In religiösen fragen urteilte er frei, durchaus unabhängig. Sein Christentum war das eines geistigen Aristo= fraten: ohne Ritus, ohne Dogmen. Mit eigentumlicher Energie suchte er noch in den siebziger Jahren den literarischen Nachweis ju führen, daß der Unsterblichkeitsglaube ursprünglich dem Alten wie dem Meuen Testamente fremd gewesen sei. Plato, Thomas a Kempis, Pascal waren seine Lieblingsschriftsteller.

Auch seine geistige Physiognomie trägt das Gepräge der freiheit. Welch einen andern Unblick gewährt neben diesem baltischen Edelmann etwa der Durchschnitt des heutigen prengischen Candadels in den alten Orovingen. Eine fleine Anekdote macht das deutlich. Als Keyserling einmal bei seinem oftpreußischen Bruder zum Besuch mar, pries er entzucht den engen Unschluß an das öffentliche Leben: welcher Genuß, zweimal täglich Zeitungen zu haben, und "im Gebiete des heiligen Oberpostmeisters Stephan werden die Briefe jedermann auf dem Cande zugetragen wie in der Stadt". Sob fand fein Echo: "Der Königsberger Candrat, Berr von Büllessem, protestierte gegen meine Beiligsprechung, indem er die Dost im allaemeinen, und was dieselbe fördert, für eine sozialdemokratische Ausgeburt hält." Man schrieb erst 1877! Und wie im kleinen so im großen. In Preußen ist der Adel konservativ, alles an Thron und Alltar geknüpft, weil die Besamtheit mit dem Bestehenden im Staate auf das engste gusammenhängt, ihm seine Rittergutsbesither, Offiziere und Beamten stellt: ängstlich sperrt man sich überall gegen jeden neuen Cufthauch ab und wird reaktionär bis zur Unproduktivität. Bei dem Balten steht das von vornherein anders: er wird selber von einer absolutistischen Macht bedrückt, die ihm auf politischem Gebiete seine alten Rechte nimmt und auf geistig-religiösem Gebiete mit den Waffen einer borniertstarren Orthodoxie ans Gewissen greift: also wird er hier wie dort, im Beistigen und im Staatlichen, auf eine menschlich freiere Auffassung binausgedrängt, und in einem erlesenen Beiste wie Keyserling, der in diese Voraussetzungen mit statt= licher eigener Mitgift eintrat, bildet sich so ein vornehmer Typus des geistig freien heraus. Bumanität sette er, wie wir saben, der Nationalität gegenüber, Bumanität ist auch sein Ideal im geistigen und religiösen Leben: das Ideal des achtzehnten Jahrhunderts. Und es ift nicht zu verwundern. Es ift um eine "harte Staatsgesinnung" und einen festen Blauben eine gute Sache, wenn man sich selber in dem eigenen Staate national, religiös, sozial befriedigt fühlt: steht es aber anders, dann flüchtet sich der Beist darüber hinaus zu reineren und höheren Idealen befreiten Menschentumes.

Im besonderen wird man die Briefe aus dem Universitätssleben Dorpats heute, wo das alles untergegangen ist, mit Wehmut durchblättern. Keyserling war hier infolge der enzyklopädischen Richtung, die sein Geist allmählich annahm, innerlichst befriedigt. Selbst die Erziehung seiner Kinder spiegelt diese Richtung wieder; er leitete sie von früh auf zur Naturerkenntnis an und las mit ihnen die Bibel, er hielt seiner älteren Tochter Vorträge über Kant und gab auch der jüngeren Mathematiks und Physikstunden, er studierte mit seinem Sohne Homer und Plato: alles in dem Geiste der frei sorschensden Erkenntnis. Wie viel Tieses ist in diesen Bänden über Erziehung und Menschenbildung zu lesen!

Dielleicht hatte er gehofft, in dieser ihn ausfüllenden und beglückenden Tätigkeit in Dorpat bis zum Ende zu versharren, aber plöglich mußte er wiederum von seinem Webstuhl aufstehen. Im Jahre 1869 kam es zu dem längst gefürchsteten Zusammenstoß mit der russischen Reaktion. Als die Regierung auf die Beamten seines Ressorts den Zwang aussübte, am Geburtstag des Zaren am Gottesdienst nicht in einer Kirche ihrer Konsession, sondern in der orthodogen Kirche teilzunehmen, nahm er seine Entlassung. Seine öffentliche Caussbahn war damit in der Hauptsache abgeschlossen. In den letzten Jahrzehnten seines Cebens betätigte er sich noch in mehreren Selbstverwaltungsämtern seiner Provinz; eine ersneute Wahl zum Ritterschaftsbauptmann aber lehnte er

Inzwischen war, zumal seit 1866, immer mehr der alte freund seiner Jugend, Bismarck, in seinen Gesichtskreis gestreten, und auch die Schöpfung seines freundes, das neue Deutsche Reich, begann seine Blicke auf sich zu lenken.

1872 ab.

Man wird mit besonderer Genugtnung aus diesen Briesen alle Spuren der Berührung mit Bismark zusammensuchen. Freilich ist es anfänglich nicht so viel, wie man hoffen möchte. In den Jugendbriesen Keyserlings wird des Jugendsreundes gar nicht gedacht. Auch später sehlt es ganz an unbekannten Briesen Bismarks. Erst im Jahre 1855, nach 22 Jahren, knüpste Bismark wiederum an; und die Antwort Keyserlings

ist neuerdings in dem Unhangsbande zu den "Gedanken und Erinnerungen" bekannt geworden. Aus diesem Briefe fällt ein scharfes Licht auf die Jugendjahre, wenn Keyserling an die Worte Bismarcks von 1833 erinnert: "Konstitution unvermeidlich, auf diesem Wege zu äußeren Ehren, außerdem muß man innerlich fromm sein" — eine Art von frühzeitigem Programm eines großen Cebens! Als Bismarck 1858 Gefandter in Petersburg wurde, saben die Freunde sich wieder, und fortan auch häufiger; vom ersten Ilugenblick an, wie wir auch aus den Erinnerungen Keudells erfahren, die alten; Keyferling war aern in dem Detersburger Beim Bismarcks gesehen und dieser besuchte ihn wiederum 1861 in Raifüll. Vielleicht darf man bier die Bemerkung einflechten, daß der Bismarck der fünfziger und sechziger Jahre, dieser hinterpommerisch-altmärkische Junfer, sich überhaupt am wohlsten, wie manche Zeugnisse belegen, in dem Kreise der wohlhabenden und politisch selbständigen Edelleute aus Bolftein, Medlenburg, Bannover, Preußen, Kurland, Esthland gefühlt bat: gesellschaftlich suchte er wenigstens diese Beziehungen mehr auf als die Kreise seiner eigentlichen Parteigenoffen in der Mark und Pommern, den im Königs= dienste ganz aufgehenden Kleinadel. freilich, was ihn gerade mit Keyferling so eng verband, war noch mehr: der Respekt vor der umfassenden geistigen Potenz, die ihm hier entgegentrat. Und damit rühren wir wohl an den innersten Nerv dieser freundschaft. Und Bismarck verfügte, so fehr er eigentlichem fachwissen abhold war, über eine durch ausgebreitete Cektüre und Zeobachtung gepflegte allgemeine Bildung, und wenn wir sie auf ihre Wurzeln zurückverfolgen, so stoßen wir neben anderem in den Studienjahren auf den Umgang mit Kevserling (auch mit Motley und anderen amerikanischen freunden): vielleicht erhielt er damals schon Untriebe, die bei jeder neuen Berührung im Mannesalter ernente Unregung und Belebung empfingen.

Nachdem Bismarck auf die Höhe gelangt war, besuchte Keyserling ihn zum ersten Male 1867, zum zweiten Male 1868 in Darzin, diesmal zusammen mit seiner Tochter, die über diesen Besuch die Abschnitte ihres Tagebuches veröffentlicht, mit manchen hübschen Einzelzügen aus der häuslichen Art

Bismarcks; mit Vergnügen wird man die burschikosen Aussfälle des Kanzlers über Universitäten und Professoren genießen. Und seitdem verfolgte Keyserling mit wachsendem Anteil den großen Anstieg dieser Cebensbahn.

fast schien es einen Augenblick, als ob sein eigener Weg, nachdem ihm die Wirksamkeit in der Beimat abgeschnitten war. ihn unmittelbar an die Seite des Jugendfreundes führen sollte. Es ist doch mehr als eine flüchtige Idee Bismarcks gewesen. diesen Mann zum preußischen Kultusminister zu machen. Schon im Juli 1871, nach einem dritten Besuche Keyserlings. hatte der Reichskanzler zu Agidi geäußert: "Das wäre der rechte Mann wie kein zweiter." Gegen Anfang des Jahres 1872 ift es, wie wir jetzt, ohne eigentliche Einzelheiten, erfahren. 311 tatfächlichen Verhandlungen gekommen. Aber von vornberein wies Keyferling den Plan von sich. Und zwar nicht allein aus Rücksicht auf den russischen Bof, auf das Wort, das der Jar über das bloke Gerücht äukerte: "Ce serait une félonie." Seine Gründe lagen noch tiefer und können denjenigen, der diese Entwicklung bisher verfolgt bat, nicht überraschen. Um 18. Januar 1872 schrieb er einem freunde: "Im Ernst halte ich mich für einen zu fehr vorgeschobenen Mann. 3ch halte nur das amerikanische Coleranzwesen für das richtige. Die Einmischung des Priesters in das weltliche Regiment ist widerlich, aber ob die bureaufratische Religion nicht eine noch weniger erträgliche Mißbildung ift?" und bald darauf: "Daß ich auf die Stelle galks nicht hingehöre, darüber fonnte bei Verständigen kein Zweifel sein, denn der Kultus ist nicht gerade meine Sache" (1872 März 11). Man mag es ja bedauern, daß für diese gehaltvolle Persönlichkeit nicht eine für das deutsche Beistesleben unmittelbar wirksame Stellung hat gewonnen werden können, und man mag fragen, ob jeder preußische Kultusminister vorher und nachher mit ihm in eine Reihe gesett zu werden verdient. Aber es leuchtet ein, daß er am allerwenigsten der Mann gewesen wäre, im Jahre 1872 Bismarcfische Kirchen- und Schulpolitik zu treiben, Kampfpolitif mit allen ihren unausbleiblichen Bärten, wie er sie in Aufland am eigenen Leibe erfahren hatte und nimmermehr selber hätte verantworten können: jeder Schritt vorwärts

hätte ihn in Widerspruch mit seinen eigenen Überzeugungen bringen müssen. Seine Kritik des Kulturkampfes in den Briefen der folgenden Jahre liefert im einzelnen die Belege, wie sehr die Absicht Bismarcks eine innere Unmöglichkeit war. Die politische Stellung, die ein jeder von ihnen einnahm, mußte mit der Zeit ihre Überzeugungen immer weiter voneinander treiben.

Im Jahre 1872 war Keyserling nach Deutschland über= gesiedelt, der Erziehung seiner jüngsten Cochter halber, aber ihr rasches Hinwelken trieb ihn, nach einem halben Jahre angeregten Aufenthaltes in Weimar, in die Beimat zurück. Und nun, nach dem Tode diefer Tochter, begann, früh genug für den rüstigen und geistig unersättlichen Mann, sich die Dereinsamung des Alters einzustellen. Aber sie verinnerlichte sein Eigenleben noch mehr. Der Gesamteindruck seiner Briefe bringt uns zum Bewuftsein, wie die Abgeschloffenheit auf dem Sande, fern von dem Getriebe der Großstadt und ihren sich jagenden Eindrücken, wenig durch persönlich anregende Berührungen unterbrochen, der Vertiefung des Nachdenkens förderlich ist und zum brieflichen Gedankenaustausch als einzigem Erfat für die äußere Jolierung hindrängt. Jett aber beginnen die Korrespondenten hinwegzusterben, aus der eigenen familie und unter den freunden der späteren Jahre, und das Alleinstehen wird fühlbarer. Es wird eine Notwendiakeit für ibn, nun den Gedankenaustausch mit sich selber zu suchen, ju dem Duckenbufer des Tagebuches ju greifen. Er meinte, als er seine Tagebücher begann1), daß ihm keine andere Wahl in der Einsamkeit gelaffen sei: "Weniger mag dieser fall eintreten, wo es viel parlamentarische Verhandlungen und öffentliches Leben im allgemeinen gibt. Aber hier auf dem Lande? Da bleibt nichts übrig, als sich die unnützen Gedanken entweder abzugewöhnen, was den meisten mit Erfolg zu gelingen scheint, oder, wo es zu spät dazu geworden, seine Gedanken niederzuschreiben." So wird der Greis in der zweiten Bälfte der siebziger und in den achtziger Jahren ein feiner und

¹⁾ Sie sind bereits früher veröffentlicht worden ("Aus den Cagebüchern des Grafen Alexander Keyserling. Philosophisch-religiöse Gedanken mit einzelnen Zusähen aus den Briefen". Stuttgart 1894).

tiefer Beobachter alles dessen, was in der geistigen und politischen Welt um ihn herum vor sich geht; Cektüre von einer Ausschnung und Dielseitigkeit, wie sie nur einsamer Muße möglich ist, gibt immer wieder frische und fruchtbare Anregung, und er verläßt nichts Gelesenes, ohne sich oder anderen davon Rechenschaft zu geben, oft mit einer Goetheschen Klarheit und Heitersfeit, die alles verschönt, was sie berührt. Man hat ihn bei seinem Tode als einen Weisen geehrt und wahrhaft ein Weiser stellt er sich von der hohen Warte seiner religiösen und politischen Unbefangenheit dar. So gewährt die Cektüre der Briefe und Tagebücher des Alters einen Genuß auch für Ceser, die von den verschiedensten Interessenkreisen her an sie herantreten.

Es kann ja nicht ausbleiben, daß dem Urteil des Alternden gang neue Welten, wie die soziale Politik, verschlossen bleiben; aber eber als von den Schranken wird der Blick immer wieder pon den Derlen der Erkenntnis gefesselt. Als ein Beispiel setze ich für den Politiker und Bistoriker ein Urteil über den Ursprung des russisch-türkischen Krieges hierher: "Ich habe daran gedacht, welchen Grund der spätere Bistoriker dafür ausfindig machen wird, daß Aufland den orientalischen Kampf gerade jett, wo unsere Regeneration doch noch einige Jahre der Ruhe dringlich bedürfte, unternommen hat. Weder die bulaarischen Greuel noch die tollen Nibilistinnen samt den panflavistischen Schwärmern sind ausreichende Gründe. Dielleicht aber die osmanische Konstitution? Jett oder nie mehr, mußte Aufland in der äußeren Politik seine traditionellen Unsprüche, die orthodore Vormacht für die Christen der Türkei zu sein, zur Geltung bringen. Die osmanische Konstitution durchkreuzte die Grundbestrebungen unserer durch viele Jahrbunderte festaehaltenen äußeren Politik und lieferte ein beengendes Beispiel für unsere innere Politik. So vielleicht bringt man es einst heraus, daß auch für Aufland es sich um eine Eristenzfrage handelt" (1877 August 9). Oder: "Es ist etwas Eigenartiges um die Bedeutung der russischen Dichter gleich nach ihrem Tode. Mögen es Künftler fein, wie Duschkin und Turgenjew gewesen, sie werden beim Tode gefeiert wie freiheitshelden. Tendeng haben sie auch mehr oder weniger immer vertreten; es sind Offenbarer gewesen des Nationals

geistes. Schiller und Goethe erhoben den deutschen Aationalsgeist in die Region des Schönen; die Sprache war ihnen ein Mittel, die menschheitlichen Ideale zu kultivieren. Die großen russischen Schöpfer schöner Literatur steigen mit ihrem Lichte binab zum Volke und erklären die Barbarei der Heimat reas

listisch." (1883 August 29.)

Bu der tiefen Resignation der letten Jahre kamen außer persönlichen Erlebnissen — im Jahre 1884 war auch seine Gemahlin gestorben und sein eigenes Haus war verödet, wennaleich von der Liebe seiner in der Nachbarschaft lebenden Kinder dauernd umgeben - por allem noch politische Gründe. Die unabwendbare Vollendung der Geschicke der Deutschen laftete wie ein schwarzer Schatten über dem Ausgang feines Cebens. Statt zu verzagen, fragte er immer von neuem, wie man das äußerste abwenden könne. Er urteilte 1885: "Die Algonie der germanischen Candeskultur möglichst zu verlängern, das bleibt die Aufgabe der germanischen Balten", und sah die einzige Rettung darin, daß man die bürgerliche Tüchtigkeit auf das höchste anspanne, um sich dadurch an vorragender Stelle zu behaupten. Alls eine Urt Programm für die künftigen Wege der Balten formulierte er 1889 die Sätze: .1. Öfonomisch: Ilus dem Cande und dem Bandel und Gewerbe, aber auch aus dem Staatsdienste muß man sich so viel als möglich Einnahmen schaffen. 2. Legal: Man muß mit dem Buchstaben des Rechts kämpfen um das Recht, unermüdlich und strift. 3. Politisch: Man muß mit der ruffischen Intelli= geng gehen." Auch in der eigenen familie erlebte er zum Schluß den allgemeinen Vorgang noch einmal in individueller Weise. Sein Schwiegersohn, Baron Taube, der Gemahl der Berausgeberin diefer Briefe, die dem Dater in jeder Weise am nächsten ftand, entschloß sich aus politischen Gründen gur Auswanderung. Und trot alles Schweren, das für ihn selbst im Verlust des einzigen nachbarlichen Verkehrs lag, billigte Keyferling diesen Schritt: "Die ererbte Bedeutung der Samilie in Esthland ift durch Geld nicht wieder zu erlangen, weder hier noch anderwärts. Es bleibt da nur übrig, andere Büter dafür einzutauschen: nationalen Patriotismus, freiheit und gute Regierung, gute Schulen, religiofe Duldung. Mur

in De utschland ift das zu haben." Eine alte historische Welt geht unter und neue Ideale stellen sich an ihren Platz. Keyserling gab zwar nicht auf, was ihm immer als das Höchste gegolten hatte: "Die Auswüchse des Patriotismus, der nicht in der Liebe zum Vaterlande, sondern im Haß des Fremden Befriedis gung sindet, sind unberechendar. Wann werden die großen Ideen wieder auftreten, die zur Zeit, als das Christentum Expansionskraft erlangte, und wieder um die Wende des jetigen Jahrhunderts, aus dem Bürgertum Israels und aus den Heisdenvölkern, aus beiden eins machten und die Mittelwand des Gesehes zerstörten?" (Oktober 1888.) Die Sehnsucht aber nach dem, was er selber nicht besaß, klang in der Brust des Greises wie ein tieser Ton. Er dichtete in diesen Jahren ein Lied und spielte es oft nach eigener Melodie:

O Vaterland, o Vaterland, Verloren mir auf dieser Welt, Wie fehlst Du meiner Seele.

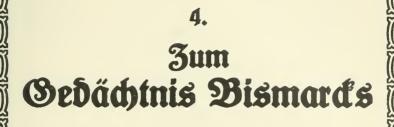
Er selbst war zu alt geworden, um wieder hinauszustreben. Und es verstand sich, daß die Masse des baltischen Abels das Beis piel einzelner Auswandernder nicht nachahmen konnte. Man möchte sonst die Vorstellung damit verbinden, wenngleich sie nur ein eitler Wunsch ist, welch einen Gewinn für Deutschsland ein solcher Rücksluß im großen bringen könnte. Man denke sich diesen Adel mit seinem Kapital an geistigen Sähigseiten, an wirtschaftlicher Cüchtigkeit und an politischen Gaben, das für die Nation dort ungenutzt ruht, in unseren eigenen gefährdeten Osten, nach Posen, Westpreußen, Oberschlessen, verpslanzt: um mit dem Rückhalt an dem deutschen Vaterlande und an einer deutschen Regierung seinen historischen Beruf wiederauszunehmen, den Vorkamps des Deutschtums auf slavischem Boden.

Auch der Mann, von dem wir hier reden, follte das Daterland seines Blutes und Geistes vor seinem Tode noch einmal wied ersehen, und allein aus dem Grunde, weil er der Freund des größten Deutschen seiner Tage war. Wenige Woche nach der Entlassung aus seinen Amtern ließ Vismarck ihm sagen, er möge ihn doch in Friedrichsruh besuchen. Auf eine Einladung Vismarcks im Jahre 1885 hatte er in sein Tagebuch geschrieben: "Es ist mir an ihm ein treuer freund verblieben, aber die Entfernung ist doch zu groß geworden, in der ich von ihm lebe, und er ist weit und hoch." Jetzt aber war er sofort entschlossen: "vor dem Tode uns wiederzusehen, ist doch ebenso wie sein Wunsch auch der meine." So verbrachte er den Juni 1890 in Friedrichsruh; viele lichtvolle Beobachtungen zeichnete er über diese Tage auf. Die beiden günfundsiebzigjährigen glichen einander eber noch weniger als früher: dort noch immer der Kämpfer, der nicht zur Ruhe kommen konnte, an Schillers "Räubern" und Shakespeares "Coriolan" sich erbaute, und hier der Resignierte, der in Weisheit die letten Schlüsse seiner Erfahrung gezogen hatte. Dieser Gegensat kam charakteristisch genng zum Ausdruck, wenn Keyferling, durch das laute Grollen Bismarcks in der Offentlichkeit befremdet, ihm als seine Aufaabe bezeichnete, trok alles Schweren, das ihn getroffen hätte, eine harmonische Persönlichkeit darzustellen, und der fürst lebhaft erwiderte: "Wozu foll ich harmonisch sein?" Kurz zuvor hatte Keyserling bei der Cektüre von Köstlins Lutherbiographie eine äbnliche Empfindung gehabt: es war ihm, als offenbare sich in Luther "ein ganz unharmonischer Mensch, von hinreißender Liebenswürdigkeit einerseits, mit brennendem Bergen für das Gute und Wahr= hafte, aber auch für das einmal Behauptete mit störrischem Eigensinn." Aber das waren eben die verschiedenen Welten, in denen diese Individualitäten zu Hause waren: dort Cuther und Bismarck, die in ihrer Einseitigkeit gewaltigen Willensfräfte, hier der vielseitige Erkenntnisdrang Keyserlings: dort Reformation und preußisch-deutsche Reichsgründung, hier das 18. Jahrhundert oder wenn man will, die moderne Wiffen= schaft und der Individualismus, dort Natur und Kraft, der Benius der Cat, hier edelste Verfeinerung des Beistes, Ob= jektivität und harmonie. fein spottete Keyserling über die Liberalen, die Bismark nach seinem Sturz gern als Beiligen verehren möchten, aber von Entsetzen gepackt würden, wenn es in dem Beiligenschrein lebendig werde. Aber auch er hielt Bismarcks Bervortreten für ein zielloses Beginnen. tragische Ausgang des großen Lebens reizte ihn immer wieder. die Dorgange durchzudenken und den Schlüffel zu dieser Dersönlichkeit zu suchen. Er fand, daß dem Freunde in einem seltenen Maße alles Verehrungsbedürfnis sehle, sowohl passives wie aktives: "Komödie! das ist ihm die gegenseitige Unbetung unter den Menschen. Ei eb en, ja, das kann er, mit ganzer Seele — aber verehren, nein!"

Kaum ein Jahr nach der Rückfehr in die Heimat versschied er, nach kurzer Krankheit, am 8. Mai 1891. Aufrecht und klar ging er dem Tode entgegen. Bis in das kleinste Detail, mit der Objektivität des Gelehrten, der einen Naturprozeß verfolgt, verzeichnete er noch am Tage vor seinem Hingang den ganzen Verlauf seines Leidens; mit seinen Enkelkindern las er noch in Brehms Tierleben und sprach mit ihrem Hausslehrer den ganzen Abend über Kant und seine Philosophie. So starb er, wie er gelebt hatte. Der Besuch in Friedrichsruh war der Ausklang seines eigenen Lebens gewesen.







Ansprache

gehalten am zehnjährigen Todestage Bismards vor ber Beibelberger Studentenschaft

30. Juli 1908





ir wollen heute des großen Deutschen gedenken, der vor zehn Jahren von uns schied. Große Männer gehören zu den edelsten Besitztümern einer Nation. Jedes Volk schuldet seinen führergestalten nicht nur ihre Caten selbst, sondern darüber hinaus

noch etwas Höheres, etwas Unsichtbares und nur um so Mächstigeres: das ist der ungeheure moralische Einfluß, den das Einzelleben eines Großen durch sein bloßes Dasein auf den Volkscharakter ausübt. Das gesamte Volk erbt von den Persfönlichkeiten seiner großen Söhne deren Eigenstes und Bestes, es wird reicher durch dieses eine Leben, das wie ein seltenes Kunstwerk in seiner Mitte steht: ein Kunstwerk, das alle Tiesen und Höhen des eigenen Wesens der Nation verkörpert und dann wieder fortzeugend auf Generationen hinaus ihre Eigenart bestimmt: eine Summe vorbildlicher idealer Werte, in der Nation und Individuum sich unlöslich durchdringen.

für uns Deutsche hat der verhängnisvolle Lauf unserer Beschichte es mit sich gebracht, daß wir nur wenige solcher großen Namen besitzen, die der gangen Gemeinschaft unseres Volkes gleich teuer, unfer aller Besitztum sind. Denn die Gestalten der alten Kaiser des römischen Reiches deutscher Nation sind für uns Kinder des neuen Reiches fast verblichen, wie ihre universalen Tiele uns fremd geworden find. Luther gehört nur dem einen Teile der Nation; diesem Teile allerdings hat seine Verkörperung deutschen Wesens die moralische und geistige Struftur für Jahr= hunderte tiefer eindringend bestimmt, als je ein einzelner vorher und nachher vermocht hat. Diel mehr verengt sich der Kreis, dem friedrich der Große auch als führende Persönlichkeit etwas bedeutet: er steht schon mehr in der preußischen Sonderaeschichte als in der deutschen Allaemeinaeschichte und wurzelt obendrein in einer der unfrigen fremden Beisteskultur. Und wenn Schiller den Bergen der Jugend noch immer so viel gilt wie drüben der Heimattreue unserer ausgewanderten Söhne, so möchten von Goethe die Ausländer uns gern begreiflich machen: er gehöre doch eigentlich mehr der Welt als dem Volke seiner Beburt. Ist da nicht für die Deutschen des neuen Reiches der Mann, der uns dieses Reich brachte, ihr größter Name, ihr innerlichster Besitz, oder sollte er es nicht vielmehr werden?

Denn er hat eins vor allen andern voraus. Er gehört in die Reihe der Staatenarunder der Weltgeschichte, denen die Völker ihr Höchstes, ihr Dasein danken. Wenn überhanpt ein einziger Mann den Ruhmesnamen "Schöpfer des Reiches" verdient, so ift es Otto v. Bismarck. Wohl ist dieses Reich eine Schöpfung der ganzen Nation, aller in ihr ruhenden geistigen und sittlichen Energien — von dem erhabenen Träger der preußischen Krone bis zu dem letten, der sein Blut in der Schlacht heraab, oder die Urbeit seiner Gedanken, die Tiefe seines Gemütes für das Cangersehnte in die Waaschale warf. Aber von einer Seite mußte doch der starke Wille kommen, der die Summe aller iener Kräfte in Bewegung brachte. der das Sehnen in Tat umsette, der den felsblock wälzte und den Weg aus der Wüste fand. In dem heiligen feuer unserer Einheitsbewegung rief wohl das Dichterwort verlangend nach dem einen Mann aus Millionen: ihm, dem Manne der eigent= lichen Initiative, des schöpferischen Willens, wollen wir heute huldigen, denn "im Unfang war die Cat". Er hat den neuen Staat gewollt und er hat ihn gebaut, er hat die junge Großmacht aufgerichtet in der Mitte Europas, umringt von mißgünstigen Machbarn, vielleicht in dem letten weltgeschichtlichen Augenblicke — man blicke nur auf das gewaltige Umsichgreifen der Weltmächte von heute -, in dem es auf diesem Wege möglich war. Denn er, er gang persönlich, faßte die Entschlüsse 311 den drei Kriegen von 1864, 1866 und 1870-71, ja den eigentlich entscheidenden großen Schicksalskrieg der deutschen Geschichte zwang er seinem Königshause wie seinem Volke gewaltsam auf und nahm die ungeheure Verantwortung auf seine starken Schultern. So ift er neben Luther einer der größten Revolutionare der deutschen Geschichte, und zugleich, ebenso wie auch jener, einer ihrer größten Konservativen: daß sie beides zugleich, aber das eine nur um des anderen willen waren, begründet ihre eigentümliche Größe. Als Revolutionär vollendete er die heilsame Rebellion friedrichs des Großen gegen das alte Reich, er stieß Throne um, drängte Millionen Deutscher hinaus, spielte mit jedem feuer, das er für seinen Brand brauchte, brachte das altpreußische Königtum mit der demokratischen Idee in ein Geschirr - und zugleich: wie hat

derselbe Mann hernach die historisch gewordenen Kräfte seines Heimatstaates wieder besestigt, die konservativen Grundlagen im Staats- und Wirtschaftsleben in ungeahnter Weise neu belebt. Wie scheint seit dem Zeitalter Bismarcks das geistige Antlitz des deutschen Volkes so von Grund aus verwandelt, daß die Ausländer fast sehnsüchtig des Zeitalters Goethes

und Begels gedenken.

Mehr als andere Staatengründer, mehr noch als Wilhelm von Oranien für die bolländische oder als Washington für die amerikanische Republik bedeutet, bat er den Stempel seiner Derfönlichkeit in das werdende Gebilde seines Staates eingedrückt, ihn nach seiner Wesensart geprägt. Alle entscheidenden Werkstücke der Reichsverfassung sind von ihm gehämmert und an ihrer Stelle eingefügt. Er hat das preußische Königtum bewahrt por einer Umbildung in die erbliche Erefutive eines parlamentarischen Staates, und es dann den Weg der Größe geführt; in dem Nationaldenkmal an der Schloffreiheit in Berlin könnte der weitblickende Genius, der das Rok des Kaisers geleitet, die Züge Bismarcks tragen. Schon in der Reichsverfassung, wie er sie für Morddeutschland im Dezember 1866 an einem Tage diktiert, sind alle konstitutiven Tragbalken von ihm angelegt: der föderalistische Aufrif des Gangen, jumal in der Verknüpfung von Prenken und Deutschland, dem eigentlichen Probleme unserer heutigen Politif: das allgemeine demofratische Wahlrecht, das gescholtene und unentbehrliche, das doch die dauernde Gewähr unseres nationalen fortschritts bleibt. Uberall finden wir diesen einen schöpferischen Willen wieder in dem Untlike unseres heutigen Deutsch= lands, in der wirtschaftlichen und sozialpolitischen Gesetzgebung, in ihrer positiven Leistung, wie in ihren negativen, ja in ihren verderblichen Wirkungen, selbst in dem, was wir beklagen: in den Schärfen, die aus der Seele des Kämpfers, aus den Methoden seiner Politif in die Gestaltung unseres Parteilebens binübergefloffen find.

Und nach außen hin dasselbe, Ihnen fast noch geläufigere Bild! Bismarck hat das von ihm geschaffene Reich davor beswahrt, daß es, wie das Königtum Friedrichs des Großen in einem siebenjährigen Kriege, die rasch emporgestiegene

Bröße gegen eine europäische Koalition verteidigen mußte, und bei seinem Hingang waren solche Möglichkeiten längst geschwunden. Er ist es gewesen, der das Bündnis mit Oster-reich-Ungarn — das bis heute der ruhende Pol in der Erscheinungen flucht ist — seinem Monarchen in heißem Kampse abrang. Und wiederum Bismarck hat noch im letzten Jahrzehnt seiner Staatsleitung, in den Jahren 1884—85, das letzte Meisterstück seiner diplomatischen Kunst abgelegt und aus der Weltspannung zwischen Rußland und England sast alles das herausgeholt, was wir an Kolonien in der Welt besitzen: gesdensen wir Nachgeborenen heute auch dieser Ruhmestat, da wir erkennen, wie schwer jeder einzelne Schritt vorwärts der zuletzt zur Teilung der Welt gekommenen Großmacht fällt.

So wohnen wir in dem Baufe, das er gebaut, und in der Luft der politischen Lebensgemeinschaft, die wir atmen, weht bis zur Stunde sein Beift. Das alles konnte seine Derfönlichkeit nur erreichen, weil sie selber eine der tiefsten Uus= prägungen deutschen Wesens war. Wie ist uns doch dieser Mensch Bismarck nach und nach vertraut geworden, nach seinem Rücktritt und vollends nach seinem Code: in seinen Briefen und in seinen Aufzeichnungen, in allen Außerungen eines privaten Daseins, das er schlieklich vor den Augen der Welt zu führen genötigt war. Da treten uns die ursprünglichen Züge seines Wesens nabe: die freude an der Matur, ob er nun, von den Aften flüchtend, die ersten Schneeglocken und eine verlorene Nachtigall im Tiergarten begrüßt oder ob er an einem Nebeltage durch die Kiefernschonungen seiner hinterpommerschen Wälder trabt: da lebt das Naturnahe in ihm auf, der nie ein Stadt- und Stuben- und Büchermensch war. Da erscheint er, die frangosen stehen mit andächtigem Staunen davor, als der große Jäger, der ftarke germanische Effer und Trinker, deffen Kraftgefühl kaum ein Maß kannte. Und dann lernten wir die garten, liebenswürdigen, weichen Züge seiner Natur fennen, in seinem Berhältnis zur Braut, zur Gattin, zu den Kindern — in diesem engen Kreise scheint sich die Welt seines Bemütes fast zu erschöpfen. Denn das Empfinden des Privatmannes wird immer wieder überschattet von den heldenhaften Zügen seines Wesens. Er ift doch der begabteste Sohn jener deutschen Herrengeschlechter, die über die Elbe zogen und den Slaven das Kolonialland abgewannen. Je tieser man in sein Werk eindringt, je höher erhebt sich auch das Dämonische in seinem Wesen, das Napoleonartige, das am Ende seines Cebens bis zur Verhärtung in der Macht wächst. Vismarck gehört nicht zu den Musterhelden der Weltgeschichte, zu der achtungsswerten Familie Uristides, in der das öffentliche Verdienst in jedem Augenblicke privater Tugend hübsch die Wage hält, sondern das Überströmen seiner Kräfte läßt neben seinen Vorzügen auch die Schwächen hervortreten. Unch hierin war er ein rechter Deutscher, und das macht ihn, denke ich, gerade der deutschen Jugend so teuer: aber er war ein Deutscher, der zugleich das eine besaß, was unserem Volke so selten beschieden war, den politischen Genius.

Er bleibt er selbst, auch als die Tragödie seines Lebens einsett. Diese Tragodie rubt tiefer als in der bloß menschlichen Beziehung zwischen einem jungen Kaifer und einem greifen Kangler, sie ruht in seinem Derhältnis zur Monarchie überhaupt. Wir haben ein Billett König Wilhelms an Bismarck aus den Unfängen des Konflikts mit dem preußischen Candtage, vom 27. Januar 1863: "Ich wollte Sie bei der heutigen Schlacht noch darauf aufmerksam machen, daß heute der Beburtstag meines Enkels ift, also so Gott will, meines zweiten Nachfolgers, was vielleicht bei einer patriotischen Wendung anzubringen wäre." So rief denn der Minister an jenem 27. Januar im Candtage den Liberalen die Worte zu: "Das preußische Königtum hat seine Mission noch nicht erfüllt, es ist noch nicht reif dazu, einen rein ornamentalen Schmuck Ihres Verfassungsgebäudes zu bilden, noch nicht reif, als ein toter Maschinenteil dem Mechanismus des parlamentarischen Regiments eingefügt zu werden." Und er hat dann diese Worte wahr gemacht, der Sohn der Junker, die sich einst nur knirschend den Hohenzollern gebeugt hatten, hat diese einzigartige Institution unerhört erhöht, wie es nur ihre Schöpfer, die beiden großen preußischen Könige des 18. Jahrhunderts, vermocht hatten. Da aber wandte sich der Erbe dieser Macht gegen den Vorfämpfer der Monarchie, und im bittern Grimme der Verbannung mochte Bismarck sich fragen, ob er diese Krone nicht

zu stark gemacht habe. Es ist eine der Tragodien, in denen die überragende Macht großer Staatsmänner in mongrchischen Staaten vor ihrem eigenen Pringip zusammenbricht; was sich früher in blutigen Explosionen entlud — man denke an Aëtius vor Kaiser Valentinian in Ravenna! —, das verlegt jett alle Tragit in das Innere des einen Menschenlebens binein, und von ihm wieder, so baben wir es erschüttert miterlebt, in das Innere der gangen Nation. Denn der gestürzte Kangler, der einst als Jüngling erklärt batte, kein Teug zum Minister zu besitzen, hatte es noch weniger zu der Rolle eines Ministers a. D., eines stummen und passiven Zuschauers bei den Geschicken seines Volkes. So durchbrach er wieder den Typus, stellte sich zu seinem Werke, wie er wollte, ließ sich nicht lebendia einbal= samieren oder in den Beiligenschrein stellen, wie es freund und feind von ihm verlangten, sondern saß grollend wie Uchill im Zelte und kostete mit dem Koriolan seines geliebten Shakespeare die lette Bitterkeit aus, die Eitelkeiten verachtend. immer sorgend in Weisheit, wetternd in Leidenschaft und so sich verzehrend, aber in diesem unerhörten Schickfale von Cag 34 Tage mehr geliebt, nun erst mit der Volksseele den geheimnis= vollen Bund eingebend, den Unglück fester schmiedet als alle leuchtenden Tage des Glückes. Beute gehört das alles unzertrennlich zu seinem Bilde. Auch der gestürzte Kanzler, der Alte von friedrichsruh, ift eine historische figur, eine menschliche Ergänzung seines Beldenlebens, man ift versucht zu sagen: die lette Vollendung seines gangen Wesens und Werkes: auch er bleibt ein unvergefiliches Besitztum unseres Volkes.

Längst liegen jene schweren letzten Jahre hinter uns. Mit der zeitlichen Entsernung aber gewinnen wir mehr und mehr die historische Distanz gegenüber der Persönlichkeit Bissmarcks. Wie das Hochgebirge aus der Ferne immer beherrsschender am Rande des Horizontes emporsteigt, so erhebt sich das Unvergängliche seines Lebenswerkes immer mächtiger, und es tritt zurück, was begrenzt und historisch bedingt, was vergänglich und klein war, was neuem Leben Platz zu machen hat. Und wenn wir das eine von dem andern zu scheiden besginnen, so liegt darin noch keine besserwissende Kritik, sondern es ist in seinem Geiste gedacht. Wie oft hat er nicht in Bildern,

die er gern der Jagd entnahm, die Politik bezeichnet als die Kunst des Möglichen, des Erreichbaren in einer gegebenen Situation. Von nichts war er weiter entfernt, als einen Kanon allgemein gültiger Grundsätze aufzustellen, wie ihn heute die halben und ganzen Bismarckorthodoxen herauslesen möchten aus seinen Werken: ein Kampseswort der Stunde umprägend zu einem Programm für immer, zehrend von einem Ideensvorrat, den im Geiste Bismarcks zu vermehren und zu erneuern ihnen besser anstände.

Darum wollen wir offen bekennen, daß auch wir heute andere Aufgaben haben, als des greisen Bismarcks Ideenwelt 311 kanonisieren. Auch ihm gegenüber dürfen wir nicht Epigonen werden, wie das protestantische Deutschland es nach Luthers Tode murde, unproduktiv stillstebend und darum rückschreitend: fondern gestehen wir uns lieber, daß selbst sein Rücktritt in der inneren Politik Raum ichuf für fortschrittliche Reformen, die unter ihm unmöglich waren, und daß es ein Berdienst unseres jungen Kaisers war, wenn er die Auseinandersekung mit den Sozialdemokraten 1890 nicht in dem Sinne des alten Kämpfers vornahm. Bringt uns doch jeder Tag neue Aufaaben, die über die Richtlinien Bismarkscher Politik binausgeben — häufig genug nur einen langsamen fortschritt auf einer mittleren Linie, denn an ihn bleiben unfer Bolf und unfer Staat gebunden mit ihren tiefen wirtschaftlichen, bistorischlandschaftlichen und konfessionellen Gegensätzen, mit ihren fremden Bestandteilen und ihren Gegnerschaften ringsum. mit allen den bitteren Erbschaften vergangener Jahrhunderte, den Narben einer langen Leidensgeschichte, die unser nationaler Körper nun einmal an sich träat.

Nicht bloß neue Anfgaben harren unser, vielleicht auch neue Methoden nationaler Erziehung und Arbeit, neue Ideale politischen Lebens, die das Ideal unseres Helden nicht übersstügeln, aber ergänzen und fortbilden. Bismarc war eine Herrennatur mit Herrenidealen, autoritativ veranlagt in aller Elastizität seines Geistes; aus dieser Gesinnung — sie ist die des preußischen Staates und seines eigenen Blutes — handelte er, und ihr vor allem dankte er seine Erfolge; ohne diesen eisernen Gebieterwillen wäre der Verlauf seiner Reichsgründung nicht

zu denken. Die entfesselten Kräfte der Nation auf sich selber zu stellen, das lag ihm ferner. Wohl hatte er Deutschland in den Sattel gehoben, aber solange er atmete, gedachte er die Zügel nicht aus den händen zu geben. Ihm eigneten die harten staatsbildenden Gaben des Preukentums. Es ist das, was die fremden Nationen rühmen, wenn sie sagen, ein Doppeltes vermöchten die Deutschen: zu befehlen und zu gehorchen: es ist das, was dauernd in Urmee und Beamtentum, in den wirtschaftlichen und technischen Organisationen unserem National= charafter die Erfolge sichert: wir werden alles das in fünftigen Entscheidungen nicht missen können, ohne uns aufzugeben. Und doch ist darin nicht das lette Tiel begriffen, weder für den einzelnen noch für die Gesamtheit. Dieses lette wird in der Erziehung des Individuums zur höchstmöglichen felbständigen Leistungsfähigkeit liegen, zu einem Typus, wie ihn eine Rasse von längerer politischer Reife vielleicht schon vollkommener hervorbringt. Micht als ob wir fremde Ideale fünstlich einzuführen hätten: man kann es so wenig, wie fremde Verfassungen nachahmen. Nationen leben nach dem Gesetz, das sie geschaffen hat. Aber sie schreiten fort in dem Make, wie sie alle ihre ursprünglichsten Unlagen vertiefen und fortbilden.

Wenn uns eins auf diesen Weg des fortschritts nötigt, so ist es der heutige Wettkampf der Nationen, der angespannteste, den die Weltgeschichte jemals sah, und mit dem das Schickfal Deutschlands mehr als das iraendeiner anderen Nation verknüpft ist. Gerade in der auswärtigen Politik haben wir es seit dem Rücktritt Bismarcks schwer ertragen, daß dieses einzigartige Kapital seiner politischen Einsicht acht Jahre lang brach lag — wie er es selber wohl am schwersten trug. Allzulange waren wir gewöhnt gewesen, unsere Weltangelegenheiten in der festen und feinen Band des machsamsten Steuermannes zu wissen. Seitdem saben wir bei raubem Wetter das Steuerruder manchmal schwanken. Beute empfindet das gange Volk, daß es diese ernstesten Lebensfragen selber miterleben muß. Wie hat die Welt sich seit dem Zeitalter Bismarcks verändert! Die Zeiten der siebziger und achtziger Jahre werden selbst in französischen Geschichtswerken wohl als Zeitalter der deutschen Hegemonie bezeichnet; nicht einer friegerisch drückenden Hegesmonie im Sinne eines Ludwig XIV. oder Napoleon, sondern nur einer friedlichen Hegemonie, die im Mittelpunkte der Koalitionen das Gewonnene gegenüber dem isolierten Franksreich behauptete und die Achse in den wechselnden Grupspierungen der Mächte bildete. Dieses Zeitalter ist heute absgeschlossen und nur Illusionen täuschen darüber hinweg. Sollen wir darob klagen und den Schuldigen suchen — sollen wir etwa versuchen, in den Kürassierstiefeln Vismarcks weiter breitspurig einherzutreten? Hat wirklich alles an Einem geshangen, der dabinging?

Wer tiefer dringt, wird erkennen, daß eine unvermeidliche Entwicklung diese Wandlung brachte. Bismarcks auswärtige Politif war seit 1871 saturiert, sie wollte es bewußt sein, und sie mußte es sein, wenn sie nicht, nach den raschen Erfolgen deutschen Aufsteigens, alles gegen sich aufrufen wollte. Daher war sie - trok seines führenden Unteils am Gewinn der Ko-Ionien! - vorwiegend kontinental orientiert. Was ist charakteristischer als die Untwort, die er einem die Aussichten Deutsch= lands in Oftafrika preisenden Ufrikareisenden gab: er deutete auf Met: "Bier lieat meine Karte von Afrika!" Diese Politik entnahm auch die Berechnungen der Jukunft nur aus der fontinentalen Sphäre: in dieser Beschränkung lag ihre Stärke, aber auch die Grenze. Denn diese kontinentale Politik ließ sich auf die Dauer nicht aufrechterhalten, wenn wir nicht stille= stehen, eine Macht zweiten Ranges, eine wirtschaftlich dienende Macht werden wollten. für eine Nation, die jährlich bald um eine Million Einwohner zunimmt, wächst die gebieterische Notwendiakeit, für deren Aufnahme und Ernährung zu forgen, entweder den Abfluk dieses Menschenzuwachses innerhalb des nationalen Bereiches zu regeln, oder den Produkten der ge= steigerten Beschäftigung einen Zugang zum Weltmarkt zu sichern. Und jeder Tag lehrt uns, wie die wirtschaftlicheful= turelle Erschließung dieses Weltmarktes längst wieder umge= schlagen ist zu einer machtpolitischen Eroberung der Welt in den verschiedensten formen.

So wurde es die Cebensfrage der großen geeinigten Nation, auch auf diesem felde ihr natürliches Schwergewicht

geltend zu machen. Das schuf uns neue Gegnerschaften in der Welt, die neuen traten zu den alten, und darüber verschob sich der Schwerpunkt der Entscheidungen. Hier liegt die Wurzel der veränderten Situation. Niemand leugnet, daß Bismarcks geniale Hand die Wendung sicherer und behutsamer vollzogen und im einzelnen manchen fehler vermieden hätte. Das ist aber eine Frage der Methode, nicht des Prinzips, das über die Bismarcsche answärtige Politik hinaussühren mußte. Die Probleme von heute standen seinem politischen Horizonte ferner: auch in seinen Gedanken und Erinnerungen sinden sich nicht viele Voraussagen, die noch positiv auf die Situation der Gegenwart anzuwenden wären. Über Unvergängliches predigt trozdem jede Seite: den Sinn für das Reale und Erreichbare, den politischen Takt, das Maß in der Macht.

Darum sollte nichts uns heute ferner liegen als pessis mistische Klage. Es gibt einen Brief, noch nicht lange bekannt, den Bismarck am 4. Juli 1867, bald nach der Luxemburger Spannung mit Frankreich, an den Staatssekretär v. Thile schrieb: "Wir müssen den Revolver in der Tasche und den finger am Abzuge unserem verdächtigen Nachbarn genau nach den Händen sehen, und er muß wissen, daß wir ohne alle Schüchternheit schnell und tödlich seuern, sobald er über unsere Grenze spuckt. Aber wenn wir ihm zuviel zureden, Frieden zu halten, und uns zuviel entschuldigen über unsere guten Abssichten und Bestrebungen, so fürchte ich, machen wir ihn dreist, weil er uns für änastlicher bält als wir sind."

Und nun durchdenke man die damalige Weltkonstellation: Napoleon zwischen Krieg und Drohung schwankend, die Geschlagenen von 1864 und 1866 lüstern nach jeder Revanche, ja ein feindlicher Dreibund im ersten Ansate, die Annektierten widerwillig, eine welfische Segion in Paris, die Süddeutschen erst lose verbunden und das neue Reich noch unfertig nach innen und außen. Und dennoch diese stolze Sprache! Damit vergleiche man einmal unsere jezige Gesamtlage. Sie erträgt es, daß dieser Tage, zehn Jahre nach Bismarcks Tode, der Präsident von Frankreich und der russische Far sich unter englischem Segen verbrüdern, und von Prag die Moskau, von Warschau dies Posen alle Hosfnungen geschäftig belebt sind, sie erträgt

das ohne Illusion, aber auch ohne Nervosität: der Einbrecher pfleat in der Regel nervöser zu sein als der hansberr, der auf seinem eigenen Grund und Boden die Augen offen und fein Dulver troden hält. Erschreden wir nicht vor Worten wie splendid isolation, die, wenn sie wahr wären - und sie sind es nicht einmal! -, nur den Beweis für unsere Stärke liefern würden. Erinnern wir uns gelassen, wie Bismard einft, als jene bedrohliche Spannung von 1867 sich entlud, die Intrige der andern durch eine genialere überwand und im Sommer 1870 gegen die anrückenden unterirdischen Caufgänge der Begner eine Kontremine legte, um nunmehr mit dem höchsten Spiel den höchsten Einsat zu gewinnen; aber er wagte es nur. weil in der Geburtsftunde der Mation ihr Leben auf dem Spiele stand. Und allein um der böchsten Cebensfragen willen bätte der Urheber dreier Kriege, der den bloßen Präventivkrieg immer verwarf, noch einmal wieder jum Schwert gegriffen.

Rufen wir also nicht immer wieder nach einem neuen Bismark! Eine Nation kann sich nicht einrichten auf einen genialen Beros, der uns einmal beschieden war, vielleicht aber nicht wieder kommt. Aber sie kann mehr tun, und das eben ift unsere Aufgabe, wenn wir, ein junges Dolf, unter Schwierigfeiten unter die alten Weltmächte uns einreihen. Steigern wir unsern nationalen Typus, nicht nur die materielle Schlagfraft - denn sie allein regiert nicht -, sondern die Gesamtheit der politischen Kraftquellen, alle unsere ethisch-kulturellen Werte, die wir zu verwirklichen haben. 2lus der freien Luft der See, in die unsere neue Politif hinausführt, aus den stählenden Erziehungseinflüssen der Arbeit in den Kolonien, wo ein jeder auf sich selber steht, weht uns schon ein frischer Wind entgegen, der Wertvolleres mit sich bringt als die unmittelbaren früchte der wirtschaftlichen Tätiakeit. Er wird uns auch über die Ara Bismarck hinaus in eine Zeit führen, in der wir in seinem Beiste immer wieder erfahren: Mur der verdient sich freiheit wie das Ceben, der täglich sie erobern muß.

In diesem hohen Sinne bleibt Vismarck uns ein Erzieher, wie unser pädagogisches Volk sich so gern ausdrückt, nicht für die subalternen Geister, die es aus der Vismarckbibel schwarz auf weiß haben wollen und oft ihm nur das Außerlichste ab-

sehen, sondern für ein freies fortschreitendes Volk, das im Weiterstreben seines größten Sohnes sich würdig erweist.

So lassen Sie uns heute den zehnjährigen Todestag unseres Staatsgründers als einen nationalen Gedenktag in Tuversicht begehen, und ein solcher Bismarktag soll den Deutschen dasselbe sein wie den Amerikanern der Washingtons Tag — die Erinnerung an den Einen das erhebende Besitztum eines ewig dankbaren Volkes. Und wenn die flammenschlange der fackeln über den Neckar auf den Heiligenberg zieht und auf der Bismarksäule das feuer auflodert, dann möge in den Herzen der akademischen Jugend der eine Gedanke wiedersglühen: daß das Gedächtnis des Einigers unserer Nation uns innerlich einigen, stark und frei machen soll!



5.

Vismark und sein Werk in der neuesten Seschichtschreibung





it der monumentalen Darstellung Sybels hat die wissenschaftliche Würdigung von Bismarcks Werk erst eingesetzt: was bis dahin von den Volksgenossen vor allem als lebendige Gegenwart unmittelbar empfunden worden war, das rückte

nun zum erstenmal in den großen Susammenhang einer historisch gewordenen Vergangenheit, die man zu überblicken und zu begreifen trachtete: trat doch das Buch zur felben Zeit ans Licht, als mit dem Bingang des alten Kaisers und dem Rücktritt Bismarcks überhaupt ein neues Zeitalter heraufstieg. Und wenn heute, zwölf Jahre nach dem Erscheinen der ersten fünf Bände, eine Volksausgabe verauftaltet wird, so erinnert das auf der einen Seite daran, welche eminente und im ganzen unerschütterte Stellung das Buch Sybels in der Geschichts= literatur über unsere Reichsarundung von Unfang an eingenommen und sich bewahrt bat, durch Umfang und Stoffreichtum, durch seine wissenschaftliche und fünstlerische Bedeutung, durch die fülle seiner Unregung und politischen Weiterwirkung, und man begrüßt es, daß eine Leistung von so großem literarischen und praktischen Verdienst in einer neuen Gestalt nun weiteren Kreisen zugänglich gemacht wird. Jugleich aber - und dieser zweite Eindruck wird den ersten zwar nicht aanz verwischen, aber sich neben ihm einstellen werden wir uns angesichts dieser Polksausgabe bewuft, welche Summe neuer Kunde während dieser zwölf Jahre, vielfach durch Sybels Buch erft angeregt und ermöglicht, uns aus den besten und ursprünglichsten Quellen erschlossen wurde, und welcher Aufwand wissenschaftlicher Forschung seitdem bemüht ift, in dem gewaltigen Bergwerk der Sybelichen Darftellung die Stollen tiefer zu treiben, gang neue Gange und Ausblicke zu schaffen und auch dem toten Bestein echtes Bold abzugewinnen. Und wenn wir seben, daß beute auf dem Grunde seines Werkes eine Gesamtansicht erwachsen ift, die an manchen Stellen seine Ergebnisse nicht nur vertieft, sondern auch umgestaltet, dann scheint die Volksausgabe nicht allein als freudig empfangener Gast einzutreten, sondern sie hat ein wenig auch von dem aus der fremde zurückgekehrten Reisenden an fich, über deffen Cand ein neuer König gekommen ift,

und mit der neuen Generation neue Sesichter und neue Bedanken: zu der Chrerbietung gesellt sich alsbald der prüfende Veraleich. Solches Schickfal wissenschaftlicher Urbeit ist gerade auf dem Gebiete historischer Erkenntnis junaster Vergangenheit am unvermeidlichsten; jede neue Generation muß ihre Vergangenheit mit anderen und freieren Augen anseben als die vorige und dann doch wieder vor ihren eigenen Söhnen in den Schatten treten. So ift soeben, bald nach dem Erscheinen der Volksausgabe, das nationale Werk der Allgemeinen Deutschen Biographie in dem ersten Supplementbande dazu gelangt, dem größten Deutschen unserer Tage ein Denkmal zu setzen: in dieser Biographie von Max Cenz setzt sich der Sybelichen eine Darftellung gegenüber, die, mit aller inzwischen erwachsenen Kenntnis gesättigt, aus weiterer Entfernung und mit befreiterem Blick, das Werk Bismarcks bereits wieder anders, aus eigenem Beifte, anzuschauen unternimmt. Beide Bücher fordern daher auf, sie aneinander zu messen, nicht im äußerlichen Sinne, denn das eine ist eine siebenbändige gleichmäßige Geschichtsdarstellung und das andere eine Biographie auf universalbistorischem Hintergrunde, aber in ihrem innerlichen Behalt und ihrer hiftoriographischen Stellung fie miteinander zu veraleichen, weil ihr eigentliches Thema doch das= selbe ift. Daher mögen einige allgemeine Bemerkungen am Plate sein: nicht zu dem Zwecke, Einzelfragen zu erörtern oder gar nach Rezensentenart etwas vermeintlich besser Gewußtes anzustreichen, sondern um die Bauptsachen des hier behandelten biographischen und weltgeschichtlichen Problems in eine vergleichende Beleuchtung zu setzen: weniger zu urteilen, als den richtigen Boden für ein verständnisvolles Urteil aufzufuchen.1)

Die historiographische Stellung Sybels zu seinem Stoff ist durchaus nicht auf eine einfache formel zurückzusühren, sondern mehrfach kompliziert.

¹⁾ Heinrich von Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Vornehmlich nach den preußischen Staatsakten. 7 Bde. Volksausgabe. München und Leipzig 1901, A. Oldenbourg. Max Lenz, Geschichte Bismarcks. (Sonderausgabe aus der Allgemeinen Deutschen Biosgraphie.) Leipzig 1902, Duncker & Humblot.

Bei Cebzeiten des alten Kaisers und während der Reichs= kanzlerschaft Bismarcks verstand es sich von selbst, daß Sybels Beschichtserzählung gunächst mit einer großen Schwierigkeit zu ringen hatte. Sie betraf das Verhältnis Wilhelms au Bismark und den persönlichen Unteil, den jeder von ihnen an dem Erreichten genommen; über die Kämpfe, unter denen Bismard den König auf seinem Wege binter sich ber gezogen batte. war dem Historiker ebenso verwehrt zu sprechen wie damals dem großen Staatsmann selber. Sybel suchte wohl gelegentlich mit einer gewandten floskel an den "harten Auseinander» setungen und schweren Stunden im foniglichen Palaste selber" vorbeizukommen: "jedoch es ist für die Zwecke dieses Buches nicht erforderlich, ihnen im einzelnen zu folgen . . . denn das ist der einfache und große Zug in der Politik dieser Regierung, daß zulett doch immer die sachlichen Momente entscheiden." Innerhalb dieser selbstgewählten Grenzen vermochte er natürlich nicht, das Eigentümliche und Aberragende in der Seiftung Bismarcks völlig ju treffen, und war fich gewiß dessen bewußt: es bing damit zusammen, wenn man ihm vorwarf, er habe aus dem Königstiger eine zahme Hauskatze gemacht. Erst nach dem Rücktritt Bismarcks begann diese Schranke zu fallen, gunächst für den Altreichskangler selber. der, von den Hohenzollern fortgestoßen, sich nun herbe und felbstherrlich auf das natürliche Anrecht des Genius auf den bistorischen Rubm seiner Taten besann, und vom Tode friedrichs des Großen bis zum Untritt seines Ministeriums in der preukischen Geschichte nichts als eine Reihe verpakter Gelegenheiten erblickte. Das wirkte auch auf die Geschichtschreibung befreiend: 1897 konnte Erich Marcks in seiner Biographie Wilhelms den ersten vielbewunderten Versuch machen, das Verhältnis der beiden und die Urt des besonderen Unteils eines jeden mit zarter und feiner Psychologie innerlichst nachzuempfinden. Mit festeren Linien, den Blick auf die entscheidenden Entschließungen gerichtet, führte Bismarck selbst in seinen "Gedanken und Erinnerungen" den Briffel für feine Caten; und impulsiv begann sich dagegen das Empfinden der Dynastie und ihres Vertreters zu wehren und von den Ereignissen das größte Stück für den Mongreben felber zu reklamieren.

So sind die Schwieriakeiten, die in monarchischen Staaten im Urteil über die Dersönlichkeiten der Regenten liegen, heute erheblich vermindert, aber nicht geschwunden; denn die Dynastie und ihre Traditionen werden mit Recht immer Schonung verlangen und dabei, wie Conft. Rökler einmal fein bemerkt bat. immer noch bescheidener sein als die ausschlieklichen Traditionen siegreicher Parteien in republikanischen Staaten. der Zioaraphie von Cenz ist das vorsichtige Abwägen des Unteils beider Persönlichkeiten gurückgetreten hinter der freimütigen und bestimmten Frage: Wessen Beistesfraft und Entschlußfraft hat in den großen Krisen von 1862 bis 1870 die Dinge jedesmal in der Richtung auf den Sieg in Bewegung gesetzt, wer ist in weltgeschichtlichem Sinne der Mann des schöpferischen Handelns gewesen? Und das ift sein Ergebnis, daß das heutige Reich in jedem Stadium seiner Entwicklung durch den Gedanken und den Willen Bismarcks geschaffen worden ist und von ihm aus seinen eigentümlichen Charafter erhalten bat.

Der Historiker, der "Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I." schrieb, ift nachher doch als der Samuel Dufendorf Bismards angesprochen worden, und mit einem gewissen, wenn auch nicht ausschließlichen Rechte. Jedenfalls hat sich durch dieses Verhältnis eine aanz bestimmte färbung dem Werke Sybels mitgeteilt. Wenn Bismard ibm die archivalischen Quellen seines Staates zu einer umfassenden zeitgeschichtlichen Darstellung eröffnete, so geschah das von vornherein in dem Gedanken, über die Auswahl des auszuliefernden Stoffes selber zu befinden, für manche Abschnitte alles zu geben, für andere dagegen aus Gründen der Staatsraison die Siegel gar nicht oder nur in beschränktem Make zu Somit war hinsichtlich der Einsicht in das Quellenmaterial Sybel unbedinat an die Entschliekungen des Meisters gebunden: es gab Bebiete, in denen seine freie Bewegung begrenzt war, und es ware eine dumme Aberheblichkeit der Kritik, von dem Bistoriker hier ein Schalten mit dem Stoffe zu verlangen, wie es bei der Aufarbeitung von Aftenbeständen länast abgeschlossener Derioden möglich und selbstverständlich ift. Zu dieser mehr formalen Abhängigkeit kam naturgemäß

noch eine tiefere. Don vornberein sah Bismark sich selber als an dem Sybelichen Werke mitbeteiligt an: "Ich werde demnächst," rief er in der Reichstagssitzung vom 13. Januar 1887 dem Abgeordneten Windthorft zu, "eine Darstellung, die ich länast beabsichtiat babe, aber aus Rücksichten, um alte Empfindungen nicht wieder aufzuwärmen, bisber unterlassen babe. meinerseits, wenn der Kaiser es genehmigt, der Offentlichkeit übergeben": und man vermutet nicht ohne Grund, daß er selber die Korrefturen des Werfes gelesen hat. In den wichtig= sten Stellen, zumal als sich Sybel die Quellen nach dem Sturze des Kanglers wieder verschlossen, für die Zeit von 1867 bis 1870, träat die Auffassung der Dinge vollends die Karbe, die Bismark selber sah oder gesehen wissen wollte. So konnte es nicht anders sein, als daß der Reichsgründer, der auch das Dergangene mit der Energie des vorwärts gerichteten Willens erblickte, von seinem eigenen Beiste seinem Bistoriker mitzuteilen bedacht war und Raum für seine eigenen politisch-didaktischen Bedanken verlangte. Daher tauchen Ideenreihen, die in ihrem gang bismardisch gefärbten Original uns erft später aus den "Gedanken und Erinnerungen" vertraut geworden sind, gleichsam avant la lettre schon bei Sybel auf, noch nicht in der scharf umrissenen politischen formulierung des Reichskanzlers, sondern eher akademisch geglättet, aber unverkennbar auf den= selben Grundton gestimmt. Dahin gehört die allgemeine Tendenz, Vergangenes vergangen sein zu lassen und nicht unnötig alte Wunden aufzureißen, eher die einstigen Begenfäte in etwas gedämpftem Lichte erscheinen zu lassen, wie es dem Bismarck des Dreibundes und des föderativen Bundesstaates wünschenswert schien; ferner der fleindeutsche Gedanke als notwendige Lösung der deutschen frage: schließlich die Neigung, die national-deutschen Gedanken auch schon in der preukischen Politik Bismarcks vor 1866 zu betonen.

Gerade diesem Bestreben kam Sybel von der andern Seite mit einer verwandten Neigung zum harmonisierenden Ausgleich der historisch-politischen Auffassung entgegen. Und damit kommen wir zu dem Einfluß, den Sybels eigene politische Ideale auf sein historisches Urteil ausgeübt haben. Er schrieb im Vorwort: "An keiner Stelle des Buches habe ich

meine preußischen und nationalliberalen Überzenaungen zu verleugnen gesucht." In der Darstellung der Revolutionsiahre von 1848 bis 1851 zumal, vom 18. März bis nach Olmük bin. ift der politische Gesichtswinkel gang von den nationalen und liberalen Ideen genommen, welche damals Deutschland nach dem Bilde ihrer Träume umzugestalten versuchten. Er urteilt zwar nicht mehr mit der alaubensfreudigen Begeisterung der alten erbkaiserlichen Mitkämpfer selber, aber doch aanz in ihrem Sinne über Dersonen und Ereignisse, ungerecht vor allem gegen den König, in dem er wie seine Partei fast einen arokdeutschen Dhantasten sehen will, während der eigentliche Untipode ihrer Politik, der preußisch-konservative Partikularist v. Bismard, aar nicht in der Schärfe des völligen Gegensates gefaßt wird. Es ist immer der gemäßigte Konstitutionelle, der die Erfüllung des Einheitstraumes der Nation nur auf dem Wege für möglich hält, daß der König von Preußen die deutsche Idee erareift und gegen die partikularistischen Reaktionäre auf der einen und die demofratischen Republikaner auf der andern Seite ein liberales juste milieu deutscher Nation zum Siege führt. Man sieht, wie weit diese Ideale von dem gerade umgekehrten Wege Bismarks entfernt waren, und es ist unleuabar, daß eine Geschichtsauffassung von derartia doppelpoliger Tendeng nicht ohne innere Widersprüche auskommen kann. Schon in der Darstellung der Revolutionsiabre macht sich das bemerkbar: die Beurteilung friedrich Wilhelms erscheint dadurch verzeichnet, daß sie bald nach dem Makstabe der Liberalen, bald nach dem entgegengesetzten der Konser= vativen unternommen wird. Wenn wir fragen, wie überhaupt eine solche Derquickung zweier Auffassungen zu einer scheinbaren Einbeitlichkeit möglich sei, so liegt die Untwort darin, daß nach dem Jahre 1866 die deutsche Geschichte ja im Sinne eines gewissen Ausgleiches zwischen jenen beiden Richtungen verläuft. Es ist somit die spezifische Geschichtsauffassung der Nationalliberalen, die unter dem Drucke von Bismarcks Perfönlichkeit in den sechziger und siebziger Jahren auf den größten Teil ihrer alten liberalen Ideale verzichtet, sich dem auf anderer Basis erwachsenen Deutschen Reiche anbequemt haben und nun auch gegenüber der Vergangenheit trachten, das Werk

der Reichsgründung, wie sie nun einmal vollbracht worden ist, in einen harmonischen Einklang mit dem, was man selber ge-wollt hatte, zu bringen. Diese versöhnliche Verbindung ursprünglich getrennter Tendenzen zu gemeinsamer Arbeit am Vaterlande ist eine politische Notwendigkeit gewesen; es ist verständlich, daß von hier aus auch ein Bedürsnis nach einer entsprechenden Geschichtsauffassung geltend gemacht wurde. Jugleich war das der Punkt, wo sich Sybel mit der Bismarckschen Auffassung der achtziger Jahre, als in dem Kartell sast eine innerliche Verschmelzung der alten Rivalen erreicht schien, tatsächlich berührte.

Trotdem stellt diese Richtung für eine Bistorie, der die reine objektive Erkenntnis am höchsten steht, einen Standpunkt dar, der überwunden werden muß. Sie ift um fo gefährlicher, als sie nicht eine einseitige und deshalb relativ leicht kontrollier= bare Parteiansicht widerspiegelt, sondern eine Berguidung von zwei Staatsanschauungen, die ans getrennter Wurzel entsprungen sind. Die Sybeliche Auffassung gerät deshalb in Befahr, die Brenglinien der politischen Bedanken, die in dem Deutschland von 1848-1870 lebten und miteinander rangen. zu verwischen und damit gerade das Spezifische der Ceiftung Bismarcks zu verkennen. Und je weiter wir uns von diesen Kämpfen zeitlich entfernen, um so dringender wird die Aufgabe, die Erkenntnis von den Rücksichten und Stimmungen vorübergehender politischer Konstellationen aänzlich unabhängig zu machen. Und auch darin steht die Generation von Bistorikern, der Ceng angebort, ihrem Objekte unbefangener gegenüber; sie ift nicht unter den Eindrücken groß geworden, unter denen die Sybel ihre politischen Aberzeugungen bildeten und wandelten, sondern hat auf dem Boden des Errungenen und Sichergeftellten nach neuen Idealen mit dem guten Rechte jeder neuen Generation Ausschau gehalten. Wenn sie dabei in eine gewisse Abwendung von der Parteipolitik überhaupt geriet, so lag das nicht an einem Mangel an politischem Sinn, sondern an dem Umftande, daß die fraktionellen Gruppen wenigstens der bürgerlichen Parteien gurgeit nicht über so viel Ideenkraft verfügen, daß sich die denkenden Beister der Mation ibnen restlos anschließen könnten. So ift es gekommen, daß man

das Verständnis der jüngsten Vergangenheit, des Zeitalters Vismarcks, nicht mehr von den bedingten Standpunkten der inneren Politik, als Gefolgsgenossen kleindeutscher und nationalliberaler Ideale versucht, sondern es vielmehr zu fördern glaubt, wenn man es im Rahmen der universalen Politik als des allgemeingültigsten Faktors zu begreifen unternimmt. In dieser Richtung ist der wichtigste kortschritt derjenigen neueren Auffassung, wie sie in der "Geschichte Vismarcks" von Cenz zum Ausdruck kommt, zu suchen: unabhängiges Urteil gegenüber der Dynastie, unabhängiges Urteil auch gegenüber dem großen politischen Erzieher unseres Volkes,

Befreiung von den vorübergebend gültigen Zielen deutscher

Politik und alles gipfelnd in einem weltgeschichtlichen Begreifen unserer nationalen Konsolidierung.

Diese ganze Entwicklung der forschung ist natürlich ge= fördert worden durch die Aufdeckung eines außerordentlich reichhaltigen neuen Materials, über das Sybel noch nicht ver-Diese Publikationen sind zum großen Teil fügen konnte. direkt oder indirekt durch Sybels Werk angeregt worden; es ist nicht das geringste Verdienst des Buches, daß es in dieser Richtung sogar befreiend auf die traditionelle Zurudbaltung der hoben prenkischen Beamten und Offiziere und ihrer familien gewirkt hat. Häufig lag das Motiv der Dublikation nicht in der Absicht, Sybel zu ergänzen, sondern in der entgegengesetzten, ihn durch neue Materialien aus dem feindlichen Cager zu widerlegen. Und gerade in solchen fällen knüpfte sich daran in der Regel eine lebhafte Erörterung der kontroversen Fragen: das Bingutreten gegnerischer Stimmen, Zweifel und Polemik, an der Sybel sich in seinen letzten Jahren noch mit ungebrochener Beistesfrische beteiligte, dienten dazu, die Lösung der Probleme zu fördern. Don den ersten Versuchen friedrich Wilhelms auf dem Gebiet der deutschen frage, vom Aufstand des 18. März an bis zu der spanischen Thronfandidatur und der Emfer Depesche haben wir eine lange Reihe von eifrig erörterten Streitfragen gewonnen, die uns erst seit Sybels Werk gestellt worden sind und heute vielfach schon anders als von dem Meister gelöft werden. Die gange Reihe dieser neuen Dublikationen hier aufzugählen, führt zu

weit: nur um die hauptfächlichsten Mamen zu nennen, weise ich auf Leopold v. Gerlach und Otto v. Manteuffel, auf Roon und Bernbardi, auf Kaiser Wilhelm I., König Karl von Rumänien und den preußischen Kronpringen, auf Unruh und Reichensperger, auf fordenbed und Stosch, auf Ernst von Kobura und den Kreis des Augustenburgers und schließlich auf den gangen Reichtum der an den Namen Bismarck gefnüpften Veröffentlichungen bin: selbst die dii minorum gentium sind gablreich in den immer stärker anwachsenden Chorus getreten; noch niemals in der deutschen Geschichte hat man ein derartia angereates allgemeines Bedürfnis der fübrenden Leute, Dapiere, Briefe, Memoiren zu veröffentlichen, beobachten können. Es scheint, als wenn die historiographische Leistung Sybels und dann das Anftreten Bismarcks selber ringsum die Jungen gelöst und die Orivatarchive geöffnet bätte. Wir sind beute schon fast in der Lage, die wichtiasten Lücken zu bezeichnen, die für den Zeitraum von 1848 bis 1871 in unserer Quellenkenntnis noch bestehen: die Papiere von Joseph v. Radowitz, der Minister der Neuen Ara, die Detersburger Depeschen Bismarcks, Teile der auswärtigen Ukten von 1866 bis 1871, und an einzelnen Stellen steht bereits zu erwarten, daß auch diese Lücken ausgefüllt werden. Und nicht minder ift die deutsche Geschichtsschreibung auch in größeren Werken auf dem durch Sybels Vorgang gelockerten Boden in ertragreicher Arbeit bemüht gewesen; nur die Darstellungen von O. v. Lettow-Vorbeck und friedjung, von Marcks und Rachfahl mögen hier herausgegriffen werden; zu ihnen hat sich soeben Ottokar Lorenz in einer ausführlichen Neubearbeitung der Zeit von 1866 bis 1871 mit einer höchst unberechtiat scharfen Spike gegen Sybel gesellt.

Aus alledem erhellt, in welchem Maße prinzipiell und materiell die Grundlagen voneinander verschieden sind, auf denen Sybel und Lenz die historische Würdigung der Reichsegründung haben unternehmen können.

Jeder Versuch freilich, dem Werke Bismarcks gerecht zu werden, wird seine Aufgabe von seinem besonderen Standspunkt angreifen: jede Biographie wird zunächst mit dem Make

gemessen werden müssen, das sie sich selber gesett hat. Die Zeit, in der Dersönlichkeit und Werk im weitesten Zusammenhange, überall mit gleichmäßigem Eindringen, zur Unschauung gebracht werden können, liegt wohl noch fern; nicht nur, daß neue Quellen noch ununterbrochen erschlossen werden: vor allem versagt für die Zeit von 1871 an unsere Kenntnis der historia arcana der Staatsleitung Bismarcks an vielen Stellen in einem Make, daß sich nur die Umrisse der Entwicklung entwerfen lassen; das historisch-politische Urteil über die späteren Stadien ift vielfach noch im Gluß begriffen, und mit Recht, denn wir sind von der Gesamtleistung des Bismardischen Alters noch nicht weit genug entfernt, können ihre Konse= quenzen noch nicht sicher genug übersehen, um als Bistorifer über sie urteilen zu durfen. So verengt sich heute noch die biographische Aufgabe aus innerlichen und äukerlichen Gründen, und Leng hat für seine Biographie, die sowieso durch den Rahmen des Gesamtwerkes in gewisse Grenzen eingeschlossen war, eine feste Scheidelinie in der Ausführung gezogen, indem er die Zeit von 1871 viel eingehender behandelte als die nachfolgenden Jahrzehnte.

Aberhaupt hat Lenz sein Thema mit energischer Selbstbeschränkung so angefaßt, wie es seinem einmal gesetzten wissenschaftlichen Ziele entsprach. Er hat nicht nur bewußt darauf verzichtet, eine gleichmäßig ausgeführte Darstellung der "Caten" Bismarcks zu geben und die von ihm bewirkten Ereignisse der deutschen Geschichte von 1862 bis 1890 in die Biographie hineinquarbeiten, sondern er ist noch weiter Er hat auch darauf verzichtet, die Entwicklung aeaanaen. der Persönlichkeit Bismarcks analytisch vorzuführen, etwa in dem feinsinnig einfühlenden Stile, in dem Marcks seine Kaiserbiographie geschrieben hat, oder in den tiefgezogenen Linien eines Ausländers wie Charles Benoift. Der Citel seines Buches erinnert, anscheinend nicht ohne Absicht, an Rankes "Ge= ichichte Wallensteins" und deutet mit dieser fassung darauf bin, daß die eigentliche Aufgabe auch bier in dem Problem gesucht murde, eine Biographie in universalbistorischem Beiste aufzufassen, also denjenigen Schritt über Sybel hinaus zu tun, dessen innerliche Motwendiakeit wir oben bereits aufaezeigt baben.

Dielleicht darf man sagen, daß in der Biographie Rankes auch das Persönliche in dem ein Dierteljahrtausend guruckliegenden Condottiere voll staatengründendem Ehrgeiz mit noch lebensvollerer Plastik berausgearbeitet erscheint, als es in diesem neuen Buche über den im Ebraeis seiner Mation aufgebenden Staatengründer unserer Tage der Kall ift. Ich möchte vermuten, obgleich ich mir nicht sicher darüber bin, daß auch das bei Senz nicht ohne bewuste Absicht und weiter nicht ohne innere Berechtigung geschehen ift. Er darf es verschmäben, den ganzen Reichtum des Individuellen von neuem aufzuschlagen, weil die Gestalt uns allen so lebendig gegenwärtig ift und noch im letten Jahrzehnt in unerschöpflicher fülle unmittelbar zu uns gesprochen hat; der Mensch Bismard ift in diesen Jahren fo fehr ein Stud des geistigen Besittums unserer Nation geworden, daß der Bistoriker stillschweigend damit rechnen und, wie Leng es getan hat, seine Kraft auf die universalhistorische Würdigung seiner Caten konzentrieren darf. So glaube ich erklären zu dürfen, was zunächst vielleicht den unvorbereiteten Cefer überraschen möchte, daß der Mann der Begenwart auf seinem weltgeschichtlichen Bintergrunde relativ unpersönlicher gezeichnet wird als jener dämonische General des 17. Jahrhunderts, für den die hiftorische Kunft Rankes auch die Züge seines menschlichen Wesens aus den verschütteten Quellen wiederberftellen konnte.

Daß aber Lenz eine solche Verschiebung des Schwergewichts seiner Biographie vornehmen darf, erhält seine vollgültige Berechtigung aus der Sache selber. Das Tiel von Bismarcks Leben, das er sich vorgesetzt und erreicht hat, ist mit kurzen Worten nichts anderes gewesen, als die welthistorische Konstellation der großen Mächte, wie er sie in den vierziger und fünfziger Jahren vorsand, durch die Cat umzugestalten zus gunsten des preußischen Königtums und auf diesem Umwege die Einheit und Machtstellung der deutschen Nation zu erstämpsen. Damit ist gegeben, daß die Ubwandlung dieser Konstellation den steten Hintergrund bilden muß, um das Wirken Bismarcks verständlich zu machen; alle Voraussetzungen und Bedingungen seines Handelns liegen dort, und die Kolgen jedes seiner Schritte werden dort sichtbar und wirken auf ihren Urs

heber zurück. So wird das weltgeschichtliche Handeln Bismarcks das eigentliche Thema dieser Biographie. In einheitlichem Stile werden seine Taten nicht aus der Psychologie des privaten Seelenlebens, gewissermaßen als Ausstrahlungen eines willensund geisteskräftigen Individuums, sondern mit einer Art universalhistorischer Psychologie von dem Tentrum des europäischen Völkerlebens her als realistische Staatskunst erklärt. So erscheint die Biographie von Lenz in gewissem Sinne als eine geistesverwandte Fortsührung seines gleichzeitig entstandenen und an Ranke anknüpsenden Essays über die großen Mächte.

Daher fragt fie in erster Linie nach den leitenden Bedanken Bismarcks und nach den Wegen, auf denen er sie fraft seines schöpferischen Willens in der deutschen Reichsgründung ins Ceben rief und inmitten der alten Großmächte erhielt. Die Entwicklung diefer Gedanken in den fünfziger Jahren wird in überzeugender Darlegung geschrieben. Und dann sammelt sich die eindringenoste Kraft der Untersuchung über den ent= scheidenden Krisen der Jahre 1862 bis 1866 und 1870; hier gilt es ihr, den Unteil Bismarcks oder, sagen wir es gleich, seine einzigartige weltgeschichtliche Leistung in das Licht deutlichster Tageshelle zu setzen. Und ohne die Mitarbeit der anderen zu verkennen, erscheint Cenz das Eigentümliche der Taten Bismarcks so bedeutend, daß er urteilt: "Es war gang und aar das Werk des Einen. Wie Bismarck den Norddeutschen Bund allein geschaffen hatte, so konnte er sich auch mit vollem Rechte als den Schöpfer von Kaifer und Reich bezeichnen."

Unter diesem Gesichtspunkte ergibt sich eine ganz bestimmte Stoffverteilung in der Komposition des Buches. In den entscheidenden Jahren, vor allem von 1862 bis 1871, sehen wir Bismarck am Steuerruder, wo sein durchgreisender Wille über allen Widerstand im eigenen und im fremden Cager hinweg sedesmal die Dinge lenkt; und besonders dann, wenn es durch Klippen und Pulverdampf hindurch gegen den feind geht, um Ceben und Tod des Staates, dann vermögen wir in der Darstellung von Cenz auf seine Hand zu sehen und jede Einzelwendung des gesteuerten Kurses zu verfolgen; die verwickeltsten Situationen der inneren Intrigen und der auswärtigen Politik werden zu diesem Zwecke entwirrt. Sobald die Darstels

lung aber in ruhigere Entwicklungen gelangt, durchfliegt sie wie im freien Ozean weite Strecken; zumal nach 1871, in der gesticherten Bahn des Erreichten, steigt sie in eine immer weitere Entsfernung von den Ereignissen hinauf und überblickt vom Tentrum der Staatsleitung aus die großen Umrisse des innern und äußern Staatslebens mit der weiten Wirkung eines Scheinwerfers.

Diefer große Zug der Auffassung ist von Anfang bis zu Ende gleichmäßig innegehalten, in einer gedankengefättigten Profa von gedrungener Kraft und strenger Schönbeit, die sich der wohlbeherrschten Kunftmittel leuchtender farbengebung und Anschaulichkeit doch nur sparsam bedient und selten einen feurigeren Con anschlägt, um ftatt deffen die Wucht der Dinge felber reden zu laffen. Schon in den Anfängen wird, wie auch Ranke es liebt, die welthistorische Situation im Moment von Bismarcks Beburt, mit den Erinnerungen von Belle-Ulliance, "den größten des Jahrhunderts vor Bismarcks eigenen Caten", als Auftakt zu diesem Leben geschildert. "So schloß sich der Abgrund, den die Revolution aufgerissen hatte, und alle Unstrengungen der Kabinette waren fortan darauf gerichtet, die Gewalten der Tiefe, welche die große Revolution und ihr gigantischer Sohn gewedt hatten, wieder zu verschließen." Wie sich der Staat Friedrich Wilhelms III. und der König felber zu den immer ffürmischer andrängenden neuen Bedanken ftellen, wird in dem einleitenden Kapitel ausgeführt. Die Personlichfeit des Königs erscheint fast als die Untithese Bismarcks: "Die Tugenden, die den frieden des Hauses und des Staates schmücken, besaß er alle . . . Aber ihm fehlte die wahre Königstugend, die Kraft des Entschlusses, und er hatte vergessen, daß die Krone der Hohenzollern nur in heroischen Kämpfen ihr Daseinsrecht erstritten hatte, daß, wie Bismarck es einmal ausdrückt, die großen Krisen das Wetter bildeten, welches Preugens Wachstum förderte". Darum will Ceng nicht, wie Treitschke es tut, die Versäumnisse dieses Könias entschuldigen; er sieht aber, seiner universalhistorischen Auffassung getreu, die Schwierigkeit für Preußen, den Staat den neuen Ideen zu öffnen und zugleich mit ihnen aufzusteigen, "nicht sowohl auf dem felde der innern wie auf dem der auswärtigen Politif . . . die Umgestaltung seiner innern Politif mußte

unbedingt zur Abwandlung seiner äußern führen. Wollte Preußen seine Kraft an die Sösung der deutschen Frage setzen, so mußte es vor allem den Mut haben, den Bruch mit den Mächten, denen die Politik des Beharrens das Lebensinteresse war, mit Außland und dem Österreich Metternichs, zu riskieren und, wo es sein mußte, Europa Trotz zu bieten". Don hier aus bestimmt sich die Aufgabe, die Friedrich Wilhelm III. nicht be-

griff, die Bismard aber erfaßt und gelöft hat.

Wie er sie schon sehr früh erfast hat, wie er schon in den Revolutionsjahren "bei aller scharfen Vorliebe für die eigentlich reaftionären Korderungen, als seinen Richtpol dennoch auch in den fragen der innern Politik, den preußischen Machtgedanken" im Auge hat, lesen wir in den folgenden Kapiteln. Und fortan beherrscht das eine Leitmotiv die ganze Schilderung dieses Lebenslaufes: sollte die deutsche Frage durch das preußische Schwert, den preußischen staatlichen Egoismus gelöft werden — das war der Weg Bismarcks von Anfang an —, oder durch die nationale Kraft eines über Dynastien und Territorien stehenden Volkswillens oder durch manche in der Mitte liegende Wege, auf denen sich die edelsten Geister um die Quadratur des Zirkels abmühten? Wir haben bisher keine Biographie Bismarcks, die so geschlossen und einheitlich die Grundzüge seines politischen Wollens aufdecte und daraus seine ganze Staatsleitung entwickelte. Die fortschreitende forschung wird bald erkennen, ein wie neues Licht von dieser zentralen Auffassung aus z. B. auf die Geschichte des Verfassungskonfliktes gefallen ist; wie in dieser Zeit Inneres und Außeres und persönliches Verhältnis zum König miteinander in der Politik Bismarcks verflochten ift, das wird jum ersten Male in dieser Biographie mit eindringendem Scharffinn bloggelegt, und darin liegt ein gewaltiger fortschritt gegen Sybels Buch. Und immer ift der Standpunkt der Beobachtung so hoch gewählt, wie Bismarck ihn in seiner ganzen Caufbahn behauptet hat: von der Gefamtleistung des Staates innerhalb der europäischen Völkergesellschaft aus erscheinen dem Staatsmann und entsprechend auch seinem Biographen die einzelnen Kämpfe, Heeresreform, Niederzwingen der Parlamentsberrschaft, Wirtschaftsfragen, soziale

Känwfe insaesamt nur als Mittel für einen höheren Zwed: das Aufstreben des Staates in eine der Nationalkraft ent= sprechende Grokmachtstellung, und dann seit 1871 das Behaupten des Staates in dieser Position unter den erschwerten Umständen, die gerade durch sein Aufsteigen geschaffen worden. So erscheint die Staatspraris Bismarcks als einer der aewaltiasten Belege für das Ariom der Beschichtschreibung Rankes, in deren Spuren Cenz auch bier wandelt, daß das oberfte Geset des Staatslebens doch immer von seinen auswärtigen Beziehungen diktiert wird. Ob Bismarck selber unter diesem Gesichtspunkt in der späteren Deriode nicht manchmal große Gebiete des inneren Staatslebens allzusehr als Mittel für seinen Zwed eingeschätzt und benutt bat, das mag bier füglich nicht erörtert werden: sein Biograph ist jedenfalls im Recht, wenn er einen seinem Belden kongeniglen Standpunkt der Beurteilung konsequent behauptet und der billigen Kritik gegenüber an einer ziemlichen Reserve festhält.

Es ist nicht zu leugnen, daß das Ganze ein schweres Buch geworden ist und vielleicht von sich aus nicht unmittelbar weite Kreise des Publikums erobern wird: dazu wird manchmal zu viel vorausaesett, und die diskussive Abhandlung schwieriger Orobleme hätte zuweilen wohl einen ausführlicheren Aufrif des sachlichen Untergrundes verlangt, wie es die leichtere Beweglichkeit Sybelscher Darstellung meisterhaft vermag; an anderen Stellen der letten Abschnitte fordern die knappen Umriffe zur breitern Ausfüllung in späteren Auflagen des Buches auf: auch die sekundär wirksamen Momente innerhalb der politischen Bewegung werden neben dem zentralen Macht= gedanken Bismarcks bier und da eine stärkere Berücklichtigung erheischen. Alle solche persönlichen Wünsche wiegen jedoch leicht aegenüber der einen Tatsache, daß die erste wissenschaftliche Würdigung Bismards in universalhistorischem Beiste von der deutschen Bistorie unternommen worden ist. Möge sie auf die Bildung des fünftigen Urteils weiterwirken mit der befruchtenden Kraft, die in ihrem nicht so bald auszuschöpfenden Gehalte liegt, und sich in den unausbleiblichen Kontroversen als ein starkes Element zum fortschritt der Erkenntnis hin bewähren.



6. Vom jungen Bismark 1913



rinz Heinz! — dieser Ausruf drängt jede andere Empfindung zurück, wenn man das alle Reize unzerstörbarer Jugendfrische ausströmende Briefbändchen durchfliegt, in dem Jung-Vismarck als Korpsstudent im Kreise seiner Korpsbrüder er-

scheint. Prinz Heinz — nicht etwa, weil er es weniger wild getrieben als die andern, sondern weil er aus ihrer Mitte mit der heimlichen Krone des Genius emporragt, als wenn auch er sagen dürfte:

Ich kenn euch all' und unterstütz' ein Weilchen Das wilde Wesen eures Müßiggangs. Doch darin tu' ich es der Sonne nach, Die niederm, schädlichem Gewölk erlaubt Ju dämpsen ihre Schönheit vor der Welt, Damit, wenn ihr's beliebt sie selbst zu sein, Weil sie vermist ward, man sie mehr bewundre.

freilich, wenn schon der sbakespearische Dring diese Derse allzufrüh vorwegnimmt — in die Seele des jungen Studiofus v. Bismard fie zu schreiben, wäre vollends unpsychologisch und verfrüht. Und auch ein Unrecht gegen die Benoffen seiner Studienjahre, die ja alle — ich möchte darin nicht mikverstanden werden — keine schlimmen Leute waren: wie sollten diese hannoverschen Beamtensöhne und zufünftigen Beamten, die den Kern des Bestandes der Bannovera ausmachten, es auch sein. Einer der Wertvolleren ohne Zweifel war der Briefempfänger, Guftav Scharlach (†1881 als Geh. Regierungsrat und Umtshauptmann in Münden), geadelt schon dadurch, daß ihn ein Strahl der freundschaftssonne jenes andern traf: er hat den Blick immerbin. in seinem freunde, mit der hemmungslosen Zuversicht der Jugend, einen zweiten Calleyrand und Metternich zu prophezeien, und läkt das Niveau seiner Briefe nicht allzutief unter das des andern sinken. Im übrigen fühlt man nicht viel Bedürfnis (was mit Bilfe der Korpslisten wenig Mühe machen würde), festzustellen, wer nun von den andern der dicke Berr, der Jude, der hamfter, der Türke, der Bulle, der Kazike, das Bild, Chaffeur gewesen sind: manche sind bald ehrsam zu

¹⁾ Vom jungen Bismarck. Briefwechsel Otto von Bismarcks mit Gustav Scharlach. Weimar, Alexander Duncker, 1912. 139 S. 8° mit 4 Beilagen. Geb. M. 3.

aeheimrätlichen Würden in dem Beamtenparadies Altbannovers aufgestiegen und höchst anständige und ordentliche Ceute geworden, andere aber sind nichts als platte Bursche. Lebensstil und der Umgangston, die das fröhliche, Derbe, Tynische jugendlich forcieren, sind die traditionellen, deren Berkunft bis auf Zachariäs Renommisten im 18. Jahrhundert und noch weiter zurückreicht. In einem Konvolut von Briefen der Korpsbrüder Bennigsens, der ein Jahrzehnt später demselben Korps Hannovera angehörte, fand ich noch alles auf denselben Dreiklang Widersacher, Weiber, Schulden abgetont und von demfelben Bacchus- und Gambrinuslärm durchzogen. Es steckt in diesen noch beute wenig gemildert fortlebenden Traditionen ein Stück alter bistorischer Sitten und Unsitten und auch ein Stück herrengefühl, in jenen wurzelnd: damit verfnüpft sich die Begier, den Zwang der Sitte und des hauses auf das beftiaste weazuwerfen, und die aus den Kommersbuchliedern klingende Doesie, um ein Ganzes bervorzubringen. das man, selbst in seinen Erzessen, nicht mit den Augen des Moralisten ansehen darf. Bedenklicher als das völlige Derbummeln einzelner stimmt bei vielen später die rasche Derphilisterung und Verflachung im kleinstädtischen Beamtentum. das Versiegen des Bumors und aller geistigen Bedürfnisse eine Abwandlung, die sogar gewisse typische deutsche Züge (Dingelstedt hat sie einmal in einem hübschen Gedichte bebandelt) aufzuweisen scheint. Das kommt doch zum auten Teile auch daher, daß diese Studentenkreise jenes tieferen und innerlicheren Idealismus, wie ihn auch dem jungen Menschen das Derknüpftsein mit dem eigenen Dolke entzündet, durchweg entbehren. Wenn man zur Parallele einmal Burschen= schafterbriefe aus diesen selben Jahren in die Band nimmt, jo fehlt es an dem Unterton des Bacchus- und Gambrinuslärms mitnichten: aber darüber woat doch ein herzhaftes Mitleben und Mitschwingen mit den großen Bewegungen der Zeit, mit den geistigen Kämpfen und vor allem mit den Geschicken der Nation. Die Jugendtorheit fehlt nicht — es ist die Generation des Frankfurter Wachensturms -, sie mag gefährlicher sein. weil sie sich größerer Dinge unterfängt, aber sie ift doch getragen von Selbstaufopferung und Idealismus. Statt ienes Berrenstandpunktes eber ein Gefühl, im Dienste der nationalen Idee zu stehen; neben einem derbtraditionellen Genuftleben auch die Leidenschaft intellektueller Betätigung, so daß die Briefe dieser Burschenschafter viel reflektierter, aber auch unfarbiger berauskommen — in studentischer Verkleidung scheinen schon die großen Begenfäte unseres politischen Lebens buben und drüben vorweggenommen zu sein.

Bismarck steht als Student nicht im Cager derer, deren Berzen bei dem Gedanken an die deutsche Nation böber schlugen: er bat mit seinen roten Bannoveranern die Genüsse, zu denen er die robuste Matur des märkischen Junkers mitbrachte, als einer der ersten ausgekostet. Aber wie hebt er sich trotzem über seine Umgebung hinaus! In seinen Briefen lebt eine sbakespearische Kraft der Schilderung, wie sie nur der Unbauch des Benius verleiht: eine runde und farbige Realität des Wortes, eine Creffsicherheit des sprudelnden Wikes, als ob man Mercutio oder die Kiauren des Rabelais börte (man vernehme die Schilderung eines adeligen Kommilitonen: "Der schlanke freiheitsbaum der Aristofratie, dem zum Menschen alles, zum Kammerherrn nichts fehlt als ein Schloß vors Maul"); eine Ursprünglichkeit des Nichtreflektierten, des Nurerlebten, daß man über dem beiken Eindruck, einer wahrhaften Derfönlichkeit zu begegnen, gar nicht zu Utem kommt; und trot der schnöden Verachtung der geistigen Sphäre doch wieder eine Beistigkeit. die begreifen läßt, warum er, über das Korps binweg, auch einen Umgang wie Motley und Allerander Keyferling suchte. Das Vollsaftige und Unbändige erscheint in den feinen und geistigen Zügen der vielbewunderten Biographie von Erich Marcks, die einen Teil dieser Briefe schon benutt hat, ein wenig gedämpft, aber wenn man fie in dem Zusammenbange dieses Bändchens durchlieft, drängt es sich jedem Empfänglichen wie eine Naturfraft auf.

Wie sehr Bismarck in diesem Treiben ein Bedürfnis des Kraftüberschusses seiner Natur befriedigte, zeigt sich auch darin, daß er keineswegs die Art und Unget dieses Lebensstils rasch und bewuft überwand, nicht etwa alsbald mit dem Prinzen Being gedachte: "merken foll's die Welt, daß ich mein vor'ges Selbst hinweg getan, wie nun auch die, so mir Gesellschaft hielten": es ist keine Rede davon, daß bei ihm "die Besserung mit einer klut so raschen Stromes fehler weggeschwemmt". Im Gegenteil, er kämpft fast ein Jahrzehnt mit dem, was man moralisierend den alten Adam nennen mag, zugleich aber als Uberkraft einer nicht zur Betätigung kommenden Dersönlichkeit empfindet: indem er diese nicht der Verphilisterung und Bindung des Beamtentums unterwirft, treibt er um so kompaßloser im Strom des Lebens dahin. Wie wechseln, immer ent= täuschend und bald wieder fortgeworfen, in einem rettungs= losen Auf und Ab. die Beilungsversuche: Studien und Orgien, Aften und Menschen, Reisen und Candwirtschaft. Obilosophie und Liebe - denn im Erotischen entladen sich auch ihm die Urfräfte seines Wesens am unmittelbarsten. So folgt auf die Jahre studentischer Unbändigkeit in der Aachener Zeit, während die alten freunde schon in fallingbostel oder Bergbera stille sitzen, eine zweite, weltmännisch gesteigerte Periode, die nun weit gefährlicher an den Rand des Scheiterns treibt. Auf die schon aus Marcks' Biographie bekannte Episode der Verlobung mit einer Engländerin fallen aus den (auscheinend noch nicht benutten) spätern Briefen neue grelle Schlaglichter; diese englischen Gesellschaftsfreise, die in den deutschen Spielbädern irrlichtelieren, erinnern bedenklich an gewisse in Deutschland spielende Kapitel in Thaderays "Vanity fair".

Der junge Goeben, der in tatenarmer Zeit unter den Karlisten Dienste nahm, war wenigstens ein Soldat, der sein Können irgendwo üben wollte. Wohin aber mußte dieser märkische Junker gekommen sein, wenn er anscheinend ernste haft — ob unter Benutzung seiner englischen Beziehungen? — daran dachte, in dem Afghanenkriege von 1844 in englische militärische Dienste zu treten. Er war schon auf dem Wege, als ihm sein "Dater in einem tränenseuchten Brief, der von einsamem Alter (73 Jahr, Witwer, taub), Sterben und Wiedersehen sprach, die Heimkehr anbefahl. Ich kam zurück — er starb nicht —", so schreibt der 29 jährige fast zynisch, um dann ein trübes Fazit seiner Existenz zu ziehen: "Mein Umgang besteht in Hunden, Pferden und Landjunkern, und bei letzteren erstreue ich mich einigen Ansehns, weil ich Geschriebenes mit Leichtiakeit lesen kann, mich zu jeder Zeit wie ein Mensch

kleide, und dabei ein Stück Wild mit der Akkuratesse eines Metzgers zerwirke, ruhig und dreist reite, ganz schwere Tigarren rauche und meine Gäste mit freundlicher Kaltblütigkeit unter den Tisch trinke. Denn leider Gottes kann ich nicht mehr bestrunken werden, obschon ich mich dieses Justandes als eines sehr glücklichen erinnere. So vegetiere ich fast wie ein Uhrwerk, ohne besondere Wünsche oder Befürchtungen zu haben". Das ist am 9. Januar 1845 geschrieben — wenige Monate, bevor er den Verkehr mit den Blankenburgs und Thaddens aufnahm und ein neues Ceben mit einem starken Willensakte ergriff.

Don nun an aber bort der Briefwechsel mit Scharlach auf man fühlt es, mit einer gewissen inneren Notwendiakeit: es kann gar nicht anders sein. Erst fünf Jahre später, nach längst vollendeter Umwandlung, folgt ein einziger und letzter Brief Bismarcks vom 4. Juli 1850, auf einen gang anderen Con gestimmt, auf die Befriedigung im endlich gefundenen häuslichen Gluck und auf die Betätigung in der Politik: hier batte er diejenigen Entladungsmöglichkeiten seiner Dersönlichfeit gefunden, die in den Studienjahren von ihm verschmäht. erst durch die Revolution ihm eröffnet worden waren, die ihm die gemäßesten waren und blieben. Dielleicht, daß er nur um des politischen Postsfriptums willen mit dem alten Korpsbruder wieder anknüpfte: denn er fragte ihn, der politisch ein konservativer Gegner des Ministeriums Stüve war, ob er nicht Suft hätte, gelegentlich Korrespondenzen für die Kreuzzeitung zu schreiben; er, Bismard, sei gern bereit, sie ohne Namensnennung unterzubringen. Der freund jedoch war zwar konservativ, aber zugleich ein forrefter hannoverscher Beamter: er versagte sich dem Preußen, der, noch mitten im Kampfe gegen Radowit und die Unionspolitik stehend, ihn gegen den hannoverschen flügel des Dreikonigsbündnisses hatte mobil machen wollen. Dielleicht erschreckte ihn der maklose Con, in dem der über die Revolution triumphierende Junker nun wirklich den nach friedrich Wilhelms IV. Worte nach Blut riechenden roten Reaftionar spielte, der "den Brand ausschneiden" wollte, ehe es zu fpat fei, follte auch - fo hieß es mit einem Bibelzitat aus Offenb. St. Joh. 14, 20 — "das Blut von der

Kelter gehn bis an die Täume der Pferde, durch tausend 6 feldwegs". Alles ist jetzt auf Politik bezogen, Lebensglück, freundschaft und Glaube, und nicht mehr den Prinzen Heinz, sondern König Heinrich V. hört man sprechen:

hört ihn verhandeln über Staatsgeschäfte, So glaubt ihr, daß er einzig das studiert. Horcht auf sein Kriegsgespräch und große Schlachten Vernehmt ihr in Musik geseht. Bringt ihn auf einen fall der Politik, Er wird, wenn's sein muß, gordsche Knoten lösen.



7.

Bismark, Lassalle

und die Oktroyierung des gleichen und direkten Wahlrechts in Preußen

> 1911 Mit einem Schluswort 1912





ie Entstehungsgeschichte des allgemeinen Wahlrechts im Deutschen Reiche ist mit der Geschichte der politischen Entwicklung Bismarcks unlöslich verknüpft. In diesem großen Leben gibt es wenige kompliziertere biographische Probleme als dieses

eine: wie fam gerade dieser Mann dazu, das allgemeine aleiche und direkte Wahlrecht, den stärksten demokratischen Einschlag in die Reichsverfassung und die dauernde Bestaltung unferer öffentlichen Suftande, einzuführen? Man stelle sich diesen politischen Charafter vor, seine Berkunft und Denkweise, seine soziale Bedingtheit und innerste Urt: den altmärkisch-hinterpommerschen Junker, den Bavard des Köniatums und "roten Reaftionär" im Revolutionsiabre, den antikonstitutionellen Ministerpräsidenten der Konfliktszeit und den konservativen Reichskanzler der achtziger Jahre, schließlich den Alten von friedrichsruh mit dem resignierten Bekenntnis: quieta non movere - Unfang und Ende dieser Entwicklung führen uns in jene Welt von bewufter barter Geschloffenbeit, in der noch heute alle Kräfte des Konservatismus sich sammeln. Und trot alledem ist man versucht, den Schöpfer unserer Reichs= verfassung, an seinen Caten gemessen, den erfolgreichsten demokratischen Politiker der ganzen deutschen Geschichte zu nennen. Das erscheint als ein unlöslicher Widerspruch; seine alten freunde, wie Ludwig Gerlach, empfanden es auch als eine unbegreifliche Verirrung, als er im April 1866 mit dem Drogramm eines deutschen Parlaments mit demokratischem Wahlrecht bervortrat: und noch heute sieht man an dieser Stelle, gerade im Kreise der Bismard-Orthodoren, ob man es offen beraussaat oder nur leise flüstert, die Achillesferse seiner Dolitif.

Das eine ja ist über jeden Tweifel erhaben, und auch von Vismarck sofort vertraulich bekannt worden: der Entschluß, den er im Frühjahr 1866 in die Öffentlichkeit warf, ist nicht erst damals plöglich gefaßt worden, ist kein Verzweiflungskoup eines Ministers, der keinen andern Ausweg sah, kein "Notschuß" kurz vor dem deutschen Bürgerkriege, sondern ein Programm, das allmählich in ihm erwachsen war, das längst feststand und

bewußt auf die Stunde des Bandelns aufgespart war. Nichts ift reizvoller als das Werden dieser Idee, oder, besser gesagt, das Aufbliken dieses Entschlusses durch seine verschiedenen Etappen hindurch zu verfolgen. Die Politiker des National= vereins glaubten schon 1859 zu wissen, daß dieser Junker für ein deutsches Parlament zu haben sein würde. Als er in den letten Tagen seiner frankfurter Bundestagszeit, im frühjahr 1860, für den Eintritt in das Ministerium in Frage kam, fette er dem Pring-Regenten bereits seine Ideen über deutsche Bundesreform und Darlament auseinander; man findet aus diesen Tagen schon ein Billett vom 9. April 1860, in dem er bei seinem Chef Schleinitz sanftmütig anfragt, "ob der Kollege (Ofterreich) mit Dolksvertretung am Bunde' geängstigt werden soll". Damals entschied der Hohenzoller gegen ihn. Unch das Programm, das er in der Denkschrift von Baden-Baden im Juli 1861 dem König vorlegte, gipfelt in einer "nationalen Vertretung des deutschen Volkes bei der Bundeszentralbehörde, als dem einzigen Bindemittel, welches den diveraierenden Tendenzen dynastischer Sonderpolitif ein ausreichendes Gegengewicht zu geben vermag": auf dieses Programm bin wollte er von neuem Minister werden. Und als er endlich in der Macht faß und freie Band hatte, dauerte es nicht lange, bis er, bei der ersten bedrohlichen Situation in Deutschland, das länast erwogene Kampfmittel offen hervorholte. Herbst 1863 machte Kaiser franz Joseph noch einmal den Dersuch, auf dem Frankfurter fürstentage, die führung der Nation unter den habsburgischen fahnen an sich zu reißen - und in derfelben Stunde übertrumpfte Bismarc die öfterreichische Aktion, den zaahaften Vorschlag eines Delegiertenparlaments, mit seinem großen Mittel, mit der forderung einer wirklichen Nationalvertretung, einer Versammlung, die aus dem ganzen Deutschland nach dem Makstab der Bepölkerung durch direkte Wahlen hervorgehen solle. Schon war die furcht vor dem demokratischen Wahlrecht längst in ihm verflogen, zum Entsetzen seiner alten Parteifreunde. Aber die Bedenklichen, vielleicht auch der König, der dieses Programm gebilligt hatte, mochten sich damals damit trösten, daß es nur ein anti-österreichischer Schachzug ohne Konsequenzen und der

Derwirklichung ebenso ferne sei, wie der Unlauf des fürstentages, die Quadratur des Zirkels zu lösen: so ist auch die öffentliche Meinung, ungläubig und voll Miktrauen, rasch über diese Episode hinweggeschritten. für Bismarck aber war es mehr als eine Episode, es war sein Programm. Unmittelbar bernach hat er sich mit Cassalle in Derhandlungen darüber vertieft, wie dieses allgemeine Wahlrecht im einzelnen zu gestalten sei. Und immer, wenn er mit Ofterreich schlechter stand, in jedem Moment der Spannung gudte er seinen Dolch aufs neue. Bis er dann endlich im April 1866 offen und amtlich den Schlachtruf: Deutsches Parlament und allgemeines Wahlrecht, erschallen ließ, als er daran aina, den Deutschen Bund zu sprengen, Giterreich binguszutreiben und den Grundstein zu einem neuen Reiche zu legen. In allen diesen Aftionen ist das leitende Motiv, die Spike gegen den deutschen Rivalen, unverkennbar: der Eintritt der Österreicher in das Parlament eines Bundesstaates eine Unmöglichkeit, das Kopfzahlwahlrecht der natürliche Ausdruck für Oreukens reale Aberlegenheit über die Mittel= und Kleinstaaten, seine demofratische Gestaltung an Popularität von keinem Gegner zu überbieten, die wahrhafte Klammer, die Tiefen der Nation zu erfassen und unwiderruflich an das neue von Preußen geführte Reich zu binden. Diese nationalpolitische, diese deutsche Motivenreihe hat Bismarcks Entschluß vor allem aus= gelöft. Darüber gibt es beute nur eine Meinung.

II.

Teben dieser allgemein anerkannten deutschen Motivenreihe läuft noch eine zweite, eine gewissermaßen preußische Preußische MotivenMotivenreihe läuft noch eine zweite, eine gewissermaßen preußische Preußen en reihe. Es wäre verwunderlich, wenn es bei einem Staatsmann, der nur von der Basis der Großmacht Preußen deutsche Politik zu treiben entschlossen war, anders gestanden hätte. Auch wer das allgemeine Wahlrecht nur als Kampfmittel zu nationalpolitischen Twecken anwenden wollte, nußte sich innerlich und aus Aberzeugung damit abgefunden haben, er nußte auch aus seinen preußischen Ersahrungen heraus und im Hinblick auf die preußischen Konsequenzen zur Anwendbarkeit eines schwer wieder zu beseitigenden

Mittels gelangt sein. Und tatsächlich ist für Bismark der Gebanke des allgemeinen Wahlrechts nicht nur in der deutschen, sondern auch in der preußischen Politik ein Kampfmittel gewesen. Zuch in Preußen gab es einen Gegner, den er mit diesem gewagten Experiment zu überslügeln sich gestraute: das war das preußische Abgeordnetenhaus, das war der Anlauf der Liberalen zur Parlamentarisierung des preußischen Staates, gegen den er im Konslikt die Begründung eines neuartigen, monarchische sonstitutionellen Staatstypus

durchgefochten hat.

Man war in der preußischen Regierung dieser Jahre weit davon entfernt, in dem Dreiklassenwahlrecht vom 30. Mai 1849 eine preußische Eigentümlichkeit zu seben, die um jeden Oreis zu konservieren sei. Im Begenteil: dieses Dreiklassenwahlrecht lieferte seit 1859 liberale, seit 1862 immer erdrückendere links= liberale Majoritäten, die aus konstitutionellen und nationalen Gründen die Politik Bismarcks auf das leidenschaftlichste befämpften und als Endziel die Parlamentarisierung der Verfassung erstrebten. Und je böber in Oreuken der Konflitt anstieg, desto geringer wurde die Aussicht für diese Regierung. jemals andere Majoritäten mit einem Wahlrecht zu erzielen, dessen Ergebnisse mit der Zeit nur noch radikaler ausfielen. Mochte die Institution auch im Jahre 1849 als ein brauchbares Sicherheitsventil gegen demokratische Aberflutung erschienen sein und sich eine Weile bewährt haben, unter diesen Umständen mußte sie natürlich an Wertschätzung und Geltung bei der Regierung verlieren. Daber begann Bismarck, schon wenige Monate nach dem Untritt seines Ministeriums, das Dreiklassenwahlrecht scharf zu kritisieren und alsbald auch - für eine Natur seines Schlages verstand sich das von selbst - nach einem anderen Wahlrecht auszuspähen, das stärkere Garantien versprach. So verschob sich allmäblich in den Konfliftsiahren die Parteilage dergestalt, daß die Liberalen mit der bedrohten Derfassung auch das geltende Wahlrecht konservieren wollten. mit dessen Ergebnissen sie durchaus zufrieden waren, während der die Verfassung beugende konservative Minister sich immer mehr mit dem Gedanken einer Liberalisierung oder vielmehr Demofratisierung dieses Wahlrechts durchdrang.

Ratgeber und Argumente kamen von verschiedenen Seiten zusammen, ihm den Weg zu weisen. Einmal das Beispiel des Napoleonismus! Schon im Dezember 1861 hatte Na= poleon III. dem damaligen preußischen Gefandten, dem Pringen Reuk, gelegentlich die Einführung des "suffrage universel" mit der Motivierung empfohlen, daß man mit der konservativen Sandbevölkerung die Siberglen in den Städten niederstimmen fönne. Das war eine Araumentation, die in den Ohren Bismards, als er im nächsten Jahre Gesandter in Daris war. febr verlodend wiederflingen mußte; einem scharfängigen Beobachter wie ihm konnte nicht entgehen, mit welcher Leichtigfeit das zweite Kaiserreich, das "gouvernement du grand nombre", die Einrichtung des Plebiszits handhabte — während daheim die Candtage des Dreiklassenwahlrechts immer schwieriger wurden! Vereinzelte politische Köpfe unter den prenkischen Konservativen trugen sich bereits mit ähnlichen Bedanken. Im Augenblick, als der Konflikt ausbrach, trat Bermann Wagener, der Redakteur der Kreuzzeitung, in einer konservativen Versammlung für die Wahlrechtsreform ein; er forderte einen Aufbau der Verfassung "von unten ber", in dem zunächst noch die ständische Gruppenvertretung eine ziemliche Rolle spielte. Immerhin trug er schon im April 1862 keinen Unftand, zu erklären, "das Tensuswahlsvitem sei die allerschlechteste Repräsentation, die jemals ein Mensch ausdenken könne, denn sie repräsentiere den gemeinsten Unterschied der Menschen" - man greift hier den ersten Wurzelstrang 311 Bismards späterem Worte (das neuerdings erst eine Lieblingswendung der Liberalen wurde) von dem "elendesten aller Wahlrechte".1) Und allerdings, wenn Wagener zunächst noch mit jeinen Unsichten in jeiner Partei allein stand, bei dem neuen realpolitischen Ministerpräsidenten fand er bald Jugang und Gebor.

¹⁾ Nach Bismards Parlamentsantrag vom Upril 1866 ging die Kreuzzeitung noch schärfer vor. Sie verurteilte am 18. Upril 1866 das Dreiflassenwahlrecht: "Dies Wahlspstem ist nichts anderes als die Repräsentation des Geldkapitals mit dem lügnerischen Schein, daß es eine Vertretung des gangen Volkes ware. Es ift die Herstellung einer modernen Geldariftofratie, welche alles Bohere und Edlere nach oben wie nach unten je langer desto mehr in den Stand des gemeinsten Materialismus herunterzieht." Der Artikel soll von Bismark inspiriert sein — seine fassung deutet auf Wagener.

So sieht man denn Bismarck und Roon schon im Januar 1863 im Abgeordnetenhause sich damit vergnügen, der Majorität vorzuhalten, daß sie die Mehrheit des Candes gar nicht repräsentiere. freilich beschränkte Bismarck sich noch darauf, höhnend die geringe Beteiligung an den Urwahlen, 27% (i. J. 1861) und 34% (i. J. 1862), hervorzuheben und sich danach auszurechnen, daß die selbstbewußte Majorität des Hauses möglicherweise nur etwa 13-15% der Urwähler repräsentiere. Er ging noch nicht so weit, die Wahlbeteiligungsziffer in Gegensatz zu der Gesamtbevölkerung zu bringen und damit noch weiter herabzudrücken, er ließ vielmehr im selben Utemjuge fallen, daß das allgemeine Stimmrecht in Preuken n icht gelte — vermutlich um eben damit leise durchblicken ju lassen, daß bei anderen Wahlrechten sich das Verhältnis noch gang anders stellen würde. Er hätte übrigens schon damals noch schonungsloser mit seinen Sahlen operieren können, wenn er auch die Wahlbeteiligung in den einzelnen Klassen zahlenmäßig gekannt hätte. Die Beteiligung der Urwähler betrug im Jahre 1861 in der ersten Klasse 55,8 %, in der zweiten Klasse 42%, in der dritten aber nur 23,1%; fie stieg zwar im Jahre 1862 auf 61 % bzw. 48 % bzw. 30,5 %, im ganzen 34,3 %, sank aber im Jahre 1863 — auf dem Höhepunkt des Konfliktes! - wieder auf 57 % in der ersten, 44 % in der zweiten, 27,3 % in der dritten Klasse und 30,9 % im gangen. Die Schwäche der liberalen Position bestand also einmal darin, daß sie überwiegend auf der politischen Betätigung der ersten und zweiten Klasse beruhte, während die Urwähler der dritten Klasse ihren bescheideneren Unteil noch durch eine viel geringere Beteiligung schwächten: nur die Stadt Berlin, in der auch in der dritten Klasse 60-61 % mählten, und die Proving Posen, in der der nationale Gegensatz eine Beteiligung von etwa der Bälfte der Urwähler in der dritten Klaffe herbeiführte, bildeten eine Ausnahme. Angesichts dieser Verhältnisse wird der Notabeln= charafter des preußischen Liberalismus erst vollends deutlich: man begreift nunmehr Bismarcks Spott über die "old important Whigs" und gedenkt des lächelnden Wortes von Jakob Burdhardt über "die Teit der feste von 1862 und 1863, welche auch Konfliktszeit genannt wird", über den Derfuch "der erwerbenden

und räsonnierenden Klassen, den Staat zu erobern". Dazu kam noch ein zweites Moment. Das Mak der Beteiliaunas= ziffer sank in den westlichen Provinzen, in Rheinland und Westfalen, noch weiter unter die Durchschnittsziffer, und zwar vor allem in der dritten Klasse. Im Regierungsbezirk Münster wählten im Jahre 1863 nur 40 % in der ersten, 26 % in der zweiten und nur 7,6 % in der dritten Klasse: im Regierungs= bezirk Koblenz fielen dieselben Zahlen von 37 % in der ersten auf 24% in der zweiten und 11,7% in der dritten Klasse; um extreme Beispiele anzuführen, betrug die Wahlbeteiligung in dem Wahlfreise Abaus (Rabz. Münster) nur 7,8% aller Urwähler und 4,9 % in der dritten Klasse, in dem Wahlkreise Schleiden (Rabg. 2lachen) 9% aller Urwähler und 4,8% in der dritten Klasse. Die Cosung dieses Rätsels, dieser unerhörten Indiffereng in den Orovingen von älterer politischer Betätigung liegt in der Indifferenz der katholischen Kirche, die von den liberalen Verfassungsfämpfern durch ihre Weltanschauung und ihre deutsche und italienische Politik weit getrennt war.

Und zu dem allen setzte die Agitation Cassalles ein und bewies mit anfreizender Dialektik, daß durch das von ihm in seiner Rechtsgültigkeit bestrittene Dreiklassenwahlgesetz des Abgeordnetenhauses die eigentlichen Massen gar nicht verstreten würden, daß die Massen, welche Stenerlast und Wehrlast trügen, entrechtet draußen ständen, daß es somit nicht auf die Erhaltung die ser Verfassung ausomme, sondern auf ihre Umgestaltung im demokratischen Sinne. Man beobachtet, daß Vismarck die Cassallesche Argumentation aufgriff, sobald sie austauchte. Während seines Karlsbader Ausenthaltes im Juni 1863, so erzählt uns ein hochstehender französischer Diplomat¹),

¹⁾ Andreas Memor (nach allgemeiner Unnahme Pseudonym für den Duc de Gramont), L'Allemagne nouvelle 1863—1867 (Paris 1879) S. 16: "Le corps électoral, disait-il, ne représentait en Prusse que tout au plus un dix-septième de la population et grâce à la mauvaise législation du pays, ce dix-septième était pour ainsi dire exclusivement composé de bureaucrates à l'esprit hostile et prévenu. Au lieu de citoyens, le suffrage n'envoyait que des professeurs et des pédants intraitables. Il était absolument nécessaire d'élargir le cercle des électeurs pour obtenir une Chambre plus nationale, moins dogmatique et moins hostile aux prérogatives légitimes de la monarchie".

schalt er unaufhörlich in den schärfsten Ausdrücken über die Opposition; die Wählerschaft bestehe höchstens ans einem Siebenzehntel der Bevölkerung, das fast ausschließlich aus übelgefinnten Beamten zusammengesetzt sei und ftatt der Bürger Professoren und Pedanten in die Kammer schicke: "es sei unbedingt nötig, den Kreis der Wähler zu erweitern, um eine Kammer zu erhalten, die nationaler, weniger doftrinär und weniger den rechtmäßigen Prärogativen der Krone ent= gegengesett sei". Das "Siebenzehntel" war natürlich ein Mikverständnis des nicht scharf hinhörenden Frangosen, aber ein Mikverständnis, dessen Auflösuna auf die Araumentation feines anderen als Caffalles führt. Indem dieser in seinem "Alrbeiterprogramm" die Sahl der Urwähler in der erften mit derjenigen in der dritten Klasse verglich, kam er immer wieder zu dem aufreizenden Schluß: "ein Reicher übt dasselbe Wahlrecht aus, das siebengehn Nicht besitzende ausüben"; es ergebe sich also durch den Vergleich mit dem Rechtszustande vom 8. April 1848, "daß immer 16 Arbeitern und Kleinbürgern unter 17 ihr gesetzliches Wahlrecht entriffen worden ift".

So dachte Vismark in den Monaten, bevor der frankfurter fürstentag zusammentrat; die nationale Motivenreihe, die gegenüber den dentschen Gegnern durchschlug, ist selbst in der französischen Wiedergabe nicht völlig verblaßt. Er traf also, bei aller Verschiedenheit ihrer Voraussehungen und ihrer Hintergedanken, mit Lassalle zusammen in der Kritik des besstehenden und in der forderung eines veränderten Wahlrechts, des allgemeinen und vor allem des gleichen Wahlrechts. Das war die Basis ihrer bekannten Besprechungen im Herbst und Winter 1863—64, die im Januar 1864 gipfelten. Beide wollten sie die Kräfte der Tiefe aufrusen. Das Lieblingswort Lassalles taucht, gerade in den Tagen ihrer Besprechungen, ganz unvermittelt auch in einer Kammerrede des Ministers auf: "Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo") (1864

¹⁾ Und zwar in einer zum mindesten gezwungenen Unwendung. Dirchow hatte das immer weitere Rücken nach Rechts als eine dem "Bösen" geschehene Auslieserung charakterisiert. Darauf antwortete Bismarck am 21. Januar 1864: "Wenn das in dem Sinne zuträfe, und wenn ich

Januar 21), und am andern Tage, nachdem er in seiner Weise den Kamps um die Herrschaft zwischen dem Hause der Kohenzollern und dem Hause der Abgeordneten erörtert hatte, rief er trotig dem Gegner zu: "Das zeigt, wie Sie dem eigentlichen Volke fernstehen". Freilich kam es darauf an, wen man unter dem eigentlichen Volke verstand. Lassalle dachte vor allem an die von ihm ihrer Jahl nach weit überschätzten Massen der Industriesarbeiter, die er mit seinem sozialistischen Programm an seine Führung ketten wollte. Bismark dagegen dachte, für damals und die nächste Jukunst mit größerem Rechte, an die weit überlegene Jahl der Landarbeiter in den östlichen Provinzen, die er als königstren, d. h. als unbedingt lenkbar durch den großen Grundbesitz und somit konservativ verwendbar einsschäfte.

Ich habe früher angenommen, daß diese preukische Motivenreihe in der Wahlrechtsfrage sich lediglich als dienendes Blied in die deutsche, nationalpolitische Motivenreihe Bismarcks eingeordnet und dementsprechend nur indirekt dazu beigetragen habe, den deutschen Parlamentsgedanken in ihm fluffig zu machen; daß somit auch das deutsche Parlament den eigentlichen Begenstand seiner geheimen Besprechungen mit Laffalle gebildet babe. Es ist mir jett jedoch flar geworden1) daß die prenkische Motivenreibe auch selbständig den nabe genng liegenden Gedanken ihrer unmittelbaren Unwendung auf Preußen ausgelöft hat. Die Unwendung auf Deutschland setzte die Bundesreform, und das hieß für Bismarck die friegerische Auseinandersekung mit Ofterreich, voraus: es war gange Arbeit, die die Sofung der deutschen Frage in sich schloß, aber vermutlich ein langer Weg, ohne Gewinn für die preußischen Nöte des Augenblicks. Damit verglichen, war die Unwendung auf Preußen das fleinere Mittel und der halbe Weg, allerdings mit dem un= schäthbaren Vorteile der unmittelbaren Unwendbarkeit. Lassalle war die lettere Erwägung schlechthin entscheidend.

bei seiner Auffassung des "Bösen", dem ich verfallen wäre, stehen bleibe, so glaube ich, ihm meine Gedanken von seinem Standpunkte aus mundegerecht zu machen, wenn ich sage, ich habe nach dem Satze gehandelt: *Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo«.

¹⁾ Unläglich der Bearbeitung der zweiten Auflage meines "Caffalle".

Mochte er im Frühjahr 1863, als er den Leipziger Arbeitern sein Programm des allgemeinen Wahlrechts und der Produktivsgenossenschaften mit Staatskredit unterbreitete, noch an Deutschsland gedacht haben: seit den Besprechungen mit Bismarck, die sich allein um die Ein führung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts in Preußen gedreht

haben, ift er wenigstens gang auf Preußen gestellt.

Über diese bisher übersehenen Erwägungen Bismarcks, das preußische Dreiklassenwahlgesetz zu ersetzen durch das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht, handelt die folgende Untersuchung. Auch wenn diese Pläne nur Entwürfe geblieben sind, so reichen sie doch über das rein Bismarck-biographische Interesse hinaus. Sie geben über eine der zentralsten Fragen der heutigen deutschen Gesamtpolitik, die fortbildung des preußischen Wahlrechts, zu denken.

HI.

für diese Untersuchung stehen uns die Quellen erster Hand, die Asten selbst, nicht zu Gebote. Sie werden wohl noch lange verschlossen bleiben — wenn nicht diese Erörterung das unverdiente Glück haben sollte, zur Lüstung des Schleiers beis zutragen. So handelt es sich nur darum, nachdem einmal die richtige Fragestellung erkannt ist, mit ihr an unseren ganzen bekannten Quellenbestand heranzutreten. Wir werden da auf Aussagen stoßen, die in ihrem eigentlichen Sinne bisher nicht verstanden oder in ihrer Vereinzelung ganz übersehen waren, auf verschollene Zeitungsartikel, die von Wissenden stammten, auf zerstreute Notizen, die nur durch ihre kritische Verbindung ihre richtige Stellung im Indizienbeweise erhalten. Aur in konzentrischem Vordringen werden wir Schritt für Schritt aus der Sphäre der Wahrscheinlichkeit in die der Gewisheit uns erheben können.

Zu den wichtigsten Quellen¹) für die Besprechungen zwischen Bismark und Cassalle gehört ein Bericht, der in dem Organ

¹⁾ Ich habe inzwischen die Artikel aus dem "Wanderer" und der "Breslauer Zeitung" im Archiv für die Geschichte des Sozialismus IV, 190—99 zum Abdruck gebracht.

der föderalistisch=konservativen Partei in Ofterreich, der Wiener Zeitung "Der Wanderer", im Jahre 1869 erschien. Ich glaube die frage der Authentizität seines Inhalts, trotz der Irr= tümer im einzelnen, nunmehr unbedinat in beiabendem Sinne beautworten zu können. Denn er geht direft oder indirekt (durch das Medium irgendeines Journalisten) zurück auf die Freundin Caffalles, die Gräfin Batfeldt, die intime Vertrante seiner geheimsten politischen Entwürfe und eine der wenigen Dersonen, die überhaupt von dem Inhalt seiner Besprechungen mit Bismard etwas wiffen konnten. Der Verfasser bezeichnet sich als einen der Freunde Lassalles, die in den letten Wochen vor seinem Tode in Genf mit ihm zusammen waren; wer aus diesem kleinen Kreise (man könnte vor allem an den Obersten Ristow denken) in Betracht kommt, erkennt man deutlicher an der beiläufigen, interessanten und glaubhaften Motiz, daß Bismard den Cod Caffalles fehr bedauert und "der Gräfin Bakfeldt gegenüber sein inniastes Beileid" ausgesprochen habe; auch die Bekanntschaft mit Ungehörigen Cassalles führt auf dieselbe Spur. Dagn kommt, daß der Unftoß zu diesen Enthüllnnaen in den eben damals nach Öfterreich übergreifenden fraktionsstreitigkeiten der deutschen Sozialdemokratie lag, in denen die echten Cassalleaner den Unschluß der Österreicher an die "Eisenacher" verhindern wollten; wer die politischen Methoden der Gräfin hatfeldt aus diesen Jahren kennt, wird nicht erstaunt sein, daß sie auch diesmal mit Enthüllungen aus ihrer Erinnerung oder aus den Dapieren Lassalles da= zwischen zu fahren suchte.

Um verweist dieser Urtikel des "Wanderer" auch auf einen Vorläufer. Indem er die frage der Oktrovierung als Gegen= stand der Besprechungen erwähnt, weiß er zu erzählen: "Durch indirekte Vermittlung gelangte das Projekt Bismarcks im Jahre 1865 in die Breslauer Zeitung und gab wieder Unlaß zu Uufsehen". Und allerdings findet man in der "Breslauer Zeitung", dem hauptorgan der schlesischen Liberalen, in den Aummern vom 5., 12., 26. Upril drei mit einem soust während des gangen Jahres nicht vorkommenden Korrespondenzzeichen signierte Artifel (datiert vom 3., 10., 24. April), die von der Redaktion mit höchstem Machdruck als "sehr ant unterrichtet" bezeichnet

werden. Es ist an sich schon wahrscheinlich, daß ihr Derfasser oder ihr Urheber identisch ift mit dem Derfasser oder Urheber des "Wanderer"-Artifels von 1869, der noch einmal auf die feit vier Jahren in einem Provingblatt verschollene außerordentliche Information zurückweist: um so mehr als der Inbalt der Information aus der gleichen Quelle stammen muß. Bemerkt man obendrein noch, daß gleich die erste Korrespondenz. die sich nur mit den inneren fraktionshändeln der Sogialdemokratie beschäftigt, auf eine Verteidigung der "langjährigen und erprobten freundin Saffalles, der Bräfin Batfeldt" hinausläuft, so wird man über die Berkunft auch dieses Beschosses nicht im Zweifel sein; die Dinge, die in den Artikeln berührt werden, vor allem die Außerungen Bismarcks, konnte nur die Gräfin und der eine oder der andere der freunde Safsalles kennen. Was in dem Artikel von 1869 mehr im Stile des historischen feuilletons als denkwürdige Reminiszenz wieder= gegeben wird, ist im Jahre 1865 noch ein Begenstand der praktischen Politik und wird mit dunklen Unspielungen halbverdeckt vorgetragen, um die im Momente günstige Situation zu einem bestimmten Zwecke voranzutreiben.

Die Einführung des allgemeinen Wahlrechts in Preußen wird im April 1865 "nur noch als eine Frage der Zeit beseichnet". Diese Behauptung wird dadurch belegt, daß die Oftropierung des allgemeinen Wahlrechts schon vor längerer Zeit den Gegenstand von schriftlich geführten Verhandlungen zwischen dem Minister und (dem nur in einem gewissen Hellsdunkel vorgeführten) Cassalle gebildet hätte. Es heißt darüber:

"Herr v. Bismark hat einen darauf bezüglichen Plan schon seit Jahresfrist in seinem Portefeuille, er gab einer hervorragenden Person schon vor dem Ausbruch der schleswigsholsteinischen Angelegenheit ganz bestimmte Ausdeutungen, wurde aber an der Ausführung eben durch die äußere Politik gehindert."

Und im nächsten Urtikel:

"Es existieren überhaupt in sicheren Händen und an sicherem Orte interessante Schriftstücke, die an die Öffentslichkeit manchen Aufschluß geben könnten."

Diese höchst merkwürdigen Dokumente, die wir uns als Denkschriften Cassalles für Vismarck oder auch als Rückäußesrungen Vismarcks vorstellen können, sind leider für uns unserreichbar. Aur indirekt läßt sich der Beweis führen, daß sie vorhanden gewesen sind und welches ihr Inhalt gewesen ist.

Man könnte ja zunächst überrascht fragen: ist überhaupt der sozialistische Demokrat Cassalle als Helfershelser bei Oktrovierungen, womöglich gar als Verfasser von Staatsstreich-Denkschriften in der Konfliktszeit denkbar? Was war der Grundgedanke, welcher Urt die Rochtsdeduktion des von ihm empfohlenen Oktrovierungsplanes? Der Korrespondent macht
darüber ganz bestimmte Angaben:

"Es handelt sich dabei nicht um n e n e Oftrovierung, sondern um Turücknahme der Oftrovierung des Wahlsgesetzes vom 30. Mai 1849, an dessen Stelle dann das Wahlgesetz vom 8. April 1848 wieder treten soll. Das Recht der Krone zu diesem Schritt wird als zweisellos hingestellt."

Der hier vertretene Rechtsstandpunkt war derjenige der preußischen Demokratie. Nachdem am 5. Dezember 1848 die Verfassung oftroviert worden war, vorbehaltlich einer Revision durch eine neue Volksvertretung, also einer nachträglichen Vereinbarung, war der auf Grund des Wahlgesetzes vom 6. Dezember 1848 zum Twecke dieser Revision einberusene Candtag vor der endgültigen Cösung seiner Aufgabe am 27. April 1849 aufgelöst worden, und unmittelbar darauf war am 30. Mai 1849 das neue Wahlgesetz, das Dreiklassenwahlsgesetz, im Wege der Notverordnung mit einer rein politischen Begründung¹) oftroviert worden. Die Rechtskräftigkeit der Verordnung war nicht ohne Bedenken. Nach der geltenden Auffassung läßt sich die form ale Berechtigung nicht besweiseln, da der Notverordnungsartikel der oftrovierten Vers

¹⁾ In dem Erlaß des Staatsministeriums vom 29. Mai 1849 heißt es, die Underung sei notwendig, um eine Volksvertretung zu schaffen, "die den Anforderungen der Bevölkerung entspreche, indem sie auch innerhalb des Kreises der 2. Kammer den einzelnen Volksschichten denjenigen Einfluß gestatte, welcher zu ihrer wurklichen Bedeutung im Staatsleben im richtigen Verhältnis stehe."

fassung vom 5. Dezember 1848 im Gegensatz zu dem der revidierten Verfassung von 1850 gang unbeschränkt war. Aber mit Recht wendet Georg Meyer dagegen ein: "Materiell erscheint allerdings die Befnanis, auf solche Urt im Verordnungswege einzugreifen, mindestens als zweifelhaft. Denn nach Art. 106 der Verfassung konnte die Abanderung der in dieser selbst enthaltenen Vorschriften nur im Wege der ordent= lichen Gesetzgebung, also nicht im Wege der Notverordnung erfolgen. Und die Einführung einer Gliederung der Wähler in Steuerklassen widersprach, wenn auch nicht dem ausdrücklichen Wortlant, so doch jedenfalls dem Sinne der Verfassungs= urkunde". Die beiden Kammern beschlossen zwar später, dem Wahlgesetz vom 30. Mai 1849 ihre Genehmigung unter Vorbehalt der Revision zu erteilen. Aber es waren Kammern, die nicht nach dem früheren, sondern bereits nach dem Dreiflassenwahlrecht gewählt worden waren.

Wie dem auch sei, die prenkische Demokratie bestritt von Unfang an die Gesetzlichkeit des geltenden Dreiklassenwahlaesetes und enthielt sich des Wählens. Keiner mehr als Sassalle bat an diesem Standpunkt festgehalten. Die Opposition gegen die Cegalität des Wahlrechts und damit der gangen Verfassung, die schon in der Assistenrede von 1849 einsetzt, zieht sich wie ein roter faden durch seine Agitation von 1862-64, sie ist ihr Unsagnaspunkt und Zielpunkt, und seine Unklagen gegen die fortschrittsparter gipfeln gerade darin, daß sie sich aus Eigennut in diese Lage gefunden hatte. Sein Rechtsboden liegt jenseits der Oftrovierungen vom 5. Dezember 1848 und vom 30. Mai 1849. Es ist nur echt Cassallesche Dialektik, wenn er vorschlägt, durch Wiederaufhebung der Oktrovierung von 1849 auf den von der Demokratie allein anerkannten Rechtsboden vom frühjahr 1848 zurückzukehren. War das ein Staatsstreich, ant, so war es ein Staatsstreich mit dem Zielpunkt eines demofratisch=leaglen Rechtszustandes: mochte der Ub= solutismus des Königtums immerhin der freiheit eine Gasse brechen. für Bismarck aber hätte sich diese Möglichkeit, legal aus dem Konflift herauszukommen, dadurch empfohlen, daß sie von derselben Autorität der Krone vollzogen wurde, die er gegen die Versuche einer bürgerlich-liberalen Parlamen= tarisierung des Staates verteidigte, und daß ihr Ergebnis auf das auch von ihm ersehnte Endziel hinauslief, das "eigentliche Volf" mobil zu machen gegen die Honoratioren, Prosessoren und Kreisrichter des Dreiklassenlandtages.

Dak dies die Argumentation Cassalles nicht nur gewesen sein kann, sondern gewesen sein muß, können wir, trothdem wir seine Deukschriften selbst nicht in Banden balten, mit Bestimmtheit behaupten: wir kennen diese Argumentation, und zwar überraschenderweise aus der Verteidigungsrede, die er in seinem Bochverratsprozeß am 12. März 1864 bielt. Es ist die Rede, in der dieser Demokrat, zum bis beute fortdauernden Entsetzen seiner Unbanger, einem louis-philippistischen Königtum, einer Schöpfung der Bourgeoisie, das preußische Königtum gegenüberstellt, "das noch aus seinem ursprünalichen Teige gefnetet dasteht, auf den Knauf des Schwertes gestütt" — es ist die Lebensmacht, deren ungebrochene Autorität er für die Oftrovierung anrufen will. Und nun setzt er, es ist der Böhepunkt der Rede, den verblüffenden fall, daß dieses Königtum wirklich das allgemeine Wahlrecht oktroviere und dafür zur Rechenschaft gezogen werde, und führt seine Liftion auf den Gipfel: "In diesem Tage also, meine Berren (ruft er den Richtern des Staatsgerichtshofes zu), an welchem Sie dem König den Prozeß machen werden und der Staatsregierung wegen Umsturzes der Verfassung durch Oftrovierung des allgemeinen und direkten Wahlrechts — an diesem Tage werde ich dem Staatsanwalt gestatten, mich als geistigen Mitschuldigen, als intellektuellen Urheber dieses Verfassunsturzes vor Ihre Barre zu laden! Und an diesem Tage werde ich mich und meine Mitangeflagten verteidigen wie folgt."

Man mag die nun folgende Rechtsdeduktion in seiner Rede nachlesen: wenn es die Denkschriften an Bismark gegeben hat, so können ihre Deduktionen nicht anders gelautet haben. Der Staatsgerichtshof mochte sich empören, daß dieser Hochverräter, über dessen Haupte eine mehrjährige Juchthausskrase schwebte, sich in solchen scheinbaren frechen Unmöglichskeiten erging. Aur Bismarck konnte wissen, mit welchem Rechte dieser "geistige Mitschuldige" seinen Oktrovierungsplan versteidiate.

IV.

Bevor wir die Aufnahme dieses Oftrozierungsplanes durch Bismarck erörtern, haben wir einen Einwand zu ersledigen. Diese Entwürfe würden ja rein preußischer Natur gewesen sein und keine Anwendbarkeit auf die deutsche Nastionalpolitik, das oberste Ziel Bismarcks, gehabt haben. Don der preußischen Motivenreihe würde gar keine Verbindungsslinie hinübergeführt haben zu der deutschen Motivenreihe, die jedenfalls die ursprünglichere und die im Jahre 1866 durchschlagende war. Oder war doch eine solche Verbindung denkbar?

Die lette Korrespondenz der Breslauer Zeitung vom 26. April spricht zum Schluß noch von einem nach ihrer Aufsfassung zweiten Projekt:

"Die Angehörigen aller deutschen Bundesstaaten, ohne Rücksicht auf ihren Wohnsitz, für wählbar zum prenßischen Abgeordnetenhause zu erklären. Man wollte auf diese Weise ein deutsches Parlament nach Berlin verpflanzen, dem Beispiel Piemonts folgend, wo ja auch lange vor dem italienischen Kriege Italiener aus allen italienischen Staaten in das piemontesische Abgeordnetenshaus gewählt werden konnten. Da Herr Cothar Bucher, der über dieses Projekt sehr genau unterrichtet ist, jetzt schwerlich dasselbe der Öffentlichkeit anvertrauen dürfte, so haben wir die Pflicht übernommen" usw.

Es handelte sich jedoch nicht, darin täuscht sich der Korrespondent, um ein zweites Projekt, das von demjenigen Cassalles ganz unabhängig gewesen und auf seinen Freund Cothar Bucher als Urheber zurückgegangen wäre, oder gar — wie der in gleichem Irrtum befangene "Wanderer"-Artikel behauptet — die Spezialidee Bismarcks darstellte. Sondern es handelte sich um einen integrierenden Bestandteil von Cassalles eigenem Plan, um die Konstruktion, welche die Brücke von der preußischen zu der deutschen Motivenreihe schlagen sollte. Es mag sein, daß diese Ergänzung nicht Cassalles ursprüngliche Idee war und vielleicht erst durch Bismarcks Einwand hervorgerusen wurde; auch ist es sehr wohl möglich, daß erst Bucher, der in

diese Dinge eingeweiht war, sie dem freunde angeregt bat: man weiß, daß der mit Mazzini befreundete Bucher von jeber, auch in der Teit seines Condoner Exils, den Bang der italienischen Mationalstaatsentwicklung mit gespannter Aufmerksamkeit begleitete. Jedenfalls aber hatte Laffalle sich den Bedanken restlos anaccianet, um acrade mit ihm den zaudernden Minister fortzureißen: dafür halten wir ausnahmsweise einen aftenmäßigen Beweis in Bänden. Das erfte der beiden Billetts Sassalles an Bismarck, die überhaupt von dem ganzen Briefwechsel bekannt geworden sind, vom 13. Januar 1864, beginnt mit den Worten: "Vor allem flage ich mich an, gestern vergeffen zu haben, Ihnen noch einmal ans Berg zu legen, daß die Wählbarkeit schlechterdings allen Deutschen erteilt werden muß. Ein immenses Machtmittel! Die wirkliche ,mora= lische' Eroberung Deutschlands". Die Wendung "allen Deutichen", auf die aller Nachdruck gehäuft ift, gibt nur einen Sinn, wenn man fie auf den prenfischen Candtag bezieht, von dem die moralische Eroberung Deutschlands ausgehen soll während sie, auf ein deutsches Parlament bezogen, nur eine platte Selbstverständlichkeit enthalten würde.

Der vorgeschlagene Weg bedarf feiner besonderen Erläuterung. In das Turiner Parlament waren einzelne außerviemontesische Abaeordnete, namhafte Nationalpolitiker, eingetreten: nicht um ihre Berkunftsgebiete, sondern um die nationale Idee damit zu vertreten. Man könnte auch daran denken, daß nach dem Kriege von 1859 die provisorischen Regierungen in Toskang, Darma, Modena, der Romagna nach vorangegangenem Plebiszit, die Wahl von Abgeordneten in das Turiner Parlament anordneten, obgleich die Tugehörig= feit dieser Bebiete völkerrechtlich noch in der Luft schwebte. Ein noch weitergehendes Beispiel haben wir in der jungften Begenwart erlebt, den Unspruch der Kreter, Abgeordnete gur ariechischen Mationalversammlung zu entsenden; dieser national= politische Versuch, völkerrechtliche Schranken durch parlamen= tarische Delegation zu durchbrechen, mußte schon daran scheitern, daß der Souveran des Candesteiles, der sich auf diese Weise losreißen wollte, dem andern Cande mit Krieg drohte. Innerhalb des Deutschen Bundes würden die Aussichten für ein solches Experiment immerhin günstiger gelegen haben. Taucht doch noch in der deutschen Entwicklung wenigstens ein Nachklang dieses Mittels auf: beim Jusammentritt des Jollparlaments plante Vismark anfangs, daß die nach allgemeinem Wahlrecht zu wählenden süddeutschen Abgeordneten einfach ad hoc in den Norddeutschen Reichstag treten sollten, und zog erst nachsträglich den korrekteren und praktisch auf dasselbe hinlausenden Weg vor, daß die norddeutschen Reichstagsabgeordneten mit den süddeutschen Abgeordneten zu einer besonderen parlamenstarischen Körperschaft zusammentraten.

V.

Wie hat nun Bismarck diesen Oktrovierungsplan Cassalles, dessen entscheidende Umrisse wir kennen gelernt haben, aufsenommen? Hat er diese Entwürfe vorübergehend ernst hafter ins Auge gefaßt oder hat er nur mit diesen Möglichkeiten gespielt, etwa um den Agitator eine Weile an sich zu fesseln? Oder sind es für ihn nie mehr als Velleitäten gewesen, leichte Schaumsprizer, die an den durch die Wogen sich Bahn brechens den ehernen Koloß heransliegen, ohne seine Richtung zu versändern?

Der Korrespondent der "Breslauer Teitung", oder sagen wir gleich die Gräfin Hatzseldt und ihre Freunde, weiß das rüber ganz bestimmte Undeutungen zu geben:

"wir sind nicht im Zweisel, daß bei der großen Anzahl ländlicher, unter seudalem Einfluß stehender Arbeiter, und wenn serner das städtische Proletariat durch scheinbar arbeitsfreundliche Konzessionen gewonnen ist.... sehr leicht durch das allgemeine und direkte Wahlrecht eine ministerielle Majorität im Abgeordnetenhause "gemacht" werden könnte. Wir sagen ausdrücklich "gemacht", um einen gewissen Staatsmann an seine im Sommer 1863 und Frühzahr 1864 über diesen Punkt getane Anßerung zu erinnern, in welcher Anßerung das Wort "gemacht" mehrmals signriert."

Leise drohend erinnerte die Erbin Cassalles den Minister an wörtliche Außerungen, anscheinend sogar schriftlicher Urt

die seine Geneiatheit zu dem Experiment des Oftrovierungs= plans zu beweisen geeignet waren. Die Briefe Bismarcks an Saffalle, die eriftiert haben und einen unmittelbaren Aufschluß zu geben imstande wären, sind jedoch nicht mehr vorhanden oder weniastens nicht zugänglich. Wir muffen uns daber auf indirefte Beweisstücke beschränken.

Um wertvollsten find dafür die beiden Billetts von Saffalle an Bismard: Trümmer einer Verhandlung, deren zufällige Erhaltung einen Rückschluß auf das Ganze, das uns perloren gegangen ist, gestattet. Sie beweisen den relativen Grad von Ernsthaftigkeit dieser Pläne. Bismarck war nicht der Mann. fich nur aus theoretischem Interesse so tief einzulassen mit einem radifalen Politifer, der von Gerichten und Staatsanwälten bis zum Bochverratsprozesse hinauf gejagt war: wenn er das, was dieser zu sagen hatte, nicht der wirklichen Aberlegung für wert hielt: umsonst hätte er sich der politischen Diskretion eines Agitators nicht überlaffen, vor dem die Sittlichkeit des preußischen fortschritts sich bekreuzte. Die Briefe laffen sodann erkennen. daß nicht das deutsche, sondern das preußische Parlament, der Oftrovierungsplan, zugrunde gelegt war. Ja es läßt sich sogar herauslesen, daß über das Pringip des Vorgehens, wenigstens nach Saffalles Auffassung, schon eine Urt von Verständigung erzielt war; man war schon dazu übergegangen, gewisse Einzelfragen zu erörtern, an die man erst in einem vorgerückteren Stadium berantreten konnte. Das war einmal die Frage gesetzgeberischer Magnahmen zur Vermeidung der Wahl= enthaltuna: möglicherweise riet Cassalle zu dem Mittel des Wahlzwanges. Das zweite Bedenken Bismarcks hatte in der Befahr der "Stimmenzerbröckelung" gelegen: Caffalle beschäftigte sich vermutlich mit der Technik der Stichwahlen oder der damals häufig erörterten frage der Vertretung der Minoritäten. Bier wie dort rühmte er sich seiner "Tauberrezepte". Man stand also bereits in den Einzelheiten der Wahltechnik: Beweis genug, daß Bismard, wenn er auch das Gange noch nicht bewußt plante, mit dem Gedanken doch tatfächlich nmaina.

Und in den nächsten Wochen hatten die Eingeweihten wenigstens von der Möglichkeit der Oftrovierung vernommen. Im März 1864 schrieb Ludwig v. Gerlach, als er von einer politischen Gewissensersorschung bei dem einstigen Schüler heimkehrte, bekümmert in sein Tagebuch: "Im Innern dachte Bismarck wesentlich an Oktrovierungen", und selbst in der Sphäre der Geheimräte sickerte bald darauf schon etwas davon durch, "daß die Regierung ein neues Wahlgesetz oktrovieren wird, und daß dann Bismarck mit hilse eines gefügigen Absgeordnetenhauses die Verfassung verändern, namentlich das Budgetrecht der Candesvertretung sahmlegen werde."

Aber eben in dem Momente, als die Oläne in das Gebiet des Möglichen zu rücken schienen, begannen die Schwierigfeiten. Es aab e in Bemmnis zu überwinden, das sich womöalich selbst einem ausgesprochenen Willen Bismarcs entgegengestellt baben würde: die Entschliekung des Königs selbst. Insofern erscheint der in dem "Wanderer"-Artikel mitgeteilte Einwand Bismarcks gegenüber Caffalle als durchaus glaubhaft: "Der König sieht sich gebunden und wird nie seine Sustimmung gu einem offenen Verfassungsbruch geben." Der Pring-Regent batte 1858 die Verfassung als ein Ganzes beschworen und feierlich gelobt, im Gegensatz zu der Praxis der vorigen Regierung, sie zu halten und nicht zu bengen: und er war der Mann, ein fürstliches Wort gewissenhaft zu halten. Er hatte sich allerdings jene Rechtsdeduktion Bismarcks zueigen gemacht, die durch Interpretation der Verfassung ein Notrecht des Staates behauptete, Ausgaben und Einnahmen zu verfügen, auch im falle, daß es nicht durch Mitwirkung der gesetzlich berufenen faktoren zu einem Budgetgeset käme. Aber ob er weiter zu treiben war, auf die schiefe Ebene des Oktrovierungsplanes, das war doch die frage.

Ein anderes, unmittelbar wirkendes Hindernis trat in demselben Moment dazwischen, als die Besprechungen Lassalles mit Bismard auf den Höhepunkt gestiegen waren: das war der Krieg um Schleswig-Holstein. Schon seine beiden Billetts, eben aus den Tagen des Ultimatums an Dänemark stammend, scheinen vergeblich zu drängen. Es ist ohne weiteres klar, daß Bismard, wenn er damals das deutsche Parlament gewollt hätte, diese gegen Österreich gerichtete Wasse zunächst so lange zurückstellen mußte, wie er mit Österreich zusammen,

aeaen den Willen der Mation und des Bundes, den schleswigholsteinischen Krieg führte: das galt auch von dem Plan eines preußischen Parlaments, wenigstens insofern es am letten Ende — nach Caffalles Entwurf — auf moralische Eroberung in Deutschland angelegt war. Die Oftrovierung selbst aber, mit allen schweren Erschütterungen des Rechtszustandes, die ihr gefolgt wären, war während eines Krieges ein Ding der Unmöalichkeit. Während des Krieges also mußte Caffalle abwarten, mit steigender Unruhe, aber in ungebrochener Zuversicht; seine intimen Freunde wußten, was für ihn an dem Ausgange des Krieges bing1). Seine ganze Agitation wurde in dem letten balben Jahre seines Lebens auf diese Möglichkeit angelegt. Als er Mitte Februar 1864 den "Baftigt-Schulze von Delitsch" vollendete, übersandte er nicht nur Bismarck ein Exemplar, sondern bat ihn, auch dem König persönlich (!) Mitteilungen daraus zu machen. In dem Schlußwort hieß es bier: "Schon gudt in den Banden der Blitz des direften und allgemeinen Wahlrechts! Unf diesem oder jenem Wege, bald fährt er zischend hernieder." Diese Alternative mag man auf den Weg der Reform o der der Revolution deuten, aber auch auf die Einführung in Preuken oder in Deutschland. Wenige Wochen später, am 12. März 1864. drängte er in dem Hochverratsprozesse schon lebhafter, in der Rede, deren oben gedacht ift, und prophezeite, daß fein Jahr vergehen werde und Bismarck habe die Rolle Robert Deels gespielt und oktroviert. Im Mai 1864 suchte er in der Rous= dorfer Rede den Empfang der Weberdeputation durch den König, in dessen Vorgeschichte er ebenso wie Bismarck seine Bände hatte, fast als ein Vorspiel zur Oftrovierung auszubeuten. Seine lette Hoffnung blieb, die Unnerion von Schles= wig-Holstein in den Kreis dieser Berechnungen einzubeziehen

¹⁾ Oberst Rüstow schreibt am 25. September 1865 an J. Ph. Beder (Die neue Zeit 6, 564): "Mit dem Eintritt der Kriss in der Schleswigs Holsteinischen Frage sah er dies selber ein — mit einem Male schwand seine "Notwendigkeit" Diese Notwendigkeit war schließlich keine andere als die, daß Bismarck aus Zorn über die hortschrittler das allgemeine Stimmsrecht oktropieren werde, was dann als ein eklatanter augenblicklicher Sieg des Arbeitervereins auszuschreien und auszubeuten war."

und endlich damit das allgemeine Wahlrecht flott zu machen: vor der Verwirklichung dieses Planes schied er aus dem Ceben.

Alber auch nach Cassalles Tode blieb der Plan in den regierenden Kreisen Preußens lebendig, und er kam wieder zum Vorschein, als die bisherige Eintracht mit Osterreich in der schleswig-holsteinischen Frage einer ernsten Spannung zwischen den beiden Mächten Plat machte.

VI.

Als Österreich im frühjahr 1865 den Untrag auf Einberufung der schleswig-holsteinischen Candstände stellte, um durch sie die Einsetzung des Bergogs von Augustenburg vollgieben zu lassen und die preußische Erwerbung zu verhindern, fonnte Bismarck, so fehr er auch den Vorschlag Österreichs zu durchkreuzen entschlossen war, sich doch nicht völlig ablehnend verhalten. Aber er kannte Mittel, ihn unschädlich zu machen. Er stimmte dem Vorschlage am 17. April zwar prinzipiell zu, warf aber die Frage auf, ob die schleswigsbolsteinischen Land= stände nach dem Wahlaesetze von 1854 oder nach dem (demofratischeren!) von 1848 einzuberufen seien: Preuken würde für das eine Mal den letzteren Weg vorziehen. Als aber die Österreicher, den Bieb parierend, auch dafür zu haben waren, ging er noch einen Schritt weiter und stellte gur Erwägung: "ob man den Provinzialständen anstatt des Gesetzes von 1848 nicht lieber Wahlen nach allgemeinem und direktem Stimmrecht vorschlagen solle". Dieser neue Wunsch mochte einmal eine schlaue captatio benevolentiae gegenüber der plebiszitären Staatspraris Napoleons sein, vor allem aber war er als eine nene, und zwar unangenehme Abertrumpfung Ofterreichs geplant. Was man sich dabei dachte, verriet Bismarcks Beheimrat Abeken an Bernhardi: "Gsterreich hat zwar allerdings keine Pringipien, wohl aber gewisse Traditionen, von denen es nicht gern läßt. Der Bevölkerung das Selbstbestimmungsrecht einzuräumen, das ist etwas, das Ofterreich bei seiner eigenen Stellung in Ungarn, in Galizien doch nicht aut tun kann."

Aber mit solchen Hintergedanken ist die Bedeutung dieser Alktion noch nicht erschöpft. Der Plan hatte seine Konsequenzen. Man kann nicht — und ein Staatsmann wie Bismark wäre

der lette gewesen, das zu verkennen - auf einem Außenposten alles an eine prinzipielle Bedingung knüpfen, wenn man fich der Unwendung dieses Pringips in dem eigenen Bereiche arundsäklich versagen will. So bezeichnete Bernhardi sofort dem Könige von Belgien gegenüber die Unwendung des allgemeinen Stimmrechtes in Schleswig-Bolstein als einen "sehr gefährlichen précédent", und brachte sie mit angeblichen Plänen Napoleons in Verbindung, "das suffrage universel als anerkannten Grundfat in das europäische Staatsrecht einzuführen, damit es dann bei Gelegenheit auch anderwärts in Szene gesett werden kann." Und noch in seinem Geschichtswerke konnte B. v. Sybel es sich nicht versagen, den Schachzug Bismarcks als "die nochmaliae Regung eines gefährlichen Gedankens" zu fritisieren. Die Gegner des allgemeinen Wahlrechts forderten das "principiis obsta" — mit demselben politischen Instinkte, aus dem herans die preußischen Konservativen jüngst das Zugeständnis des allgemeinen Wahlrechts in Elfaß-Cothringen um der Konfequenzen willen verwarfen. die gegebenenfalls auch für Preußen daraus abgeleitet werden könnten. Bismarck aber wurde durch folde Konsequenzen bei der Uktion des frühjahrs 1865 nicht mehr geschreckt. Uls er die schwierige Unfgabe hatte, dem konservativen hannoverschen Gesandten seinen schleswig-holsteinischen Dlan mundgerecht zu machen, gestand er offen ein, daß er den Bauern die Frage vorlegen wolle, "ob sie lieber für 70 Millionen einen Bergog haben wollen, der doch im Grunde nichts weiter als höchstens ein erblicher Oberpräsident sein würde, oder ob sie die 70 Millionen verdienen und preußisch werden wollen", und argumentierte weiter: "durch das von mir aus = gedachte Wahlrecht, welches auf die Maffen berechnet ift, will ich nicht der Demokratie Vorschub leisten. Wenn ich 3. 3. bier in Orenken von meinem Gute 100 Arbeiter zur Wahlurne schicken könnte, so würden die jede andere Meinung im Dorfe totstimmen. Dies hoffe ich mit Bilfe der Gutsbesitzer in den Bergogtumern zu erreichen." Weit entfernt, durch preußische Konsegnenzen gestört zu werden, entnahm er gerade aus den prengischen Derhältniffen die entscheidenden Gründe für den vorgeschlagenen Weg, und selten bat er seinen Gedanken=

gang mit so robustem Realismus formuliert. Wie in dem letten Plane Cassalles, Unnexion und Wahlrecht zusammenzukuppeln, so klang es auch hier, nachdem der Agitator längst vom Schaupplat abgetreten war.

Ja, in eben diesen Monaten schien die Regierung den Be= danken, den sie in der äußeren Politik verwendete, von neuem auch in der inneren Politik zu erwägen. Und ein weiterer Beweis für den Ernst, mit dem Bismarck diese Entwürfe in sich bewegte, liegt wohl darin, daß er sogar seinen Mitarbeiter, den Kriegsminister v. Roon, für solche Versuche gewonnen hatte. Dieser sab sich in einer Rede am 23. März 1865 veranlaßt. diese Möglichkeiten dem preukischen Abgeordnetenhause ins Besicht zu werfen. In einer Erörterung der konstitutionellen Pringipien erkannte der Kriegsminister offen an, daß es fo aut wie unmöglich sei, die Macht der Parteiorganisation der Majorität "bei der gegenwärtigen Lage der Befetgebung" gu brechen, um dann unter allgemeiner Bewegung fortzufahren: "Ob das Gesetz nicht Mittel finden wird, um ftorend in diese Parteiorganisation einzugreifen, das wird die folge lehren. Die frage ist jedenfalls berechtigt: Soll die Regierung nach einem neuen Rezept suchen, um den Wahlen denjenigen Charafter zu geben, welcher den Interessen des Candes nach ihrer innigsten Aberzeugung mehr entspricht als der bisherige Ausdruck der Wahlen?" Dielleicht im Befühle, schon zu viel gesagt zu haben, fuhr er mit erhobener Stimme fort: "Nein, meine Berren, das hat die Regierung eben nicht gewollt und willes auch heut nicht." Nach der Darleaung der vergeblichen Ausgleichsversuche der Regierung brach er jedoch von neuem in die drohenden Worte aus: "Unter diesen Umständen stehen wir allerdings in einer sehr bedenklichen Allternative: Sie spielen le tout pour le tout, Sie ", um von einer allgemeinen Unruhe unterbrochen zu werden. Und noch einmal sich bändigend und zurücklenkend, pries er die korrekte Haltung der Regierung, die "bis zu die sem Augenblicke" zur Berftellung des verfassungsmäßigen Zustandes bereit sei, wofern nur das Abgeordnetenhaus die Hand dazu biete: "Wenn Sie das verschmähen, so steht allerdings die frage auf einem gang anderen Boden. Es handelt sich dann

nicht mehr um eine Rechtsfrage, sondern es handelt sich dann um eine Existenzfrage. Wählen Sie." Damit verließ er die Tribüne.

Nicht rasche Worte waren dem beißblütigen Minister jäh entschlüpft. Mit vollem Vorbedacht hatte er dreimal gedrobt. ohne den Inhalt der Drobung bestimmt zu bezeichnen. Bedrobten beariffen daber aar nicht, was die dunkeln Worte bedeuteten. So verwahrten sie sich nur pathetisch gegen einen absolutistischen Staatsstreich (Meigungen dazu, über Bismarck binmea, waren in preukischen Bof- und Militärfreisen tatfächlich vertreten) und rfigten, daß ein bloker Reffortminister im Cone eines wirklichen Ministerpräsidenten spreche — ohne daraus zu schließen, daß er es nur in genauer fühlung mit dem Ministerpräsidenten magen durfte! Das Dikante der Situation bestand vielmehr darin, daß der einst so reaktionäre Kriegsminister aar nicht mehr an Absolutismus und landtaasloses Regiment dachte, sondern dem liberalen Candtage verblümt mit der Oftrovierung des allgemeinen Wahlrechts drobte, mit einem Mittel, zu dem er sich, ohne es zu nennen, gleichwohl "aus innigster Aberzengung" bekannte, einem "neuen Rezept" - man glaubt den von Cassalle Bismarck gegenüber angewandten Ausdruck "Tauberrezept" von neuem zu hören. Und indem er sich immer wieder vorsichtig verwahrte, fagte er doch nicht mehr, als daß die Regierung auch noch "heute" oder "bis zu diesem Augenblicke" an dem geltenden Rechtszustande festhalte. Die Eingeweihten aber verstanden sofort, um was es sich handle. Eben damals glaubte die Gräfin Batfeldt die Stunde gekommen und ließ ihren Enthüllungs= pfeil in die Breslauer Zeitung abschießen. Die folge war eine beftige Diskussion zwischen Marristen und Cassalleanern über den Wert einer Oktrovierung für den Arbeiterstand. Während 3. 3. v. Schweitzer trot aller Bedenken in einer Artikelserie des "Sozialdemokrat" vom 1.—16. Juli die Cassallesche Caktik fortsette, erklärte Engels in der Brofchure "Die preußische Militärfrage und die deutsche Alrbeiterpartei" (ebenso Liebfnecht in einer Berliner Rede, die seine Ausweisung aus Dreußen zur folge hatte!) sich dagegen, und zwar aus denselben scharf erkannten Gründen, die Bismard umgekehrt zum allgemeinen Wahlrecht bekehrt hatten.

Immerhin, das gebe ich zu, bedarf es zur beweisfräftigen Interpretation von Roons Worten noch etwas mehr als diese Berechnungen von Politikern des gegnerischen Cagers. Ich denke, man kann für seine wirkliche Absicht keinen besseren

Interpreten finden als ihn selbst.

Als einige Wochen später der als politischer Tagebuchschreiber so wertvolle Theodor v. Bernhardi, der Varnhagen des Altliberalismus, zu dem Minister kam, um über die Möalichfeiten eines Staatsstreiches zu lamentieren und zugleich ihn ein wenig auszuhorchen, antwortete Roon lebhaft und dunkel: "Wer fagt Ihnen denn, daß dann ein unerträglicher Zäsarismus folgen würde? - daß nicht gerade dann die wahren Interessen des Sandes durch zweckmäßige liberale Verfügungen gefördert werden würden? Oder, daß man dann bei einer absolutistischen Regierung stehen bleiben würde? Daß dann nicht neue Oftrovierungen folgen und uns eine Verfassung geben würden, wie sie unseren wirklichen Bedürfnissen entspricht" (28. Mai 1865). Bernhardi notiert dazu bekümmert: "Das war mir sehr merkwürdia - der Plan für einen solchen fall ist also wohl fertig." Und ein Jahr später - Bismarck hatte soeben den deutschen Darlaments= antraa in die Offentlichkeit geschlendert, aber freilich konnte noch niemand sein Schicksal voraussehen — sprach der Krieasminister, indem er wiederum betonte, daß niemand den Ubsolutismus wolle, ausgenommen "40 Individuen von der äußersten Rechten", sich zu Bernhardi noch deutlicher aus: "Wenn mit der renitenten Kammer nichts zu machen ist, wird man vor der frage stehen, ob die Regierung in die Bände Liberaler gelegt und alles aufgegeben werden soll, um das bisher jahrelang im Innern gekämpft worden ift, oder ob man einen entschiedenen Entschluß fassen will' — es müsse dann in dem vorausgesetten falle ein energischer Entschluß gefaßt werden; das Wahlgesetz sei ohnehin provisorisch und stehe seinem Wesen nach in Widerspruch mit der Verfassung. Den Worten der Verfassungsurkunde zufolge müßten alle Gemeindewähler auch bei den politischen Wahlen Wähler sein" (15. Mai 1866)1). Den Sinn dieser Sätze erfaßte Bernhardi völlig zu=

¹⁾ Roon bezieht sich auf Urt. 70 der preußischen Verfassung: "Jeder Preuße, welcher das fünfundzwanzigste Lebensjahr vollendet hat und in

treffend, indem er notierte: "Das, "warum seit Jahren im Innern gekämpft wird", ist natürlich eine königliche Macht, die selbständig neben, wenn nicht über dem Parlament steht, die nicht in ein parlamentarisches Regiment ganz aufgehen soll. Dieses aufrecht zu erhalten, will man einen Staatsstreich nicht schenen, und der würde in der Erteilung allgemeinen Stimmsrechts nach französischem Muster bestehen."

In unferm Jufammenhange ift gunächst von Wichtiakeit. daß Roon auch jett, nach der Aufrollung der deutschen Frage, noch immer ausschließlich an Dreußen deuft. Noch bedeutsamer aber ift, daß sowohl sein Weg, die Oktrovierung eines weitgebenden Wahlrechts, als auch seine staatsrechtliche Motivierung, der "provisorische"1), d. h. der nicht rechtsverbindliche, Charafter des Dreiklassenwahlgesetzes durchaus den Plänen und der Beweisführung Cassalles von 1863/64 entspricht. Je mehr dieses Argument bei der Persönlichkeit des Kriegsministers überrascht, desto mehr hat man Grund zu der Unnahme, daß er es nicht aus sich selber hat, sondern von Bismarck, als Be= standteil ernsthafter Entwürfe, übernommen hatte. Intensität dieser Erwägungen spricht schließlich noch ein besonderes Argument, das zum ersten Male begegnet, wenn auch in der staatsrechtlich nicht präzisen Unsdrucksweise des Militärs: die tatfächliche Spannung zwischen dem geltenden Wahlrecht und § 70 der Verfassung, die Identifikation des Wahlrechts zum Abaeordnetenhause mit einem Gemeindewahlrecht, das infolge der Siftierung der Gemeindeordnung am 19. Juni 1852 feine einheitliche Bestimmung für die Monarchie gefunden batte.2)

der Gemeinde, in welcher er seinen Wohnsit hat, die Befähigung zu den Gemeindewahlen besitzt, ist stimmberechtigter Urwähler."

¹⁾ Dgl. v. Rönne 1, 153 über den Vorrang der Notverordnung vor dem Gesethe: "Allein eine solche Kollision kann immer nur eine vorübergehende sein, denn der Erlaß solcher Verordnungen kann nur mit provissorischer Gesetheskraft erfolgen."

²⁾ L. v. Könne, Das Staatsrecht der prensischen Monarchie, bearb. von Ph. Zorn, Bd. 1, 309, Unm. 4: "Bei der Revision der Verfassurkunde hielt man die Identisikation des Wahlrechts schon aus dem Grunde der Vereinfachung des politischen Cebens für zweckmäßig und nahm an, "daß, wer nicht einmal zum Wahlrecht in der Gemeinde befähigt sei, auch nicht zu den Candtagswahlen konkurrieren könne." Hierbei wurde aber

Das war eine formale Lücke in der Verfassung, die durch den § 115 nur provisorisch verdeckt war — ob sie die Tür sein sollte, durch die man den Weg zur Oktrovierung ohne formellen Bruch der Verfassung hatte gehen wollen?

Die überraschenden Bemerkungen Roons, die man jetzt erst in ihrer Bedeutung ermessen kann, entschädigen dafür, daß von Bismarck selbst in der Episode von 1865 greifbarere Andeutungen über seine preußischen Absichten fehlen. Er hielt vorsichtig zurück — ob der Wille des Königs bereits einen

Riegel vorgeschoben hatte?

Der Anlauf, wenn es einer gewesen, verlief rasch wieder im Sande. Die Weiterentwicklung der schleswigsholsteinischen Frage ergab keinen Anlaß, die Sache zu forcieren. Noch einmal wurden in Gastein die Aisse verklebt. Und als dann aus dem erneuten Provisorium schließlich doch der Bruch mit Österreich als unvermeidlicher Ausgang sich ergab, hat Vismarck den denkwürdigen Entschluß gefaßt, den Blitz des allgemeinen Wahlrechts "auf dem andern Wege", in einem deutschen Parlamente, niedersahren zu lassen. Seit dem 8. April 1866 war der preußische Weg definitiv verlassen.

VII.

Jedes Eindringen in die Entstehungsgeschichte des allgemeinen Wahlrechts gibt Gelegenheit, uns in die Unergründlichkeit der politischen Psyche Bismarcks zu vertiesen und die Spannung zu verstehen, die scheinbar zwischen der politischen Herkunft dieses Mannes und den von ihm aufgerusenen Kräften besteht.

In allen Wahlrechtsplänen, den preußischen wie den dentschen, die in seinem Kopfe lebten und sich kreuzten, hat der Machtpolitiker Bismark das bestimmende Wort. Es ist nicht ein von objektiven Kräften geleiteter, von Ideen und

vorausgeseht, daß die damals von den Kammern beratene und angenommene Gemeindes Ordnung zur Ausführung gelangen werde. Nachdem indes diese Erwartung nicht erfüllt, sondern diese Gemeindes Ordnung wieder aufgehoben worden ist, sehlt es an der wesentlichsten Vorausssehung des § 70 der Verfassungsurkunde, nämlich an der Basis eines gleichmäßig für Stadt und Cand und für den ganzen Staat normierten Gemeindes Wahlrechts."

Theorien bestimmter, sondern ein bewußt nach Zweden bandeln= der, ein intensiv wollender Mensch, dessen Banzbeit auch nur eine ausgesprochen voluntaristische Psychologie gerecht werden fann. Man sehe sich nur die Männer an, die ihn in dieser Frage von vornherein verstanden, die ihn beraten oder vielleicht aar beeinfluft haben und mit ihm, wenn auch in zweiter Reibe. an der Wiege des allgemeinen Stimmrechts stehen: den ertremen Konservativen Bermann Wagener, den ehemaligen Liberalen Lothar Bucher und den sozialistischen Demofraten Sassalle, Männer, die drei verschiedenen politischen Darteien entstammten, aber sich darin glichen, daß sie nicht zu den Buchstabengläubigen der Doftrin gehörten, nicht an die politischen Worte glaubten, sondern nur die politischen Realitäten saben. Sie waren spezifisch politische Köpfe mit dem Instinkt für die Macht, und darum verstand sich der Machtpolitiker Bismard mit ihnen: Cassalle wußte, was er meinte, wenn er in seiner unvernieidlichen Ausdrucksweise zu Wagener sagte, sie beide und Bismarck seien die drei flügsten Menschen in Dreuken. Bismarck hat von den Dreien, die alle keine amtliche Stellung besaken. Bucher schon 1864 in das Auswärtige Amt berufen und Wagener im April 1866, als er das demokratische Darlament anitlich als prenkische forderung aufgenommen batte, in das Staatsministerium gezogen.

Aber dieser Machtpolitiker gehört nicht zu denen, die nur einen Weg kennen und auf ihm, es koste was es wolle, durchsubrechen versuchen. Er hält sich in jedem Unternehmen mehrere Wege offen, er wechselt zwischen Möglichkeiten, die sich vielkach ineinander verschlingen und niemals bis zum letzen Ende festgelegt sind. So erscheint er auch in der Wahlsrechtsfrage als der vorsichtig Wagende, als der er sich selbst in immer neuen Bildern charakterisiert hat, als der Kletterer im Gebirge oder der Jäger im Sumpf, der keinen Schritt vorwärts tut, ohne die Tragkähigkeit des nächsten Bültens zu erproben. Unerschöpflich in Auswegen und in der schweren Kunst des Abwartens und Entschließens, verfügt der Reichsgründer über die geschmeidige Beweglichkeit, die Anpassungsfähigkeit an alle Realitäten, die offene Empfänglichkeit für das fruchtbare Teue, die er neben seiner alles niederbrechenden

Willenskraft nötig hatte. Nichts ist reizvoller, als den noch in der Entwicklung begriffenen, von produktiven Ideen und Kräften überströmenden Kämpfer der sechziger Jahre zu verfolgen, den man gerade in den Kreisen, die Bismard lieben. allzu gern hinter den unbeweglicher werdenden Staatsmann, womöglich gar hinter den kanonissierten Alten von Friedrichsruh zurudzuschieben liebt. Damals ift er, während Konservative und Liberale unter den alten feldzeichen: königlicher Abso= lutismus oder bürgerlicher Parlamentarismus, gegeneinander rüden, der wahrhaft fortschreitende Staatsmann, der die Zeichen der Zeit zu deuten und darum die Zukunft zu bestimmen weiß. So hat er, der würdige Erbe der preußischen Reformer. das fundament des Staates noch einmal tiefer in die Nation gelegt - er wäre vielleicht in Dreuken selbst dazu bereit ge= wesen, wenn ihn die höhere Aufaabe nicht auf den deutschen Schauplatz gerufen hätte. Er erinnert wohl, in jenen Besprechungen mit Cassalle, an die politischen Idealfiguren, die Disraeli in seinen Romanen "Coningsby" und "Sybil" den wirklichen König und die wirkliche Nation miteinander verbinden läßt, um das "venetianische" Perfassungsideal der Whigs, den Parlamentarismus der Motabeln und ihre Partei= und Klasseninteressen siegreich zu bekämpfen. Auch er erscheint als ein Jung-Cory, frei von jener Unbelehrbarkeit, die für das Denken und das Interesse so bequem ist, sich nicht abschließend gegen das Mene, sondern es aufsuchend, um den Gegner zu überflügeln und dem Ganzen zu dienen. So vermaa er. während die unpolitische Menge und ihre Günftlinge an den Mamen und den Außerlichkeiten der politischen Institutionen festhalten, darüber hinwegzuschreiten und neuen Wein in die alten Schläuche zu füllen. Bang gewiß ist sein Entschluß nur von harter realistischer Machtrechnung ausgelöst worden. aber es ist das Schickfal der großen Staatsmänner in der Beschichte, daß auch ihr politischer Eigennut, über das unmittelbar Bewollte hinweg, in bleibenden politischen fortschritt für die Besamtheit umschlägt.

Allerdings sind die Entwürfe, zu denen uns das Eindringen in die preußische Motivenreihe Vismarcks geführt hat, nur Entwürfe geblieben. Wir können, ohne die Akten zu kennen, nicht einmal den Grad der Wahrscheinlichkeit bestimmen, der für ihre Verwirklichung bestanden hat. Und wir müssen uns immer wieder vergegenwärtigen, daß er den deutschen Plan im entscheidenden Augenblicke doch dem preußischen vorgezogen hat.

Das eine Eraebnis aber bleibt, trok allem, mas bier im Dunkel liegt, besteben: daß in die stete Auseinandersetzung zwischen Dreußen und Deutschland, in der sich der fortgang unserer nationalstaatlichen Entwicklung vollzieht, auch der Parlamentsgedanke bis zulett hineingezogen ift. So gut wie die Cosung der deutschen Frage in dem magenden Geifte Bis= mards immer auf verschiedenen Wegen möglich blieb und nicht von vornberein auf den einen Weg binauslief, auf dem er schließlich gelandet ift - ebensosehr waren die Verfassungs= umgestaltungen, mit denen er sich trug, auf dem einen oder anderen Wege, in unmittelbarer fortbildung der prenkischen Institutionen oder durch Schaffung von neuen deutschen Institutionen zu verwirklichen. Wenn man sich einmal die fortentwicklung der deutschen Frage ohne sofortigen Bruch mit Öfterreich, etwa unter Abfindung der Habsburger für Schleswig-Holstein und vorläufiger Vermeidung des deutschen Krieges von 1866 vorstellt; oder wenn man als denkbares Ergebnis des Krieges etwa die Verwirklichung der großpreußischen Oläne nördlich des Mains ins Auge faßt — in beiden fällen stößt man auf Möglichkeiten, in deren Verlauf das allgemeine gleiche und direfte Stimmrecht in Prengen fraft königlicher Oftrovierung über das allgemeine Stimmrecht im Deutschen Reiche bätte triumphieren können.

Es ist die Frage, welches der beiden Vorgehen das gewagtere, das radikalere gewesen wäre. Wir haben heute neben der demokratischen Institution des Reichstages ein Albgeordnetenhaus von viel konservativerer Struktur. Bismarck würde also das, was heute als das "preußische Gegensgewicht" bezeichnet wird, zerstört haben, und er würde es unsbedenklich getan haben, weil er in der damaligen Situation keineswegs ein konservatives Gegengewicht vor sich sah; erst die Wahlen vom Iuli 1866 mochten ihn darüber belehren, daß auch die Ergebnisse des Dreiklassenwahlrechts wandlungsstähig waren. Insofern erscheint zunächst eine "großpreußische"

Kösung als die radikalere. Und wenn den preußischen Konsservativen von heute schon die bloße Vorstellung einen heilssamen Schrecken einjagen sollte, daß Vismarck und Roon tatsächlich die völlige Demokratisierung des preußischen Wahlsrechts erwogen haben — so mögen sie sich damit trösten, daß allein das allgemeine Wahlrecht in Deutschland, das Abersslügeltwerden der preußischen durch die deutsche Frage, sie davor bewahrt hat. Underseits haben wir heute im Deutschen Reiche das allgemeine Wahlrecht innerhalb des Einkammerssystems verwirklicht, während seine Einführung in Preußen innerhalb des Zweikammersystems, unter Beibehaltung des Herrenhauses, geschehen sein würde.

Legen wir uns die so häufig erörterte frage vor, ob der Machtpolitiker Bismarck sich nicht überhaupt getäuscht hat mit der Einführung des allgemeinen Wahlrechts, so müffen wir immer davon ausgeben, daß er hinsichtlich der Unwendbarkeit und der politischen Konsegnenzen dieses Mittels wesent= lich von preukischen Erfahrungen bestimmt war. Er glaubte. die sozialen Abhängigkeiten, auf die er spekulierte, durch die Versagung der Diäten, durch den rein ehrenamtlichen Charafter der parlamentarischen funktion noch zu schärfen, und hielt Zeit seines Cebens an diesem Standpunkt fest; in Wahrheit aber hat das Reicherwerden unseres Volkes und der Ausbau der großen Parteiorganisationen dieses Bindernis schon lange vor der Einführung der Diäten unwirksam gemacht. Wenn Bismark weiter mit der Leitung der ländlichen Massen durch den groken Besit als dem Ausgangspunkt seines Entschlusses rechnete, so wurde in diese Rechnung ein Soch gemacht durch die Einführung auch des geheimen Wahlrechts durch den konstituierenden Norddeutschen Reichstag von 1867; aber man kann nicht sagen, daß wenigstens bis heute das Ergebnis wesentlich dadurch geändert worden sei. Mit der Möglichkeit einer demokratischen Arbeiterpartei und dem Unfall eines Teils der städtischen Mandate an sie hatte Bismarck gerechnet, aber er sah weder voraus, daß diese Arbeitermassen so ftark wachsen würden, noch daß sie - nach dem Code Kassalles! — allmählich von der Internationale erobert werden mürden.

Um wenigsten aber hatte sich Bismarck auf die Möalichkeit einer großen ultramontanen Parteibildung auf der Basis des demokratischen Wahlrechts eingerichtet. Und wiederum aeben seine preukischen Erfahrungen aus den Jahren 1862-66 uns den Schlüffel zu diefer Selbsttäuschung. Denn während des Konflifts war die Baltung der katholischen fraktion eher regierungsfreundlich, den Liberalen entgegengesett, die Baltung der katholischen Massen absolut indifferent. ringen Orozentsätze der Wahlbeteiligung in der dritten Klasse der Urwähler stammen aus den katholischen Bezirken Abeinlands und Westfalens — man kann fast von einer lovalen Unbeweglichkeit des katholischen Klerus und der von ihm bestimmten Massen reden. So kam es, daß Bismard auch zu dem katholischen Klerus ein relatives Vertrauen batte. Denn er ging wiederum von Oreuken und dem preukischen Klerus aus; es ist hier ein Punkt, an dem die Unwendung des Wahlrechts auf Orenken unbedenklicher gewesen wäre. Unwendung auf Deutschland (schon 1868 warnten die Bavern!) bat die Dinge zuungunften seiner Rechnung verschoben; und wenn die Unveränderlichkeit der Einteilung der Reichstagswahlfreise das Unwachsen der Sozialdemokratie nicht mehr annähernd zum Ausdruck bringt, so ist vor allem dem Tentrum dieser Justand unserer Wahlverfassung über Bebühr zugute aekommen.

VIII

Es würde unberechtigt sein, aus den Erwägungen Bis= marks in den Jahren 1863 bis 1865 eine unmittelbare Mutanwendung auf den gegenwärtigen Stand der preukischen Wahlreform abzuleiten und etwa mit seinen Motiven von damals unmittelbar zu felde zu ziehen. In mehrfacher hin= sicht haben sich die Dinge verschoben. Die Verbindung Orenkens mit dem Deutschen Reiche, die soziale und politische Umbildung der Gesellschaft, die Erfahrungen mit dem allgemeinen Wahlrecht haben uns gang neue politische Probleme und neue politische Gefahren gezeitigt. Wenn man sieht, wie auf Grund des allgemeinen Wahlrechts im Reichstage einmal die abhängige Privatbeamtenschaft der großen Interessenorganis sationen an Boden gewinnt (der Direktoren, Generalsekretäre,

Abteilungsvorsikenden des Bundes der Candwirte, des Zentral= verbandes der Industriellen, des Hansabundes, der Gewerkschaften bis binab zu den Standesvereinigungen bestimmter Beamtengruppen), sodann auf der anderen Seite die abbängige Bureaufratie der Parteimaschinen (besonders der Darteisekretäre, Redakteure, Kassierer der Sozialdemokratie), und schlieklich eine Ungahl von Abgeordneten, deren scheinbare Unabhängigkeit durch eine ängstliche Diagonale zwischen diesen beiden Gewalten bestimmt ist, so wird man über die Wirksamfeit des "Tanberrezeptes" auch ffeptischer deuken, vielleicht bedauern, daß der Reichstag der Notabeln immer mehr durch einen Reichstag der Boffe abgelöft wird. Beobachtet man weiter, wie in England die Tories die repräsentative Idee des Darlamentarismus bereits aufzugeben beginnen und mit dem Vorschlag des Referendums, deffen Wirkung ihre vorausblidenden Köpfe an dem Schweizer Vorbild studiert haben, schon in die Sphäre der unmittelbaren Volksberrschaft bineinareifen, so mag man sich überhaupt fragen, ob die repräsentative Idee im Parlamentarismus von heute nicht schon an einem Wendepunkte angelangt ift.

Aber diese Sorgen kommen für die bevorstehende preukische Reform noch nicht in Betracht. Was man für sie aus den Bismardichen Ideen von 1863-65 lernen fann, ift einmal, daß die Institution des in Orenken geltenden Wahlrechts an sich nicht die Ehrfurcht verdient, mit der die Interessierten den Blauben daran aufrechterhalten, und zweitens, daß die politischen Institutionen überhaupt flüssige Bebilde sind, deren Elastizität und Cebenskraft nur durch rechtzeitige fortbildung erhalten wird. Beobachtet man freilich die bisherige Ungstlichfeit der Regierung und die Reformunfähigkeit der auf ihren fleinlichsten fraktionsvorteil bedachten Darteien auf der einen Seite, die immer mehr wachsende Spannung zwischen dem Charafter dieser Candesvertretung und der sozialen Struftur des Candes wie der Gesamtentwicklung des Reiches auf der anderen Seite, so wird man auch in unseren Tagen nach der überlegenen Einsicht und Willenskraft des Staatsmannes sich sehnen, der wiederum die Zeichen der Zeit zu deuten und die Sufunft, zum Wohle des Bangen, zu bestimmen weiß.

Bu Bismard und Lassalle

Ein Schlußwort.

Politische Parteien pflegen ein kurzes Gedächtnis zu besitzen. Sie wollen es nicht Wort haben, daß sie über wichtige fragen zu anderen Zeiten anders gedacht haben. Sie legen Wert darauf, und nirgends mehr als in Deutschland, immer dieselben, immer konsequent gewesen zu sein, und sie fürchten den Bistoriker, der den Gegenbeweis führt und ihnen zeigt, daß sie nicht erstarrte Detrefakte, sondern lebendige und entwicklungsfähige organische Gebilde find. 21m ungernsten hören fie es, daß die Männer, in denen sie "ihre" großen Männer mit Recht oder Unrecht erblicken, in ihrer gangen Cebensbedeutung nichts mit ihrer Parteikodifikation gemein haben, daß auch sie einst auf Alltären geopfert, die beute verödet daliegen, und Böten verbrannt haben, die sich heute wiederum der Parteianbetung er-Der Historiker hat die Pflicht, gerade die lebendigen und schöpferischen Individualitäten der Vergangenheit zu retten vor einer Unffassung, die sie in verknöcherter und lebloser Gestalt überliefern möchte. Solche Urbeit im Dienste der historischen Wahrheit ist zugleich auch politische Arbeit. Sie trägt dagu bei, die gur Erstarrung neigenden politischen Parteien in Altem zu erhalter, und damit innerlich zu beleben.

So konnte es mich nicht wundernehmen, daß mein in den Preußischen Jahrbüchern erschienener Auffat "Bismard, Caffalle und die Oftrovierung des gleichen und direften Wahlrechts in Dreußen während des Verfassungskonflikts", der in der Oresse eine sehr ausgedehnte Besprechung fand, an eingelnen Stellen auf Widerspruch, ja auf jene Emporung ftieg, die sich in ihrem Böchsten, im Parteidogma, getroffen fühlt. Auf den ersten Unblick mußte es ja vor allem die konservativen Zeitungen vor den Kopf stoßen, Bismark und Caffalle wenigstens für einige Monate mit der Frage der Oftrovierung des allgemeinen Wahlrechts in Preußen eifrig miteinander beschäftigt zu seben.

freilich, für den Geschichtskenner hat die Derbindung folder faktoren, der Autorität der Krone auf der einen und des demofratischen Wahlrechts auf der anderen Seite, keines= wegs etwas Unbegreifliches. Datiert sie doch von den Unfängen des konstitutionellen Systems in Europa. Bleich nach dem Erlak der französischen Charte von 1815 griffen die Ultraroyalisten 311 dem Gedanken des Massenwahlrechts. Während König Eud= wig XVIII. und die liberale Minorität der Kammer den Zensus von 300 frs., auf Grund dessen damals weniger als 100 000 Wähler berechnet wurden, beibehalten wollten, schlugen die Ultras für die Kantonswähler eine Berabsetung des Zensus auf 50 frs., d. h. eine Ausdehnung des Wahlrechts auf beinahe 2 Millionen, vor. Ihr führer, Graf Villèle, meinte, man muffe "möglichst tief herabsteigen", um den Einfluß der Mittel= flaffe, den er als "revolutionär in allen Staaten" anfah, zu brechen. Er rechnete — ganz ähnlich wie Bismarck 1863/64 auf das Candvolk in den Departements des Südens und Westens als sichere Bundesgenoffen und auf seine führung durch den Candadel. Mur darum wollte er — ganz ähnlich wie Bismarck 1863/64 — die demokratische Aberbietung wagen. Sehr früh hat diefer Gedankengang auch den preußischen Konservativen eingeleuchtet. Auf dem zweiten Vereinigten Candtag vom April 1848 erklärte Herr von Thadden-Trieglaff, da der Widerspruch gegen jedes neue Wahlgesetz doch aussichtslos sei, wolle er wenigstens "den Modifikationen beistimmen, die der dienenden und arbeitenden Klasse zu ihrem Recht verhelfen"; er trug sogar kein Bedenken, "besonders auch dem beizutreten, was unserer Urmee das vollste Stimmrecht gewährt." Und daß Hermann Wagener im Caufe der sechziger Jahre sich immer entschiedener zum allgemeinen Wahlrecht bekehrte, ift längst bekannt und auch von mir ausgeführt worden.

Trothdem ist es ausgerechnet das Organ der Thadden und Wagener, die Kreuzzeitung, gewesen, die in einem zornmütigen Urtikel vom 2. November 1911 die historische Richtigkeit meiner These bestritt, ja sie in Grund und Boden zu stampfen suchte: es sei eine "Schauermär", die Beweise ganz kümmerlich, gestützt auf apokryphe Teitungsartikel, die Untersuchungss

methode verschmähe auch nicht das kleinste, entferntest liegende. an Klatsch und Bintertreppengeschwätz grenzende Argument. Ich habe diesen Fornausbruch nicht sehr tragisch genommen. da er allzu ersichtlich aus politischen Wurzeln stammte — auch das einzige Gegenargument, eine in der Sozialistengesetzdebatte des Jahres 1878 abgegebene Erklärung Bismarcks. er sei auf einen so ungeheuerlichen Gedanken, das allaemeine Wahlrecht durch Oftrovierung einzuführen, in seinem Leben nicht gekommen, gehört in die Reihe der Dementis, die man nicht unter dem Gesichtspunkt der historischen Eraktheit. sondern des politischen Auteffekts werten darf. bat erwiesene Tatsachen abzulenanen gelegentlich für politisch geboten erachtet: hier aber handelte es sich nur um einen nicht einmal zur Cat gewordenen politischen Gedanken, den er erwogen, aber, als er ihn nicht mehr brauchte, wieder zurückgestellt hat, und zu dem er nach 14 Jahren, in der Epoche des Sozialistengesetzes, keinen Unlag empfand, sich zu bekennen. Die Richtiakeit meiner These - ich freue mich, daß noch neuerdinas ein konservativer Politiker, der gerade in Wahlrechts= fragen kompetente Bistoriker Georg v. Below in freiburg, sie unumwunden anerkannt bat — bat in einem soeben bekannt gewordenen Briefe eine Bestätigung gefunden, die zugleich eine Eraänzuna darbietet.

Am 24. März 1864 schrieb Cassalle an den ihm vertrauten Sozialisten Moses Heß, die prenßische Regierung sei wieder sehr sicher geworden insolge der kriegerischen Erfolge, es sei wahrscheinlich, daß im Herbst die Fortschrittskammer von neuem einberusen werde, "was ohne die Schleswig-Holstein-Geschichte eine Un möglich keit war." "Ich weiß von guter Hand, daß die Regierung schon zur Oktrovierung des allgemeinen und direkten Wahlrechts entschloßen. Seit 6 Wochen dagegen denkt man, daß man dies nicht nötig hätte, daß man die Fortschrittlichen im Winter wieder zusammenberusen könne und diese dann hinreichend geknickt sein würden, um nachzusgeben." Die Ergänzung unserer bisherigen Kenntnisse liegt darin, daß wir jest mit chronologischer Sicherheit erfahren, wann die Käden der seit Ende Oktober 1863 schwebenden und noch

im Januar 1864 eifrig gepflogenen Verhandlung wieder zerriffen worden find. Sechs Wochen zurückgerechnet, das heifit: etwa seit dem 10. Februar 1864 batte Cassalle das Gefühl. daß der Wind umgeschlagen sei und das bisher erreichte Einverständnis ein vorläufiges Ende gefunden habe. Es war der Krieg - am 1. februar batten Preußen und Österreicher die Brenze überschritten -. der dazwischen trat. Darüber war sich Saffalle völlig im flaren: "fo hat uns der Krieg vorläufig", fuhr er in jenem Briefe an Beg fort, "wie ich gleich in den Knochen fühlte und in meiner Schleswig-Holfteinischen Resolution ausdrückte, großen Schaden getan." Auch alle anderen Alussagen bestätigen das Datum des Umschwunges. Schon am 15. Februar schrieb Caffalle, der soeben den "Bastiat-Schulze" vollendet hatte, enttäuscht, er treibe ein "métier de dupe", aber er wolle es nicht fallen lassen, solange "noch irgendein Hoffnungsflämmchen am Horizont" zu sehen sei. In den nächften Tagen fandte er seine Schrift mit dem flammenden Appell, von dem sein sanguinisches Temperament sich das Außerste versprach, an den Minister und - erhielt keine direkte Untwort, sondern nur ein Billett des Berrn v. Keudell. Vergeblich be= schwerte er sich über die form. Die Erzählung des Bergangs, wie Keudell ihn uns überliefert, findet jett erst ihre volle Erklärung. Es handelt sich nicht um einen formfehler der einen Seite, oder um eine überhebliche Empfindlichkeit (wie es bei Keudell aussieht) auf der anderen Seite. veränderte vielmehr bewuft die bisherige form des Verkehrs, er nahm das Eisen, das er mit Cassalle batte schmieden wollen, aus dem feuer, weil er ein anderes hineingeschoben hatte. So ließ er auch die perfonliche Beziehung zu Boden fallen. Alle Hoffnungen des enttäuschten Cassalle waren fortan an den sebnsüchtig erwarteten Ausgang des Krieges geknüpft. Alle seine Schritte in seinen letten Monaten, vom März bis August 1864, sind auf die eine Möglichkeit eingestellt, wie er den Minister trok des Krieges wieder vorwärts drängen könne. Das politische Element war immer das beherrschende in seiner Natur gewesen: in diesen letten Monaten war er nur Politiker, ja nur Caktiker.

8. Bennigsen und die Epochen des parlamentarischen Liberalismus in Deutschland und Preußen *Bortraa* gehalten auf bem Deutschen Sistorifertage in Strafburg, 118. Geptember 1909





as Problem des Ciberalismus liegt in Deutschland völlig anders als in den führenden Staaten Westenropas. Der Ciberalismus hat bei uns zu feiner Zeit regiert, in feiner staatlich=gesellschaft= lichen Ordnung sich völlig ausleben können,

er hat keiner Periode unserer Geschichte bleibend seinen Stempel aufgedrückt. Selbst damals nicht, als die allgemeinen sozialen und wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Doraussekungen, die ihn in Westeuropa emporgetragen hatten. auch bei uns das öffentliche Leben beberrichten. Der Grund bierzu lieat auf der Hand: als er emporfam, fand der Liberalis= mus bei uns nicht den Nationalstaat und die politischen Organe por, in die er seine Tendenzen hätte ergießen können. er mußte diesen Mationalstaat erst schaffen oder mehr, da er es nicht allein vermochte, ihn schaffen helfen. Er mußte in ein Bündnis mit einer nationalen Bewegung treten, die er mit seinem Beiste innigst durchtränfte, er war von vornherein auf die Mitwirkung des preußischen Staates angewiesen. In den Jahren 1848-1849 ift er in diesem Bemühen, sich selbst und ein neues deutsches Reich mit denselben Waffen durchzusetzen, zum ersten Male gescheitert. 2115 nachber von anderen Kräften der National= staat geschaffen war, mußte der Liberalismus aus den Bänden des Siegers seinen Unteil an dem Neuen entgegennehmen und sich die Grenze seiner Mitwirkung bestimmen lassen: nur mit gebrochenem Lichte, in manniafacher Abwandlung und trok alledem bedeutsam nachwirkend, konnte sein Beift in das neue Reich einziehen.

Nicht von der ersten Periode, dem ideenbildenden und vorbereitenden Liberalismus, gedenke ich zu sprechen, dessen Wollen hin und her schwankt zwischen der engen Wirkslichkeit kleinstaatlicher Candtagsstuben und den glänzenden Träumen eines künftigen großen Nationalstaates; der auf das tiefste erfüllt ist von dem heißen Einheitsdrange unserer Nation und zugleich getragen von jenen fremden Auffassungen über Staat, Gesellschaft und Individuum, die in Westeuropa erwachsen waren; der hinüberführt von dem klassischen Teitalter deutscher Dichter und Denker zu dem modernen

industriell-kapitalistischen Deutschland der Gegenwart, wie noch jüngst Joseph Bansen in seinem Buche über Mevissen

an einem vorbildlichen Typus uns gezeigt hat.

Ich wende mich zu der zweiten Generation, die den Mationalstaat nicht nur herbeisehnte, sondern auch erlebte, die in das von Bismarck geschaffene Reich in parlamentarischer Tätigkeit ein gewisses Maß ihrer Aberzeugungen überzuführen unternahm und eine Brücke von den Staats= und Besellschaftsidealen, von denen sie herkam, zu dem historischen Staate, der das Reich schuf, zn schlagen versuchte. Es sind die Erben der Erbkaiserlichen in Nationalverein und National-Mitten in diese zweite Generation stelle ich liberalismus. als typischen Vertreter einen Mann, der sie nicht unbedinat beherrscht — in dem Sinne Emersons hat sie vielleicht keinen representative man aufzuweisen -, der aber, nach der Tiefe seiner Aberzengungen und fähigkeiten, nach dem Umfange seines Wirkens und der charafteristischen Abwandlung seiner Eigenart, kurzum nach feiner gangen Derfonlichkeit, diefe Stellung mehr als jeder andere verdient: Rudolf von Bennigsen. 1)

Parteigeschichtliche Stoffe des letten Menschenalters waren allzulange ausschließlich parteipolitischer Behandlung vorbehalten. Aber der Bistoriker hat die Pflicht, was ihm aus dem bunten und reichen flusse jünaster Vergangenheit zu= wächst und seinem Erkenntnisstreben zugänglich wird, auch mit seinen Mitteln und Zielen zu erfassen, in der getrosten Zuversicht, daß ihm gleichzeitig ein höheres Maß innerer freiheit und Unbefangenheit damit zuwachse; daß er wagen darf, was die Parteien selbst nicht tun wollen oder können. Wohl sind auch die Parteien mit dem Bilde ihrer Vergangenheit beschäftigt, konservieren es achtungsvoll oder halten es durch fleißige Übermalung frisch; aber da sie allem ihre historische Kontinuität aläubiaen Unbängern beweisen wollen, scheuen sie nichts mehr als den Begriff der Entwicklung und das Zugeständnis des Relativen: sie lieben. statt der historischen, nur die dogmatische Betrachtung ihrer Vergangenheit und stellen neben ihre Parteikatechismen auch

¹⁾ Bergl. meine zweibändige Biographie: Rudolf von Bennigsen. Ein deutscher liberaler Politifer. Stuttgart, Deutsche Verlagsanftalt 1910.

Darteikirchengeschichten und sheiligenlegenden, mit allem Zubehör politischer Orthodoxie, Kekern und Zeugen der Wahrbeit: alle aber wollen sie unveränderlich erscheinen, obgleich sie sich immerfort wandeln, und unfehlbar, obaleich sie immer wieder irren, und täuschen halb unbewuft sich und den Ibrigen vor, dakfie das Bange feien, mährend fie nur Teile eines Körpers sind, denen man mit Bismarck das Wort Koriolans gurufen möchte: Get vou home, vou fragments! Um so eher darf der Bistoriker auf das Meer dieser Relativitäten binausfahren. wenn er sich nur bewuft bleibt, daß er nicht der forderung des Tages zu dienen hat — auch ich will mich ihrer streng ent= halten —, sondern nur zu begreifen, wie es seines Umtes ist.

Mitten zwischen der ideologischen und der praktisch= parlamentarischen Periode des deutschen Liberalismus steht die Zeit des Nationalvereins, in allem, in den Dersonen. in den Mitteln und Zielen, eine Abergangsepoche. Auch das Orogramm des Mationalvereins: preukische Begemonie und deutsches Parlament, rechnet, wie das der Erbkaiserlichen, von vornherein mit dem preußischen Staat: nur im Bundnis mit dieser Macht völlig anderen Wesens und Ursprungs emporzukommen, ist immer wieder das Schicksal des deutschen Liberalismus gewesen. Auch im Frankfurter Parlament waren die Erbkaiserlichen, wie Lenz einmal gezeigt hat, keines= wegs die Doktrinäre in der deutschen Frage gewesen, obgleich fie aus ihrer professoralen oder juriftischen Vorbildung genna privaten Doktringrismus in ihre Beschäftigung mit der Politik übernahmen. Der eigentliche Doktringrismus lebte in den republikanischen Träumen der Linken und in den direktorialen Verlegenheitsplänen der Großdeutschen sie selbst aber waren Opportunisten, die mit dem historisch Ge= gebenen und mit dem politisch Möglichen rechneten. freilich war ihr Plan nur lebensfähig, wenn die Woge ihn trug und der preußische Staat mitging; wenn er sich ihnen versagte, wie friedrich Wilhelm IV. im April 1849 es tat, war alles nur eine Seifenblase, die in der blauen Suft verflatterte. doch noch mehr: ein Phaetonsturg, der aus dem Gedächtnis der Menschen nicht wieder schwand, sondern unendliche Sebusucht binterließ.

Mit besserer Aussicht aber auf Erfola nahm im Berbst 1859 der Nationalverein die Frankfurter Politik wieder auf. seitdem in Dreußen mit der neuen Ura und ihrem Programm der moralischen Eroberungen ein anderer Wind wehte. Don feiner Bearundung an war er nichts als eine deutsche Rudwirkung auf die in Dreuken entfachten Boffnungen; in dieser Erwartung und mit leifer fühlung nach Berlin trat der Liberalismus in seine neue Epoche ein. Um 12. September 1859 schrieb v. Unruh an Bismard: "Wie auch bei mir und meinen freunden die nationale frage gang im Vordergrunde steht, jeden Bintergedanken ausschlieft. können Sie daraus entnehmen, daß wir, auch Berr v. Bennigsen. uns aufrichtig freuen werden, wenn Ihre Ernennung gum Minister des Auswärtigen erfolgte. Preußen bedarf jett mehr als je einer flaren, festen und fühnen Politif. Die fühnste ist die verhältnismäßig gefahrloseste." Also selbst dem reaktionären Junker wollte man sich anvertrauen, weil er eine starke Band hatte, weil man ihm zutraute, er möchte ein deutscher Cavour werden. Aber man wollte, durch das Scheitern der Erbkaiserlichen belehrt, ihrem Beispiel nicht ohne weiteres folgen. Dor allem ließ man den allzu doftrinär gefärbten Unitarismus fallen und ersetzte ihn durch ein bundesstaatliches Ideal; der Kührer der hannoverschen Liberalen hätte ohne eine solche Umbildung des früheren Endzieles niemals an die Spike der Agitation treten können. Anders als die Erbkaiserlichen, die Offiziere ohne Soldaten gewesen waren, wollten die Bennigsen und Schulze-Delitisch eine ftarke Nationalpartei gründen und nach dem Vorbild der italienischen Società nazionale die breiten Massen organisieren: man war überhaupt ein Stück nach links gerückt, der taktische Tweck der National= politif hatte die alten Parteigruppen der Konstitutionellen und Demokraten in sich vereinigt; nicht auf gut Blück wieder, wie die Bothaer, wollte man eine Kaiferfrone in Berlin anbieten, sondern nur auf Bedingungen bin, auf ein freiheitliches Programm, es wagen. Einheit und freiheit, so lautete das Losungswort, sollten zusammen für die Deutschen erkämpft werden; mit dieser von vornherein doppelpoligen Taktik wollte man auf die fleinen fürften druden, den Broken aber loden

und fortreißen und die Massen in hinreißender Propaganda unter einem unwiderstehlichen Schlachtruf sammeln. So ging man vorwärts im Bunde mit einer Bewegung, die auch wirtschaftliche Befreiung und wirtschaftliche Einheit auf ihre fahnen geschrieben hatte und auf den volkswirtschaftlichen Kongressen, in zahlreichen lauten festen das wachsende Selbstgefühl eines aufstrebenden Bürgertums verkörperte.

Niemals floß der Strom einer nationalen und freiheitslichen Bewegung breiter. Mit ihm ging eine junge fürstengeneration: der Koburger, der Badener, der preußische Kronprinz; mit ihm gingen Politifer und Enthusiasten, die nach der Enttäuschung von 1848 wieder das Haupt erhoben, von dem Utopischen und Ziellosen hinweggerichtet auf das Mögliche; mit ihm ging mancher kleine Mann, der in diesem Anteil an den Geschicken der Nation sein höheres Selbst wiedersand. Kein anderer als der niedersächsische Dichter Wilhelm Raabe hat in seinem kaum gelesenen Roman "Gutmanns Reisen", der auf der Koburger Tagung des Nationalvereins im Jahre 1860 spielt, diese Mischung von politischem Wollen und lauter Schwärmerei mit wundervollem Humor darsgestellt.

Und in einem anderen Niedersachsen, in dem Präsi= denten des Nationalvereins von 1859 bis 1867, dem Hannoveraner Audolf v. Benniasen, sind die vielfachen Bestand= teile diefer Bewegung am besten zusammenzufassen, die Verbindung des Realpolitischen, des Agitatorischen, das die Maffen aufwühlte, und des Diplomatischen, das die fühlung mit Preußen suchte. Der Sohn einer erklusiven mittel= staatlichen Junkerkaste, Abkömmling eines alten Beschlechtes, das schon im 13. Jahrhundert den Namen der Scholle trug, auf der es im Bergen altwelfischer Cande faß, und zugleich ein Idealist des deutschen liberalen Nationalstaats der Zufunft: so trat dieser bannoversche Edelmann, der schon 1848 wie Chlodwig Hohenlohe in den auswärtigen Dienst des frankfurter Parlamentsreiches hatte treten wollen, mit 35 Jahren an die Spite einer demokratischen Bewegung, die das Tiel der frankfurter wieder aufnahm. Kein Volksmann, sondern ein gemessener Bannoveraner, aber ein Politiker

von äußeren und inneren führerqualitäten, die selbst den an Beistesfraft und Willensenergie Stärkeren manchmal versagt sind. fähiakeiten des Regierens, wie die Rasse sie bervorbringt und vererbt: in der Sicherheit des Auftretens und dem Make der formen, in der Zuverlässiakeit und der Selbstbeberrichung. in der Summe seines diplomatischen Könnens, vor allem in seinem Sinne für das Erreichbare, für die Realitäten der politischen Welt. Er war ein Politiker, der zusammenzuhalten und zu vermitteln verstand und daher jahrzehntelang der Bucer des deutschen Liberalismus werden konnte: dieser aber brauchte ibn. um das deutsche Erbübel des individualisti= schen Meinens zu überwinden. Ja, dieser führer einer Kampfpartei schien mit seinem politischen Temperament manchmal allzusehr über den Dingen zu stehen und auch die Motive der Beaner zu würdigen: jener objektive bistorische Zug, der ihn über die Routine erhebt, mochte ihm die Energie des Handelns Bätte doch solche historische Neigung zuweilen schwächen. ibn in seiner Jugend beinahe zur Wissenschaft geführt; ja, noch mit 75 Jahren faß er, wie einst als junger Bursch, ein Semefter lang ju den füßen der Göttinger Professoren, und noch im hohen Alter nahm er den Homer und das Neue Testament auf die Böben der Gletscherwelt mit hinauf. Allein der große schöpferische Forn des Bandelnden, der nur sich und seinen Wea sieht, war dieser vornehmen niedersächsischen Matur nicht gegeben.

Un der Spitze des Nationalvereins sollten seine fähig= feiten schließlich doch verpuffen. Denn das Nationalvereins= programm zerbrach, sobald in Dreußen seit dem Jahre 1862 der Konflift ausbrach. Sobald die Liberalen in dem preußischen Staate das Ganze ihrer konstitutionellen Überzeugungen durchzudrücken versuchten, um ihn für seinen deutschen Beruf reif zu machen, trat ihnen dieses altpreußische Staatswesen, in Bismard verkörpert, in seiner schroffften und ursprünglichsten Urt entgegen; aus dem Scheinkonstitutionalismus wurde ein verfassungswidriges Regiment und zuletzt ein unseliges Terwürfnis, dessen Spuren so schwer wieder zu verwischen sein sollten. Un der Stelle aber, an der man einen deutschen Cavour sich erträumt batte, schien ein preußischer

Polignac sein Wesen zu treiben. Und so fühlten, schwerer noch als die Prenßen selbst, die Nationalen dranßen in Deutschsland sich getroffen, alle, die an Prenßens moralische Eroberunsgen geglaubt hatten und nun den Boden verwüstet sahen, den sie so hingebend bestellten. Sie gerieten in immer unshaltbarere Situationen und trieben in eine Politik, die der Tendenz ihrer Gründung völlig widersprach; aus den entstänschten Patrioten wurden die bittersten keinde Bismarcks, der ebenso gewaltsam zurückschoß. Nie erscheint sein Werkgrößer, als wenn man es in diesen Jahren mit den Augen derzenigen ansieht, die das Reich herbeisehnten, aber den einzigen, der es bringen konnte, um jeden Preis stürzen wollten.

Auf das höchste stieg die innere Zersetung der Libe= ralen und der Nationalpartei, als Bismark, auf dem Boden des Konflifts oder vielmehr hinter der Kulisse des Konflifts, seine große auswärtige Politif begann. Wie wurden die prenkischen Liberalen in ihrem Bestande erschüttert, als der Vielgehafte den Staat nach Düppel führte und Schleswig-Bolftein gewann! für Bennigsen freilich wie für viele andere schlossen die verschiedenen in dem Einzelfalle Schleswig-Bolftein möglichen Cofungen - prengische Unnerion oder Errichtung eines in seiner Souveranität mehr oder weniger beschränkten Bundesstaates - zugleich für gang Deutschland die prinzipielle Entscheidung über die künftige Staatsform -Grokpreuken, unitarisches Reich oder konstitutioneller Bundes= staat — in vorbildlicher Weise in sich. So sah sich der Unhänger des konstitutionellen Bundesstaats noch tiefer die Opposition hineingetrieben. Jeder Schritt Bismarcks machte die Politif des Nationalvereins innerlich unmöglicher. Nachdem man lange den Sturz des Ministers als die einzige Rettung verkündet hatte, sah auch Bennigsen sich Unfang 1866 zu der Allternative gedrängt: wir muffen ihn mit Entschiedenheit unterstützen oder befämpfen.

Da warf Bismark, kurz vor dem Ausbruch des Deutschen Krieges, die alte forderung der Liberalen: Parlament und allgemeines Stimmrecht, in die Wagschale; was eine Kriegserklärung gegen Ofterreich war, sollte zugleich ein Spreng-

mittel für die erschütterten Reiben der Opposition sein. Wie gern hätte er den Bürgerfrieg mit dem feurigen Chorus einer nationalen Bewegung durchgefochten! Aber dieser Plan, in einer Begegnung zwischen Bismard und Bennigsen im Mai 1866 besprochen, mußte miklingen. Eine von Ideen sich nährende politische Partei konnte - ohne völliges Einlenken Bismarcks in der inneren Politik — nimmermehr wagen, was das verschlagene Spiel eines Einzelnen auf sich nahm: die Mittelstaatler aber, Benniasen voran, durften nichts als Meutralität versprechen. Als vollends Bismarck in der Stunde des Ausbruchs des Krieges in revolutionärem Stile Bennigsens Mitwirkung für hannover forderte, wies dieser ibn ab. feinen Augenblick darüber im Sweifel, daß ein Hannoveraner nicht so handeln konnte wie Klapka oder frühere bourbonische Minister in dem unterwühlten Italien. So besaß die doppelpolige Caftif des Mationalvereins kein Programm mehr, als statt der Revolution von unten, mit der man die kleinen Machthaber geängstigt hatte, die Revolution von oben kam.

War Bismard das Schicksal der Liberalen gewesen, solange er mit ihnen kämpfte, so wurde er es vollends, als sein Sieg ihn mit den alten Gegnern zusammenführte. Sein Sieg brachte sofort zustande, mas er im frühjahr noch vergeblich erstrebt hatte: die Spaltung der Liberalen. Zunächst in Preußen selbst. Sobald er, den Konservativen zum Trotz, das Indemnitätsgesetz einbrachte, das er schon gleich nach Königgrät, als Napoleon drobte, den Bennigfen und Miguel als deutsche Konzession versprochen hatte, trennten sich die Liberalen des prenkischen Abgeordnetenhauses. Sowohl in der fortschrittspartei als in dem linken Zentrum konnte eine große Ungahl den Konflift nicht sobald überwinden; aber aus beiden Fraktionen sonderte sich eine Gruppe ab, die auf den Boden des Meuen trat und, ob mehr aus nationalen oder aus wirtschaftlichen Motiven, vor allem aber aus realpolitischem Instinkte die Indemnität bewilligte und damit eine neue parlamentarische Ura in Orenken eröffnete. Die hier beainnende Spaltung griff sofort auf die neupreukischen und fleinstaatlichen Liberalen über. 27och schwankten die Grenzen der Fraktionen, und als Bennigsen zum konstituierenden Reichs= taa des Norddeutschen Bundes abreiste, suchten ihn gleich= zeitig Schulze-Delitich, fein alter fortschrittlicher Genosse aus dem Nationalverein, und Tweften, der führer der neuen nationalen fraktion, für sich zu gewinnen. 2lber die Bannoveraner batten im Grunde schon gewählt, wie sie wählen mußten. Kurg zuvor schrieb Bennigsen an Rochau: "Mehr kann die Nation zurzeit nicht verlangen, die doch an der beilfamen Krisis dieses Jahres ziemlich unschuldig ist und vorerst keinen begründeten Unspruch erheben kann, von der preußischen Krone und dem deutschen Richelien den Parlamentarismus und den ganzen Kompler von freiheiten in Gnaden verlieben zu erhalten." So trieb ihn seine realistische Veranlagung, als er endlich in die große Wirklichkeit eines nationalen Staatslebens binübertrat, sich in positiver Weise an dessen Ausban zu beteiligen. War doch die Stellung der hannoverischen Liberalen von vornherein unter den Opportunisten; frei von der verbitternden Erinnerung an die Konfliktszeit, saben sie ihre alten konservativen Beaner in der Proving geschlossen im Lager des welfischen Protestes, und sich selber an die Seite der Regierung gedrängt: obendrein vertraten sie eine Proving, die zwischen den sozialen und wirtschaftlichen Extremen deutschen Cebens eine Vermittlung darstellte und auch die in ihr wurzelnden Politiker auf die mittlere Linie wies.

So sollte der konstituierende Reichstag des Norddeutschen Bundes von 1867 die Spaltung der Liberalen vollenden. Während der alte fortschritt den Verfassungsentwurf Bismarcks en bloc ablehnte, weil er der liberalen Doktrin nicht genügte, beschloß die neue nationalliberale fraktion, ihn als Grundlage der Beratung anzunehmen, alle aber irgend erreichbaren Garantien für die freiheitliche Entwicklung der Nation in ihm durchzusetzen. Unter dem Zeichen dieser Taktik bildete sich im Eingang unserer neueren Parlamentszgeschichte die neue Partei, noch ohne Programm, überhaupt mehr politische Aktionspartei von vornherein als eine Programmpartei alten Stils, nur zusammengehalten durch eine programmatische Unsprache Benniasens, die den neuen Weg

bestimmte. Wohl war ihre Zusammensehung nach Berkunft und Tendenzen keineswegs einheitlich. Die Biegsamkeit der Caftif ichloß mehrere Möglichkeiten in fich. "Unfere fraktion," so schrieb Gustav freytag, der in sie eintrat, an Berzog Ernst pon Kobura am 15. März 1867, "hat ihre Rechte und ihre Sinke; die erstere besteht aus den neuannektierten Abge= ordneten (Braun, Mignel), die Linke aus den Berlinern (Tweften, Casker, Unruh); Bennigsen hält die Mitte." Das scharfe Auge Bismards aber erfaßte vom ersten Augenblid an den inneren Begensak, und ein offiziöser Urtikel der Provinzialkorrespondenz fragte schon am 7. März, "ob innerbalb dieser Fraktion die Liberalen aus den neuen Candesteilen, die größtenteils mit weit milderen Absichten in den Reichstag eingetreten seien, auf die Dauer mit den Mitgliedern aus den altpreußischen Orovinzen zusammengehen würden, die bisber der Opposition in der preußischen Kammer angehörten". So find von Unfang an alle jene faktoren sichtbar, die die Entwicklung der Nationalliberalen bestimmen: ihre aeographische Unsdehnung und Zusammensehung, ihre vorläufige Drogrammlosiakeit. die Neigung Bismarcks, einen linken flügel abzutreiben, und schließlich, wie es in dem Schlugwort freytags heißt: Bennigsen hält die Mitte.

Ulso begann die Persönlichkeit Bismarks und das Berantsteigen des neuen Reiches für lange Zeit einen gemäßigten Liberalismus von einem entschiedenen, einen realpolitischen Liberalismus von einem doftrinären zu trennen — ähnlich wie er gleichzeitig von den altpreußischen Konservativen die opportunistischen freikonservativen losrif. Mit diesen neuen Darteien vornehmlich brachte Bismard die Verfassung des Norddeutschen Bundes zustande, und seine Kompromiss verhandlungen mit Bennigsen, Unruh, fordenbed waren das erste Beispiel einer neuen Praxis, in der die Doktrin der Liberalen sich mit der Macht auseinandersette. Und da die Liberalen nationale Politik von dem preußischen Minister verlanaten, so betrieb er gerade in den fritischen Tagen die innere Politik mit der Dampfkraft der auswärtigen, um die halb Widerstrebenden an sich zu fesseln: gerade Bennigsen suchte im Mamen der Dartei Bismard in der Luremburger frage

anzuspornen, daß er mit der front gegen frankreich die Nation über die Mainlinie führe, und nur die Gefahr der Stunde, von Bismarck flug verwertet, beschwichtigte ihre konstitutionellen Bedenklichkeiten. Auch wo sie in der Derfassung ihre Wünsche durchsetzten, bestimmte Bismarck ihnen die Grenze. Bennigsen war es, der die Verantwortlichkeit des höchsten Bundesbeamten in die Verfassung brachte, fo daß Bismarck die Geschäfte des Bundes nicht mehr, wie Tellinek neuerdinas wieder nachaewiesen bat, einem in dienstlicher Abhängigkeit von ihm stehenden Beamten übertragen fonnte, sondern sie selber übernehmen mußte. Die Liberalen batten eine Mehrheit von verantwortlichen Ministern aewollt. Bismarck aber brach aus ihrem konstitutionellen Verfassungsgedanken das Kernstück beraus und schuf in fast monarchisch gearteter Umterkombination für sich die Macht, mit der zu ringen das historische Schicksal der Liberalen blieb.

Auch als die Nationalliberalen einige Monate später erst ihre Caktik programmatisch formulierten, gestalteten sie nicht ein Programm im üblichen Sinne, sondern faßten in einer längeren Denkschrift eine Summe keineswegs in sich homogener Tendenzen zusammen. Aber es war das Programm, das die nächste Tukunft hatte. Keine Partei hatte die Aufgaben des deutschen Nationalstaates so rückhaltlos erariffen: denn abgesehen von den mannigfaltigen Gruppen der gänglich Widerstrebenden, die damals noch nicht unter Windthorst sich organisiert hatten, trugen sowohl die Konservativen als auch die fortschrittler einen preußisch-partikularistischen Charafter gegenüber den Nationalliberalen, die mit dem großen Juge der Zeit zum neuen Reiche gingen. Keine Partei ferner hatte bei allem Blauben an die konstitutionellen Staatsideale zugleich prinzipiell die tiefe und den Deutschen notwendige Erkenntnis ausgesprochen, daß es im politischen Ceben nicht heißen darf: alles oder nichts, sondern daß alle politische Arbeit, zumal auf dem zerklüfteten Boden dieses werdenden Reiches, an den Ausgleich mit verwandten Kräften gebunden bleibt. Zugleich glaubt man in dem Proaramm die verschiedenen Bande seiner Urheber erkennen zu fönnen, der Altpreußen fortschrittlicher Vergangenheit, der Nationalen mehr unitarischer Richtung und schließlich der Unsehörigen der annektierten Provinzen. Alles in eigenartiger, nicht ganz lückenloser Verschmelzung; man vernimmt noch den Nachklang der liberalen Doktrin, die nur in der milderen Conart sich von der Sprache der fortschrittspartei unterschied; zugleich aber fühlt man den belebenden, realpolitischen Luftzug, der neuerdings durch die Reihen der Liberalen ging. Kräfte, mit denen Vismarck einst auf Leben und Cod gerungen hatte, und Kräfte, mit denen zusammen er das nationale Werk vollenden konnte, trasen hier zusammen: die beiden Seelen des Nationalliberalismus. Sie wohnen auch in der Brust Bennigsens, aber von vornherein ist die realspolitische die stärkere.

Unter den forderungen des Programms war eine, die verfassungsgeschichtlich bedeutsam, zugleich die nationalliberale Caftif im Abgeordnetenhause im nächsten Jahre gum Siege führte. Es war jene alte Gagernsche Idee, die friedrich Meinecke jüngst in ihrem Ursprung und in ihrer Wirksamfeit wieder entdecht bat, nämlich daß Dreußen die führung des neuen Dentschlands nur dann haben dürfe, wenn es sich in sich selber auflöse: sie war jett in dem Norddeutschen Bunde, von dem Dreußen allein vier fünftel umfaßte, mit größerem Rechte wieder aufgetaucht, von den alten Erbkaiserlichen begrußt, von dem Kurheffen friedrich Better icharf formuliert und von Benniasen in dem Umfange, in dem sie jetzt noch Sinn hatte, realpolitisch verwertet. So hieß es im national= liberalen Programm vom Juni 1867: "Wir sind entschlossen, die Bundeskompetenz zu befestigen und über alle gemeinsamen Ungelegenheiten auszudehnen. Als Tiel schwebt uns vor, daß die parlamentarischen funktionen des Staates moalichst vollständig in den Reichstag verlegt werden. Unch der preußische Candtag soll sich nach und nach mit einer Stellung begnügen, welche in keiner Weise geeignet sei, dem Unsehen und der Wirksamkeit des Reichstags Eintrag zu tun." So hat Bennigsen noch an dem Tage, als er im Oktober 1870 nach Versailles berufen war, seinen Wählern in den bremischen Marschen erklären lassen, daß er nur noch für dies eine Mal, nur für den bedeutsamen Abergang, eine Wahl in den preußischen Candtag annehme; der fortschrittler Dirchow warf ihm sogar vor, er habe gleich in seiner ersten Candtagsrede geraten, das Abgeordnetenhaus aufzulösen und Provinzialshäuser an die Stelle zu setzen.

So weit zu gehen war Bennigsen allerdings doch nicht Doftrinär genug, aber einen Bruchteil wenigstens jenes alten Oroaramms, der ihm als Hannoveraner besonders am Berzen lag, vermochte er Unfang 1868 zu verwirklichen. Auf seinen Untrag hatte der hannoversche Provinziallandtag die Regierung um Aussonderung eines Teiles des Staatsvermögens jur Begründung einer ausgedehnten provinziellen Selbstverwaltung ersucht, und zunächst im Interesse der Versöhnung der Proving hatten König und Ministerpräsident die Erfüllung des Wunsches znaesaat. Bismarck batte sich selbst von der Motwendiakeit einer gewissen Dezentralisation überzeugt. aber nur mit Mübe im Staatsministerium einen Gesekentwurf durchaesett, der das allgemeine Prinzip provinzieller Dotationen aussprach und als erstes Beispiel der Proving Bannover eine Jahresrente von 500000 Talern überwies. Ein denkwürdiger Vorgang, daß der preußische Staat in dem erften Jahre nach den Unnexionen einen Unlauf zur Dezentrali= sation nahm, der wenigstens in der Richtung der Gagernschen Idee lag; diefer Unlauf vollzog sich zunächst noch gang in der Sphäre der Verwaltung und griff nicht in die Sphäre der Besamtpolitik hinüber, aber er schränkte doch die Befugnisse der Zentralinstanz sowohl im Ministerium wie im Candtag in etwas ein, und in den verfassungsgeschichtlich höchst interessanten Jahren des Provisoriums von 1867 bis 1870 schienen viele Möglichkeiten denkbar. Selbst Schäffle, der mit einem gut württembergischen Mißtrauen zum Sollparlament nach Berlin kam, wußte nach seiner Rudkehr davon zu erzählen, wie Bismard an der Auflösung des preußischen Staates arbeite. Die altpreußischen Konservativen aber erhoben sich alsbald jur Gegenwehr; sie waren längst erbittert über Indemnis tät und allgemeines Wahlrecht, sie fühlten sich ausgeschaltet bei den nationalliberalen Kompromissen und fragten sich, ob das die frucht der preußischen Siege sein solle, daß man um Deutschlands willen den Liberalen immer von neuem Kon-

zeffionen mache. Ihr Selbstgefühl bäumte sich dagegen auf, daß das Schwergewicht aus dem preußischen in den deutschen Körper verleat werden solle. So saben sie in dem Entwurf über den hannoverschen Provinzialfonds nicht eine verwaltungstechnische, sondern eine allgemeinpolitische Ungelegenheit, einen gefährlichen Unsatz zur Umbildung des Staates und beschloffen die Entscheidung darüber gur erften Kraftprobe gegen den Junker zu machen, der aus ihren Reihen stammte und sich nun doch dem teutonischen Teufel verschrieben batte. Sie verlangten von Bismark Garantien für die Zufunft; als er sie versagte, verweigerten sie ibm die Beeres= folge, sie suchten ibn, wie er grimmig schalt, zum Eintritt in ibre Fraktion zu zwingen: sie bätten ihn gestürzt, wenn sie gekonnt hätten. Dieser Bruch Bismarcks mit seinen alten freunden gab den Nationalliberalen unter Bennigfens führung die Gelegenheit, mit geringer Majorität wenigstens den hannoverschen Kern der Vorlage zu retten und zum erstenmal in Dreußen in die von den Konservativen verscherzte Position einzurücken - das erste Vorspiel der parteipolitis schen Konstellation von 1871 bis 1877.

So konnten die Nationalliberalen schon seit 1868 sich führend an der Gesetgebung beteiligen, die auf allen Gebieten wirtschaftlichen Cebens die Schranken des Polizeistaates und überlebter Wirtschaftsformen niederrik, und, wenn sie auch in einzelnen Dingen über das Tiel hinausschoff, damals eine nationalstaatliche wie volkswirtschaftliche Notwendigkeit war. Wenn allerdings die Liberalen Bismarck immer stürmischer drängten, diesen Nationalstaat auch über Süddeutschland auszudehnen, so begann er sich ihnen immer nervöser zu versagen, denn er wollte sich die letzte Entscheidung nicht aus der Band nehmen laffen. Wie im Jahre 1866 mußten die Liberalen zur Seite stehen, als Bismarcks Diplomatie und die Waffen des Beeres in den Jahren 1870 und 1871 das neue Reich voll-Bismarck konnte die patriotischen Bemühungen endeten. Benniasens und Caskers in Süddeutschland nur so lange gebrauchen, wie sie als unitarische Treiber ihm dienen mochten, den Bayernkönig in sein Netz zu jagen; und er hat noch im November 1870, als das Werk zu guter Lett stockte, auch Bennig-

sen und seine Presse mobil zu machen gesucht: sowie allerdings die Liberalen, unter Verzicht auf jede Urt von unitarischem Doftrinarismus, mit einem eigenen baverischen Programm einen Mittelweg zu finden suchten, schalt er, daß sie seine Kreise ftörten. Er aber konnte die Besamtheit der föderalistischen Kon= zessionen an Bavern um so leichteren Berzens in den Kauf nehmen, als fie indireft auch den geschlossenen Bestand Dreußens aegen weitergebende Auflösungsgelüste konservierten. Die Dezentralisation wurde zwar in der Verwaltung durch die Orovinzialordnung von 1875 auf ganz Preußen ausgedehnt, blieb aber ohne tiefergreifende politische Konsequenzen.

In dem neuen Reiche fiel Bennigsen und den National= liberalen als der führenden Partei die Aufgabe zu, zugleich den nationalen und den freiheitlichen Unsbau zu fördern: nun vollends auf die Brücke zu treten, die von den liberalen Ideen zu dem Wesen des altpreußischen Staates binüberführte, aber in Gemeinschaft mit Bismard, der von Baus aus so wenia Unlage zum parlamentarischen Minister hatte, wie einst Friedrich Wilhelm IV. zum konstitutionellen Monarchen. So begann die nationalliberale Ara in den Parlamenten von 1871 bis Das Zusammenwirken Bismarcks und der Mationalliberalen in dieser Ara ist völlig nur im Lichte ihrer gemeinschaftlichen Kampfftellung gegen das Tentrum zu begreifen. Denn diese Partei, das Komplement des kleindeutschen Libe= ralismus, ist von ihrer ersten Entstehung an — ihre Entstehung, nicht ihre Erhaltung läßt sich als historische Notwendiakeit auffassen - ein Erzeugnis unserer nationalen Geschichte. Sie ist die Reaftion der geschlagenen Großdeutschen und Katholiken gegen die kleindeutsche Lösung von 1866 und 1870. Es hat seine tieferen Bründe, daß jene konfessionelle Spaltung, die im 16. und 17. Jahrhundert unfer Volk abgrundtief zerriß, die dann im 18. Jahrhundert in dem zerfallenden alten Reiche zurückwich, nun im 19. Jahrhundert zu neuem politischen Leben erweckt ward, sobald nur die Möglichkeit eines neuen Reiches, und zwar eines kleindeutschen Reiches unter prenkischer Begemonie, in Frage kam. Denn diese Sofuna bedeutete ja für die deutschen Katholiken nicht allein

die hinausdrängung des habsburgischen Kaiserhauses und den endlichen Sieg der Schmalkaldener, sondern fügte mit der hinausdrängung der Österreicher ihrem konfessionellen Besamtkörper die schmerzlichste Wunde zu, zerschnitt ihre kulturelle Einheit und warf sie in Kleindeutschland in die Minorität. So mußten sie von vornherein - auch wer anders denft, kann das nachempfinden - die heißesten Gegner jener Cosung der deutschen frage sein, die der Nationalverein wollte und Bismark vollbrachte — bis zu dem Tage hin, an dem man in der Münchener Kammer um die Bewilliauna der Gelder für den Krieg stritt. Sie waren es um so mehr, als die gleichzeitige italienische Einigung auf Kosten ihrer ehrwürdiasten Institution erfolgte. Da hatten sie wohl das Gefühl wie der wadere Preuße August Reichensperger, daß die gange historische Welt, die ihnen teure Welt, versinke, und jede freude an dem neuen Reiche, das heraufzog, war ihnen vergällt. So trat das Tentrum mit innerer Abneigung dem neuen Reiche entgegen und wurde unter der verschlagenen führung eines anderen Bannoveraners der Sammelpunkt aller Opposition, konfessionellen, dynastischen oder partikularistischen Ursprungs. Wie flangen noch in jener Adrendebatte vom 31. März 1871, als die Frage der Intervention oder Michtintervention zugunsten des Kirchenstaates jur Debatte stand, die Schlachtrufe der Parteien gegeneinander, der Kleindentschen und der Großdeutschen! Alls wenn die historische Kontroverse zwischen Sybel und fider auf der Tribune wieder aufgelebt ware, so zogen auf der einen Seite die Männer des ebemaligen National= vereins, Bennigsen, Miquel, Schulze-Delitsch, Völk, und auf der anderen die Männer des großdeutschen Reformpereins. Windthorft, Reichensperger, Bischof Ketteler, gegeneinander gu felde, nach dem faustwort:

"als Guelfen und als Ghibellinen erneuen rasch den ew'gen Streit, fest, im ererbten Sinne wöhnlich, erweisen sie sich unversöhnlich."

Bismark aber schwieg im Sinne der Nationalliberalen.

Wie sich dann der Kampf zwischen Staat und Kirche erhob, was schuld daran und was 27otwendigkeit war, und

was schließlich Taktik auf beiden Seiten, das zu erörtern gehört nicht hierher. Genug, daß die einen glaubten, in der Nation, der das neue Reich gelungen, auch die alte Spaltung nicht wieder um sich greifen lassen zu dürfen, ja daß sie wosmöglich, wie Rachfahl in seinem Essay über Windthorst es ausdrückt, sich vermaßen, auch die katholische Kirche und den Klerus zu nationalisieren; daß man auf der anderen Seite einen Eingriff des Staates in die heiligsten Empfindungen der Minorität empfand und sich zur zähesten Gegenwehr erhob.

In diesem Kampfe aber hatte Bismark die National= liberalen mit einem unzerreißbaren Bande an fich gekettet. Der ehemalige frangösische Minister Bourgeois hat einmal gesagt: eine Regierung könne auf die Daner nicht gegen etwas regieren, sie musse auch für etwas regieren. Nichts gewiffer, als daß auch Bismard in jedem Stadinm ein positives Programm verfolgt hat; aber nie war ihm wohler, als wenn er es durchfechten konnte in einer Kampfstellung gegen ein anderes Programm, gegen eine andere Partei, vor allem, um die Seinigen, den König, die Mitarbeiter, die parlamentaris schen Belfer durch den Kampf fest zusammenzuschmieden. So wurde die gemeinschaftliche Durchführung des Kultur= fampfes — ich sehe darin natürlich kein primäres Motiv, sondern nur eine von Bismarck bewußt verwertete taktische Konsegueng - auf die Dauer auch das Mittel zur politischen Einschulung der in den beiden Parlamenten allmäch= tigen Liberalen. Denn in Deutschland wie in Preußen batte er mit ihnen sich auseinanderzusetzen, und jene Bemmung von beute, die in der ungleichartigen Jusammensetzung des Reichstages und des Candtages liegt, war noch nicht vorhanden. Man hat neuerdings die Frage anfgeworfen, ob es nicht von vornherein ein arcanum imperii Bismarcks gewesen wäre, bald mit dem preußischen, bald mit dem deutschen Pferde ju fahren. In den ersten Jahren nach der Gründung des Reiches hatte die Ausnutung solcher Möglichkeiten wenig praktische Bedeutung, weil die jedesmal fast gleichzeitigen Reichstags und Abgeordnetenbauswahlen von 1871, 1873/74, 1877 trotz des verschiedenen Wahlrechts im wesentlichen an einem aleichen Ergebnis führten. So wechselte Bennigsen aus dem Dizepräsidium des Reichstags, in das er zuerst 1867 gewählt worden war, im Jahre 1874 in das Prässidium des Abgeordnetenhauses hinüber, wie sein Fraktionsgenosse Forckenbeck gleichzeitig aus dem Präsidium des Abgeordnetenhauses in das des Reichstags übertrat. Die parlamentarische Taktik hüben wie drüben lief in einem Gespann, und auch die Gesetzgebung fuhr in densselben Gleisen.

Alber die Nationalliberalen hätten nicht sie selber sein muffen, wenn nicht die beiden Seelen, die von vornherein in ihnen lebten, sich in dieser günstigen Situation wieder geregt hätten. Sie scheinen fast verkörpert gu fein, auf der einen Seite in Bennigsen, dem Idealisten des Mationalstaats, und auf der andern Seite in Lasker, dem Idealisten des Rechtsstaats; verkörpert, ohne sich auszuschließen, denn jeder hatte von den politischen Trieben des anderen genua in sich, um ihn gang zu verstehen und mit ihm zusammenzuarbeiten. So repräsentierten sie innerhalb der biegsamen Caktik der Gesamtpartei die verschiedenen Möglichkeiten und suchten die verschiedenen fühlungen: der eine mit dem Gesamtliberalismus, der andere, als der Diplomat der Partei. mit der Regierung Bismarcks. Diese niemals aufhörende Spannung aber wurde durch eine perfönliche Freundschaft überbrückt, die den hannoverschen Edelmann zu jenem heute fast vergessenen politischen Charafter hinzog, der trotz aller Schranken seines Wesens die warme und gerechte Charakteristik Schmollers verdient. Caskers Chancen stiegen, als mit den Wahlen von 1874 die Nationalliberalen so stark anwuchsen. daß sie allein mit dem fortschritt zusammen die Reichstagsmehrheit bilden konnten, und nun die Versuchung an sie berantrat, die parlamentarischen Unsprüche durchzukämpfen gegen die Bedürfniffe des hiftorisch erwachsenen preugischen Staates. Alber in dem denkwürdigen Kampfe um das Militärgesetz von 1874, in dem die fundamentalen Ordnungen dieses Staates mit einem fundamentalen Unspruch der Doftrin. dem Budgetrecht, aufeinanderstießen, war es doch nicht Lasker, der seine Politik durchsetzte, sondern Benniasen, der nach starkem Drucke Bismarcks den Militärkonflikt vermied

und in dem Septennat einen Mittelweg fand, auf dem die beiden Tendenzen sich begegnen mußten, wenn sie miteinander leben wollten. Um so ftarker regte sich seitdem Bismarcks Bestreben, den Caskerschen flügel der Nationalliberglen abzuspalten, die "fortschrittsleute innerhalb der nationalliberalen Partei", wie er sie nannte, und somit die Spaltung von 1867 reinlicher herauszuarbeiten. Jeder Konflikt in den nächsten Jahren diente ihm dazu, den Keil tiefer hineinzutreiben. Immer aber gelang es Benniafen, bis zu der Justigreform vom Dezember 1876 hin, den Bruch zu vermeiden, einen Kompromif zu finden und doch die ganze Partei gusammenzuhalten. So vollzog sich der Ausban des Reiches in diesen Jahren wohl unter ftändigem Ringen, aber auch in ftändigem Zusammenwirken des Meisters der Realpolitik mit der realpolitischen Partei des Liberalismus. Ihren führer aber hat Bismarck selbst später, als ihre Wege sich wieder getrennt hatten, in einer Reichstagsrede im Mai 1881, als den Mitfämpfer unter seinen Fraktionsgenossen bezeichnet, "dem ich wirklichen Beistand verdanke, und dem das Deutsche Reich für seine Berstellung und für seine Konsolidierung so viel schuldig ift, für seine Politik von langen Jahren her".

Diese Tusammenarbeit mußte auf ihren Höhepunkt gelangen, als feit dem Jahre 1877 die lette und entscheidende der arundlegenden Organisationen des Reiches, die Ordnung der Reichsfinangen, notwendig wurde. Ihre Durchführung mußte die Probe auf das Erempel werden. bandelte sich dabei nicht um rein finanztechnische Fragen, sondern um die höchsten wirtschaftlichen und politischen Probleme der Reichspolitif. Die Entscheidung zwischen direkten und indirekten Steuern bing zusammen mit der frage, ob man das freihandelssystem, dem die Liberalen bisher angehangen hatten, verlaffen und zu einem System des Schutes der natio= nalen Wirtschaft übergeben sollte; eine grundlegende Wendung in der Wirtschafts- und handelspolitik stand vor der Tür. Bingutam, daß die Auseinandersetung der finangiellen Begiebungen zwischen dem Reich und den Einzelstaaten auch das immer noch nicht abschließend gelöste Problem Deutschland= Dreußen anfrollte. Die böchsten Organisationsfragen, die

verfassungsgeschichtliche fortbildung des Reiches — ob mehr nach der unitarisch-parlamentarischen oder mehr nach der föderalistisch bundesstaatlichen Seite bin - mußten wieder in Bewegung kommen. Die Entscheidung aber war auf das enaste verflochten mit dem Machtbedürfnis der Siberalen und dem noch viel ftarkeren Machtbedürfnis Bismarcks. Es war flar, daß die Gesamtheit dieser Fragen diesmal nicht auf dem Wege eines Kompromisses im letten Augenblick, wie ihn bisher Bennigsen in der Regel durchzudrücken verftanden hatte, erledigt werden konnte, sondern von langer Hand porbereitet werden mußte.

Um diese Dinge hat es sich in den Verhandlungen Bis= marcks mit Bennigsen gehandelt, die im März 1877 einsetten. im Juli und Oftober wieder aufgenommen wurden und im Dezember bei dem zweiten Besuche in Varzin entschieden wurden. Mit diesen Verhandlungen trat der parlamentarische Liberalismus in eine entscheidende Krisis ein, die nicht nach ihrem Verlaufe, sondern nur nach ihren bestimmenden Momenten hier stiggiert werden mag. Eine Auffassung möchte ich dabei abweisen, die schon damals im Cager der fortschrittspartei auftauchte und später von Eugen Richter in die schärffte formulierung gebracht worden ist: die Mationalliberalen seien von vornherein die Düpierten gewesen, Bennigsen ein zweiter Benedetti, die Gesamtheit der Verhandlungen nichts als Schein, eine Kuliffe, binter der der schutzöllnerisch-reattionäre Abmarsch Bismarcks sich vollzogen habe. Richter hat diese Auffassung geschöpft aus seiner doch nur mechanischen Gesamtanschauung Bismarchscher Politik, zugleich aus seiner Beringschätzung der nationalliberalen Taktik und dann vor allem — was ja auch den Hiftorifer zu gleicher Unsicht verführen könnte - aus dem späteren Verlaufe, der feit 1878 eintrat. Trotdem halte ich diese Vermutung für unrichtig und sehe mich darin bestärft durch die wichtigen Aufzeichnungen, die uns neuerdings von einem Manne, der es wissen konnte, von Tiedemann, dem damaligen Chef der Reichskanglei, guteil geworden sind. Bismard hat keineswegs, wie es auch nie feine Urt war, von vornherein die Bahn seiner Politik fest abge= stedt und einen Rechtsabmarsch geplant, der ihm zugleich die

Einschränkung des Kulturkampfes und damit das Geständnis einer Miederlage kostete, sondern er hat ernsthaft an die Durchführung auch dieser Reformen in Gemeinschaft mit den Mationalliberalen, oder wenigstens mit dem größeren und ihm homogeneren Teile der Partei, gedacht, er hat ernsthaft die Mitarbeit Bennigsens im Reiche und in Preußen durch Kombination eines Reichsamtes und eines preußischen Ministeriums herbeizuführen gesucht. Allerdings mit dem hintergedanken, die seit kurzem wieder regierungsfähig gewordenen Deutschkonservativen in seine Kombination mit bineinaugieben und von der Gesamtheit der Nationalliberalen sich zu emanzipieren.

Im voraus mußte Bismarck erkennen, daß von zwei Seiten seinem Plane Schwierigkeiten gemacht werden könnten: von dem 80 jährigen Kaifer, der aus firchlichen und politischen Brunden eine stärkere Wendung nach rechts wollte, und von dem linken flügel der Mationalliberalen, der bei dieser Belegenheit die Gelüste parlamentarischen Mitregierens mit feiner freihändlerischen Opposition verbinden mochte. er war entschlossen, gegen rechts und links seinen Plan durchzudrücken, durch das oft erprobte Mittel des Rücktrittsgesuches beim Kaifer seinen Willen zu erreichen und zugleich die langersehnte Abspaltung des linken flügels bei dieser Belegenheit vorzunehmen. Aber von rechts und links sollte diese allzu fein berechnete Caktik gestört werden: durch den Einspruch des Kaisers, der die fortsetzung der Verhand= lungen verbot, als Bennigsen kaum Bargin verlaffen hatte, zugleich durch die Bedingungen, die Bennigsen, um seine Partei zusammenzuhalten und sich selber einen Rückhalt zu sichern, für seinen Eintritt in das Ministerium gestellt hatte. Auch der linke freihändlerische flügel hatte die Gefahr erkannt: er hatte Bennigsen mit parlamentarischen forderungen überlastet, ihn mit gebundener Marschroute nach Varzin entfandt. Später hat sich fordenbed fogar gerühmt: nur um die Berhandlungen gum Scheitern zu bringen, habe er den Bogen damals überspannt.

Auf diese Weise scheiterte, wenngleich Bennigsen sich noch längere Zeit gutraute, die Brücke schlagen gu können,

die Zusammenarbeit zwischen dem parlamentarischen Liberalismus und der Staatsaewalt des neuen Reiches, nicht so sehr an dem Willen Bismards und Benniafens, die beide Realpolitiker genug waren, um sich zu finden, als an den politischen Mächten, von denen sie herkamen, deren Einfluß sie folgen wollten oder mußten. Sobald sie sich aber getrennt hatten, da schien jedem von beiden das Wollen des anderen durch eine Welt von dem eigenen Staatsideale getrennt. Da hatte der eine den Eindruck, als ob der Reichskangler die eigene Partei hätte gouvernementalisieren wollen, der andere aber gedachte noch in seinen Memoiren mit einem Unwillen, der doch auch wieder den Ernst seiner damaligen Absichten spiegelt, jenes Versuches einer fraktion von 1877, seine Regierung parlamentarisieren zu wollen.

Man weiß, daß der Abbruch der Verhandlungen erft im februar 1878 erfolgte, fast in derfelben Stunde, da auf den intransigenten ein versöhnlicher Papst folgte, da zum erstenmal die Möglichkeit auftauchte, den Kulturkampf abzubrechen und damit die parlamentarische Unentbehrlichkeit der Nationalliberalen zu erschüttern. Don jetzt an konnte wenigstens Bismarck ein zweites Gifen ins feuer legen. Schon das erste Sozialistengeset, mit der sicheren Erwartung der Ablehnung übereilt eingebracht, sollte ihm nur dazu dienen. das Sündenkonto der Nationalliberalen zu stärken. Aber erst das zweite Attentat gab ihm die Gelegenheit, mit demagogischer Meisterschaft die Nationalliberalen aus ihrer parlamentarischen Machtstellung hinauszuwerfen; die Terstörung des linken flügels, der die Verhandlungen mit Bennigfen jum Scheitern gebracht hatte, war das Hauptziel der Reichstagsauflösung, wie auch sein Generalstabsplan für die Wablen (im 1. Bande des Bismarck-Jahrbuchs) beweist. Die National= liberalen kehrten nur geschwächt zurück und konnten in dieser Situation nicht anders als das Sozialistengesetz annehmen. Noch einmal betrat Bennigsen die Brücke der Kompromißpolitik und setzte gegen Casker in selbständiger Verhandlung mit Bismard den Abschluß durch. Seinem Geschick gelang es, sowohl die jett schon drohende Spaltung der Nationalliberalen als auch den Bruch mit Bismard zu verbindern. So wurde das

Sozialistengeset der lette Kompromik, ein Nachklana der nationalliberalen Ara. Weit genug hatten die Tiberalen ihre freiheitlichen Ideale aufgeben muffen, um noch einmal mit Bismarck, dem die Gunft der Stunde eine unveraleichliche Aberlegenheit gegeben, zusammengehen zu können. aber im Jahre 1879 die erschütterte und geschwächte Partei vor die Finanggesetgebung gestellt wurde, da brach, angesichts des Zolltarifs, die wirtschaftliche Einheitlichkeit, die seit 1867 das Komplement ihrer politischen Wirksamkeit gewesen war. bilflos auseinander. Benniasen selber war, wie sein großer Begenspieler Windthorst, ursprünglich freihandler gewesen, aber weit entfernt, sich gegen die Bedürfnisse einer nenen Lage zu verschließen; bis zum letten Augenblick hoffte er die gange Partei für einen mäßigen Schutgolltarif zu gewinnen: da versagte sich ihm die freihändlerische Linke vollständia. Er konnte Bismarck die zu einer Majorität notwendige Zahl von Anbängern nicht mehr bieten, und der Weg war freigegeben, auf dem das Tentrum in die parlamentarische Mitarbeit einrücken konnte. Bezeichnend aber für Benniasen und für seine in erster Linie verfassungsrechtlich orientierte Partei war es, daß auch in diesen großen wirtschaftlichen Gegenfätzen der lette Bruch mit der Regierung nicht von einer wirtschaftlichen Einzelfrage ausging, sondern von der Klausel franckenstein, durch die die finanzielle Auseinandersekung zwischen dem Reiche und den Einzelstaaten in föderalistischem Sinne, unvollkommen genug, vorgenommen murde.

Die Katastrophe der Nationalliberalen hatte begonnen. Noch sprang nicht die Linke ab, an deren Abtreibung Bismarck fo lange gearbeitet hatte, sondern zunächst eine rechtsstehende und schutzöllnerische Gruppe. Benniasen selbst war entschlossen, im Angust 1879 die Riederlage seiner Partei, die auch die seine war, durch seine Resignation von aller parlamentarischen Tätiakeit anzuerkennen. 27och einmal ließ er sich, den Wünschen seiner Freunde, hinter denen doch wieder Bismarck stand, folgend, dazu bewegen, die undaukbare Arbeit fortzusetzen. Aber im folgenden Jahre ging die Sprengung der Partei weiter: auf den Austritt Caskers im März folgte

im Sommer die Sezession des linken flügels unter forden=

bed und Stauffenberg.

So war Bismarck in den Jahren 1878 bis 1880 die zweite Spaltung der Liberalen geglückt. Er hatte ihre parlamentarische Machtstellung auseinandergetrieben und konnte die Teile der Partei in den nächsten Jahren sogar gegeneinander= treiben. Er war der Sieger und doch schon bald seines Sieges nicht recht froh: denn er hatte seine bisherige Stütze mehr Berbrochen, als in seinen eigenen Wünschen und Interessen lag, ohne gunächst sein lettes Ziel, eine dauernde gemäßigte konservativ-liberale Mehrheit, dafür einzutauschen. Auch der Abbruch der Kulturkampfaesekaebung gewann ihm das Tentrum, das im Grunde ähnliche parlamentarische Tendenzen im Schoße barg wie einst die Nationalliberalen, nicht zum zuverlässigen Helfer. Aber es war, wenn wir von allem anderen absehen, doch der Justand geschaffen, der bis beute hin fortdauert und immer neue hemmungen in den Sana der Maschine hineinträat: die Verbinderuna einer weiteraebenden Parlamentarisierung des Reiches durch die einander fompensierende Rivalität zersplitterter kleiner und großer Darteien.

In dieser neuen Situation hat Bennigsen während der Jahre 1881 bis 1883 noch vergeblich versucht, mit einer zusammenschmelzenden Mittelpartei, deren alleiniger führer er war, seine Richtung einer selbständigen nationalen und liberalen Politik weiter zu verfolgen; auf die Länge war er nicht imstande, jeder jähen Wendung Bismarcks zu folgen und sich selbst dabei zu behanpten. Er empfand seine Tätig= feit als aussichtslos und legte im Juni 1883 beide Mandate nieder. Ja, er mochte sich die Frage vorlegen, ob die Caftif, die er mit seiner Partei Bismarck gegenüber verfolgt hatte, die richtige gewesen war — ob sie ihm nicht das letzte Ziel des Staatsmannes, an verantwortlicher Stelle zu wirken. verschlossen hatte.

Man hat diese frage wohl verneint, von dem Stand= punkte Bismarcks wie vom Standpunkte der Liberalen. In einem Briefe, den der ehemalige badische Minister frhr. v. Roggenbach mir in seinen letten Jahren schrieb, urteilte

diefer: "Nur Bismarck allein gewann durch feine (Schöpfung), durch die Staatsentwicklung in Preußen; seine Wesenheit und die begünftigenden Umftände der perfönlichen Eigentümlichkeiten der Monarchen, denen er diente, (gaben ibm) eine Stellung, in der er er selber sein und als Charafter wirken konnte. Meben ihm mußten darum alle, die nicht seine Geaner sein wollten, notwendig politische Mullen neben der einen Jahl werden. Alls Bennigsen das spät einsah, ging er mit Recht nach Bannover. Ich habe ihn öfters gewarnt, von dem Versuche abzustehen, eine Partei führen zu wollen, die Bismark beeinflussen, aber ihm weder folgen noch ihn bekämpfen wollte. Es scheint mir das Tragische in Bennigsens Leben, daß er der Versuchung dieses Versuchs erlag." Ich bin jedoch weit entfernt, dieses Urteil zu unterschreiben. Es verrät zu sehr die Stimmung des liberalen Politikers, der allzufrüh resignierte und sich auf das Altenteil einer beobachtenden und untätigen Kritik zurückzog. Wohl enthält es, von der personlichen Ambition und dem reinen Parteiinteresse aus gesehen, eine gewisse Wahrheit, nicht aber von einem höheren, dem Sinne Benniasens entsprechenden Standpunkte, der über seine Person und über seine Partei hinweg immer auf das Bange seines Vaterlandes und seiner Ideen gerichtet war — in der ersten, der eigentlich bistorischen Deriode seines Wirkens bis 1885, wie in der zweiten Periode, in der er mit einer neuen Generation ging.

Heute empfinden wir tagtäglich stärker, daß alles Heil für die Fortentwicklung unseres Volkes in dem Problem beschlossen liegt, wie die historisch gewordenen, die autoritär geordneten Kräfte und die aus der freien Tätigkeit des Individuums entspringenden, die konstitutionell verfaßten Kräfte unseres Staatslebens sich immer organischer und innerlicher durchdringen. Von hier aus dürfen alle Parteien, die dieses Tiel verfolgen, sich eins fühlen mit einem Patrioten, der am erfolgreichsten im ersten Jahrzehnt des neuen Reiches am Einleben der alten Staatsgewalt und der neuen Ideen mitseinander gearbeitet bat.



9. **Cudtvig Bamberger**

1900





s bleibt für den Menschen immer ein wohltuendes Gefühl, zu beobachten, wie ein reiches Ceben in innerlicher Harmonie friedevoll ausklingt. Mit Anteil sehen wir auf die Kämpfe eines rastlosen Daseins die wohlverdienten Jahre tätigsbeschaus

licher Muße folgen: es ist uns, als ob es zu einem ganzen Menschenleben gehörte, zu guter Letzt selber die Summe der Arbeit zu ziehen und am Abend das Irren und Gelingen des Tages noch einmal in der Erinnerung zu durchleben, mit sich allein zunächst, und wenn einer ein Großer war, zugleich für die anderen, um von den menschlichen Gemeinschaften,

denen er diente, den langen Abschied zu nehmen.

Dürfen wir das ein Blück nennen, so war es Ludwig Bamberger beschieden. Es war dem Siebzigiährigen kein fremder Gedanke, das Vorrecht des Alters zu ergreifen und fich selber historisch zu fassen. Alls er in seinen letten Jahren unter seinen geistvollen Plaudereien auch Bedanken über das Alter niederschrieb, da sah er das eigentliche Oroblem darin. daß der alternde Mensch doch nie aufhöre, auch der junge zu sein, der er einst gewesen: die Kontinuität des Ich empfand dieser bewußte Individualist stärker als alle Wandlungen und Störungen, denen es im Caufe einer langen Entwicklung unterliegt: ihr bei sich selber rückblickend nachzuspuren, bildete zuletzt ein gutes Stück seines inneren Cebens. Ein äußerer Unlaß traf mit dieser Stimmung zusammen. Im Jahre 1893 hatte er der parlamentarischen Cätigkeit entsagt; befreundete Unregung vermochte ihn, von 1894 bis 1898 alljährlich einen Band seiner gesammelten Schriften herauszugeben. fügte es sich, daß er gleichzeitig als Einführung in diese Samm= lung und als eine Urt Ergänzung eine Skizze feines perfonlichen Entwicklungsganges aufzuzeichnen begann. Er wollte absichtlich keine Denkwürdigkeiten im eigentlichen schreiben, aber die behaaliche Kunst des Erzählers sprenate bald den strengen Rahmen der ursprünglichen Absicht und mit dem Reiz des Erinnerns und Neugestaltens wuchs und wandelte sich der Plan unter seinen Bänden. So hinterließ er doch, mitten aus dieser ihm lieb gewordenen Urbeit hinweggerufen, einen stattlichen Memoirenband, der nun, am Ausgange

seines Todesjahres, der Allgemeinheit dargeboten wird). Allerdings hat das Ergänzungsverhältnis, wie der Autor es sich dachte, nicht ganz seine Geltung verloren. Der Leser der Memoiren wird öfter einen Band der Schriften zur Hand nehmen, und wer mit diesen bekannt ist, wird manchen verstranten Ton in jenen wiederfinden. Beide gehören zueinsander, aber stehen auf eigenen Küßen.

Da Bamberger die feder mit jähem Abschluß niederlegen mußte, war es ihm nicht vergönnt, selber die Blätter durchzusehen, etwa um den Stoff fünstlerisch abzurunden. Wieder= holungen auszuscheiden und Verwandtes zusammenzuruden. In dem ersten Entwurfe halten wir sie in den Banden: um so unmittelbarer wirken sie. Einer der feinsinnigsten und gewandtesten Plauderer unserer Siteratur - und wie wenige hat sie aufzuweisen - konnte getrost auch das unvollendete Buch in die Bande eines andern legen. Er erscheint in der ungezwungensten Baltung; wie Meigung und Stimmung ibn fesselten, leuft er aus der fortlaufenden Beschichtserzählung beraus, mit Vorliebe Alltes und Meues verknüpfend, manchmal gar wie im belebten Gespräch durch die loseste Gedanken= verbindung von einem zum andern geführt. Das gibt den Erinnerungen einen gang persönlichen Charakter und sett seine schriftstellerischen Dorzüge nur noch in ein helleres Sicht. Denn wo finden wir fo bald einen Schriftsteller bei uns, der bei aller feinheit des Esprits niemals gesucht wird und in aller Schärfe des Urteils immer liebenswürdig bleibt; nur einen Meister der feder konnte ein sicheres Gefühl davor bewahren, jemals langweilig oder prätentiös zu werden. Daß solche Vorzüge ihm keineswegs die entsprechende Stellung in der deutschen Literatur verschafften, hat seine be= stimmten Gründe. Man pflegte in Bamberger in erster Linie den Politiker zu sehen, der im Nebenamte auch schriftstellerte, vorwiegend aber diese Babe in den Dienst seines obersten Bernfes stellte. Ein Politiker aber wird auch als Schriftsteller nicht so leicht ein allgemeines literarisches

¹⁾ Erinnerungen an Ludwig Bamberger. Herausgegeben von Paul Nathan. Berlin, Georg Reimer. 1899.

Publikum finden, weil die verschiedenen fraktionell erzogenen Gruppen, halb ans Engherzigkeit, halb ans Vorsicht, nur ihre Leute lesen und die andern den andern überlassen. Und wenn der Politiker auf literarische Freundschaft zunächst nur unter den Gesimmungsgenossen rechnen darf, so war der Kreissür Vamberger nicht eben weit gezogen; vielleicht nicht so eng, wie die Jahl der Reichstagsmitglieder seiner fraktionssurppe schließen läßt, aber doch beschränkt auf gewisse wirtschaftlich bestimmt umgrenzte und gesellschaftlich abgeschlossene Schichten. So möchte man heute wünschen, daß die Erinnerungen des Dahingegangenen ein größeres Publikum fänden als die Schriften des Lebenden.

Die Sammlung der Schriften umspannt den gangen geistigen Entwicklungsgang eines halben Jahrhunderts, von dem ersten jugendlich stürmischen Leitartikel bis zu der milden Weisheit seiner letzten Tage. Die Erinnerungen haben von diesen fünf nur die beiden ersten Jahrzehnte des Manneslebens begleiten können. Aber sie brechen nicht unvermittelt ab, sie umfassen ein in sich abgeschlossenes Bange. Sie lehren uns. wie dieser Mann geworden ift, nicht aber, was er nach langer Vorbereitungszeit, als fünfundvierzigjähriger in das Vaterland gurudgekehrt, bier gewirft bat; nur bis gum Jahre 1866 etwa ist der Erzähler vorgeschritten, bis zum Abschluß feiner frangösischen Epoche, nicht gang bis gum Beginn seiner 1868 einsetzenden Cätigkeit in Deutschland. Daher werden wir nicht unmittelbar angeregt, über den Unteil Zambergers an der Reichsarundung und seine Stellung in der neudeutschen Politik des vergangenen Menschenalters nachzudenken. ist die Zeit auch wohl noch nicht gekommen, den Versuch eines unbefangenen Gesamturteils zu wagen, und der praktische Politiker und der Nationalökonom werden mit Recht noch das erste Wort verlangen, wenn es gilt die tiefgehenden Wirkungen seiner parlamentarischen Tätigkeit abzumessen.

Eine andere Anfgabe möchte sich der Historiker zur Würdigung von Bambergers Erinnerungen stellen; ist sie vielleicht bescheidener, so sind ihre Wege doch einer unbefangenen Erfassung schon zugänglicher geworden. Es ist das Problem

der Wendung in den deutschen Dingen im Jahre 1866, die frage, welcher Berkunft und Richtung die gum Unteil an der Reichsgründung Bismarcks aufgerufenen Kräfte aus dem liberalen und radifalen Caaer gewesen sind. Bandelt es sich gunächst auch nur um eine personliche Entwicklung, die auf eigentümlich verschlungenen Pfaden zum Eingreifen in die deutschen Geschicke gelangt, so haben wir in diesem Individuum qualeich den Typus eines Einschlages in die 1866 pollzogene Entwicklung Deutschlands. Und es scheint als ob jenes Problem gar nicht schärfer gestellt werden fönnte, als in dieser an Beist und Charafter reich begabten Perfönlichkeit. Er war Jude und blieb Jude; aus dem Revo-Iutionskampf um die deutsche Reichsverfassung als ein zum Code verurteilter flüchtling hinausgetrieben, fand er in frankreich ein neues Vaterland; die Jahre, die den Mann machen, und darüber hinaus die besten Mannesjahre faft führten ihn tief in das geistige und gesellige Leben des Paris unter dem zweiten Kaiserreich und zugleich in die Interessenfreise einer internationalen Großfinang. Ift es zu verwundern, daß heute gewisse Richtungen, die einer tiefgehenden Stimmung des Volkes entgegenkommen, um eine formel zur Erflärung dieses Phänomens nicht verlegen sind: der halbfranzösisserte jüdische Bankier, der, nachdem die preußischen Waffen den Tag von Königgrätz entschieden, in die Beimat guriid= eilt, um das Deutsche Reich als Bundesgenosse Bismards mit "gründen" zu helfen? Man fragt nicht mehr nach den Zusammenhängen, die jene Konstellation möglich machten und nach ihrer innern Berechtigung, man verschließt sich ihrem historischen Verständnis. So mag der Versuch einer unbefangenen bistorischen Würdigung dieses Lebenslaufes auch der allgemeinen Erkenntnis der Zusammensetzung der reichsbildenden Elemente von 1866 und 1871 gunute kommen. Mittel= bar auch der Erkenntnis der Gegenwart, denn die damals wirkfamen Kräfte leben noch heute in dem fortdauernden Bärungsprozeß, allerdings nicht mehr in dem ursprünglichen Verhältnis: eben die Wandlung dieses Verhältnisses hat in der Entwicklung nach 1871 den wichtigften Markstein ge= bildet.

Mit Recht sucht die psychologische Unalyse einer Individualität zuerst die kräftigsten Wurzeln bloßzulegen, die dem
Baume aus den Tiefen des Erdreichs die meisten Säfte
zuführen, die großen historischen Voraussehungen: Familie
und Erziehung, Candschaft und Stammesart, schließlich der
Staat und der Charakter der in das Ceben des Einzelnen eingreisenden staatlichen Funktionen. Es sind die Fragen nach
der sittlichen und geistigen Unlage, die in den Menschen hineingeboren, durch Erziehung und Umgang gepflegt, in der Cuft
der großen Gemeinschaften Richtung und Farbe erhält. Für
das Ceben Bambergers enthüllt die Untwort auf diese Fragen
bezeichnenderweise durchweg Voraussetzungen, deren Wirkung mehr nach der negativen als nach der positiven Seite liegt.

Bamberger spricht in seinen Erinnerungen so aut wie aar nicht von seiner familie: Dater und Mutter, Geschwister, der Beist des häuslichen Lebens, nicht einmal Jahr und Tag seiner Geburt, alles das wird gar nicht erwähnt. Es liegt nicht daran, daß unfer Autor selber unbistorisch empfände: er war tief gebildet genug und auch deutsch genug, um sich gang in eine Auffassung einzuleben, die noch furz vor dem Kriege den franzosen predigte, wie schwer der Mangel an historischem Denken auf ihrem aanzen Beistesleben laste. Aber was er von hause mitbrachte, das waren nur die allgemeinen Tugenden des fleißes, der Mäßigkeit, der Ordnung; aus der gebundenen Enge und Starrheit des spezifisch judischen Cebens in der kamilie war ihm nichts in das Blut übergegangen. Er war auch geistig nicht ein Sohn der Synggoge, sondern der Judenemanzipation. Man kann nicht sagen, daß die Emanzipation eine Entwicklung gleichsam auf einer fahlen, voraussekungslosen fläche aufbaut, denn ihr wohnen selber wiederum aans bestimmte Voraussenungen inne; aber es ift gewiß, daß ihre Tendenzen sich den bestehenden Gewalten des Cebens, eben jenen bistorischen Voraussekungen, mit verneinender und auflösender Kraft gegenüberstellen. Befreiung und Freiheit sind arundperschiedene Dinge. Bamberger hat selber einmal in Alexander Berzen die Elemente seiner geistigen Individualität feinsinnig aufgewiesen, die deutschakademische Bildung, darüber die dem vornehmen Ruffen fo

wahlverwandte französische Schicht: "Der Untergrund beshielt natürlich Züge des Russischen, besonders jenen Zug der gradlinigen äußersten Konsequenz, die das Produkt des unsvermittelten Übergangs aus der barbarischen Tacht zum freisdenkerischen Tag zu sein pflegt." Er vergegenwärtigte sich im Augenblick dieser treffenden Bemerkung wohl kaum, daß auch das deutsche emanzipierte Judentum ein ähnliches Produkt ist und daher auch in großen Gruppen Züge ähnlicher Wirkungen ausweist. Wie häusig hat es nicht in unserem Jahrhundert die Wege eines in seiner formalistischen Dialektik bis ans letzte Ende stürmenden Radikalismus beschritten: auch den jungen Bamberger werden wir so ansangen sehen.

Das Wenige, was die Erinnerungen aus den Studienjahren erzählen, beweist jedenfalls, wie diese Naturanlage nur noch weitere förderung erfuhr. Durch das juristische Kachstudium zunächst, mehr noch durch die Lieblingsbeschäftigung mit der damals unter dem Zeichen der Junghegelianer stehenden Das Disputieren über die höchsten fragen war diesen jungen radikalen Philosophen so aut wie das tägliche Brot. Bamberger erzählt, wie er sich einst mit seinen freunden über die Untersuchung des ontologischen Beweises für das Dasein Gottes besonders erhitt habe und sich dann durch ein gleich darauf genommenes Bad in der Cahn einen Unfall von Blutspeien zuzog. "Aber einer unserer Philofophen, der sich gerade besonders dem Kant gewidmet hatte, beruhigte mich einfach mit der Betrachtung: "Was liegt daran, ob Du etwas früher oder später stirbst, die Zeit ist ja doch kein Ding an sich, sondern nur eine form der Unschauung." Und natürlich, daß Bamberger an diesem jugendlichen Selbstgefühl seinen gewichtigen Unteil hatte. Als er im vierten Semester von Gießen nach Beidelberg ging, gab ihm Morit Carriere an den Privatdozenten B. B. Oppenheim, der später sein persönlicher und politischer freund fürs Ceben werden follte, eine Empfehlung mit, in der neben manchem Guten zu lesen stand, daß der Aberbringer leider schon fertig" sei.

Er war schon radikal zur Universität gekommen. Das Staatswesen, in dem er groß geworden, hatte ihm ebensos

wenig bistorische Voraussekungen bieten können wie die Herkunft. In Mainz 1823 geboren, erfreute er sich bessendarmstädtischer Staatsangehörigkeit. Wie ein neuer Eindringling, wie ein Gebilde von gestern stand der Staat selber in der Stadt der ersten Kurfürsten des alten Reiches und der Erzkangler für Germanien. Der Mainger aber und überhaupt der "Rheinhesse", wie die unhistorische Bezeichnung lautete, blickten auf den "hungrigen" Darmstädter mit der aleichen hochmütigen Abneigung herab wie der Kölner und Trierer auf die altpreußischen Eroberer: nur daß diese weniastens in ein großes Staatswesen mit rubmreichen Erinne= rungen und erprobten Institutionen eintraten und damit. wenn auch noch so widerwillig, einen Anteil an einer großen bistorischen Respektabilität gewannen, während der Mainzer im Jahre 1815 durch den Wechsel seines Gurften weder eine stolzere Vergangenheit noch eine fräftigere Gegenwart eingetauscht hatte. Man betont mit Recht, daß der Unfturm der Revolution an dem Widerstand der partifularen Kräfte in den Einzelstaaten gescheitert ift: wo sie den besten Boden fand, das waren großenteils die 1815 nen annektierten Candes= teile dieser Staaten, die Causende von "Seelen", die von der Kabinettspolitif des Wiener Kongresses bin und ber geschoben waren. Der große Denker des historischen Konservatismus. Leopold Ranke, sagte seinem König in einer Denkschrift vom März 1849: "Der Mensch lebt in allgemeinen Ideen, die den Beift nähren, indem er ihnen nachhängt oder sie hervorbringt: wie der Religion, so bedarf er des Vaterlandes. Läßt sich aber erwarten, daß ein Massauer oder ein Neuwürttemberger im Gefühle seiner neuen und aufgedrungenen Candesberrschaft seine Seele befriedigt fühlen sollte? Er gewann weder geschichtlichen Grund und Boden, noch eine Aussicht auf die Zukunft." Das war es, was die künstlichen Staatsbildungen des Südwestens zum eigentlichsten Site deutschunitarischer Gesinnung gemacht hat. Dieser radikale Unitaris= mus ift der stärkste politische Gedanke des jungen Bamberger gewesen. Seinetwegen mußte er 1849 Deutschland verlaffen, und seinetwegen kehrte er, als die Teiten andere geworben, nach zwei Jahrzehnten wieder zurück.

In Mainz selber stand bis zum Jahre 1848 die deutsche Besinnung hinter gang anderen Meigungen gurud, binter den Erinnerungen der Frangosenzeit. Mehr als irgendeine deutsche Stadt war das goldene Mainz eine Herberge des französischen Revolutionsgeistes gewesen und fuhr auch nach 1815 fort sich an diesen Ideen zu erwärmen. Wenn somit bei Bamberger Abfunft und Staatsangebörigkeit mehr indirekt dem Radikalismus Porschub leifteten, so führte eine positive Linie seines bistorischen Stammbaums, der öffentliche Beift seiner Daterstadt und sandschaft, unmittelbar in den Radikalismus der Ideen von 1789 gurud. Er hat felbst später einmal einen bistorischen Bersuch über den Ursprung der frangoselei am Rhein geschrieben: es ist ein Stück seiner eigenen Entwicklungs= geschichte. Der Kampf der Mainzer Klubisten gegen das ancien régime in allen seinen Erscheinungsformen treibt sie schließlich zum freiwilligen Unschluß an die große Nachbarrepublif: es sind Begenfähe, die 1848 wiederum ausbrechen, nun aber statt des fremden Ideales um den Kampfpreis der deutschen Republik ringen. Stärker als die Episode von 1792/93 bat in Mainz die lange Franzosenzeit von 1797 bis 1814 nachaewirkt. Wie man keinen Unteil an dem nationalen Sturm des freiheitskrieges gewonnen batte, so konnte man auch nicht mit herzerhebendem Stolz auf die deutschen Waffentaten zurücklicken; was man vor den Augen hatte, war das Treiben des österreichischen und preußischen Militärs, das als Sieger eingezogen war und als Besatung zurücklieb; der Dünkel der fremden Offiziere und die barbarische Disziplin des Exergierplates ließen sie diesen Städtern wenig liebens wert erscheinen. Statt deffen fuhr man fort, sich an der Erinnerung napoleonischer Bloire andächtig zu erbauen und in den Veteranenvereinen einen Kaiferkultus zu treiben: die hessische Regierung aber - "Monsieur de Darmstadt" hatte ja an denfelben Dingen seinen Unteil gehabt — ließ diesen ungefährlichen Imperialismus lieber gewähren als deutschradikale Neigungen. Die eigentliche Wurzel der Unhänglichkeit an das Fremde aber saß im bürgerlichen Rechtsleben, und nirgends haftete die Frangofelei fester als in dem Juriftenstande selbst, in den Bamberger 1845 zur praftischen Vorbereitung als "stagiaire" eintrat. Begreiflich, daß man mit Stolz in der Einheit und Klarheit des code Napoléon lebte, wenn man sich im eigenen Cande mit den Ordnungen des Starkenburger, Solmfer, Lycher, Katenelnboger Candrechts abfinden mußte: und was man von deutscher Rechtspflege in nächster Rähe kennen lernte, war das Treiben der sog. schwarzen Kommission und der Demagogenverfolgung. Gar zu gern knüpfte sich die halbkokettierende Porliebe an die Eitelkeiten der fremden form. "Schauer der Unendlichkeit", so ergählte Bamberger damals, "rieselten den Rücken berab, wenn die Sprache auf die roten Talare des Pariser Kassationshofes fam, und mit ehrfurchtsvoller Rührung erzählten die ergrauten Kanglisten uns spätgeborenen Kandidaten, wie zur guten alten Zeit der Alssissenpräsident seinen feierlichen Aufzug gehalten und einer Schildwache vor feiner Türe genoffen habe." Benug: wir sehen in diesen stillen Cehrjahren auf vielfach verzweigten Hanälchen den radikalen halbfranzösierten Mainzer Geist in den jungen Juristen einziehen. Wenn er sich später mit rascher Empfänglichkeit in frangosische Verhältnisse einlebte, so war der Boden dafür längst bereitet.

Die deutsche Revolution, die in Mainz der Französelei erst ein Ende niachte, entschied auch über Bambergers Leben. Bleich vielen unserer besten Deutschen ist er ein Sohn des Jahres 1848. Wie manche schlummernde politische Talente der Nation hat nicht der Sturm dieses zengungsfräftigen frühlings ans Licht gerufen, aus der Stille der Studiersftube und des Bureaus auf den Markt des Lebens, aus partifularer Beschränkung in die jauchzend erwachte Offentlichkeit eines großen gangen Volkes geführt! Gewiß ein Segen, wenn eine ankergewöhnliche Konstellation auch einmal die Kräfte losreifit, die an die Scholle des Berufs und die niedern Sprossen einer Amtshierarchie gefesselt, im natürlichen Cauf der Dinge ihre Bestimmung niemals hätten finden können. Und mancher damals einsetzende Cebens= lauf des neuen Deutschlands trägt auch die Zeichen seiner politischen Geburtsstunde, denn für sie auch gilt die Weis= heit des orphischen Urwortes: "wie an dem Tag, der dich der Welt verlieben, die Sonne ftand jum Grufe der Planeten,

bist also fort und immer fort gediehen." Der größte Sohn des Jahres, Bismarck, ist allerdings — eines der viel selteneren Beispiele, nicht aus der Bewegung, sondern aus ihrer Gegenswirkung herausgekommen; aber anch für ihn blieben auf geswissen Gebieten der innern Politik die Erfahrungen von 1848/49 Jeit seines Cebens beherrschend. Bamberger dagegen mußte, das konnte nach seiner ganzen Entwicklung nicht zweiselshaft sein, zu den Tausenden gehören, die sich über Kopf

in den wogenden Strom stürzten.

Der erfte Tag zeigte, daß er schwimmen konnte. Es war der Caa, an dem für Bessen die Orekfreiheit verkündigt wurde: er gab Deutschland einen seiner besten Dublizisten. Als wenn ein lange unterdrücktes, nach Entfaltung drängendes Talent ihn getrieben hätte, keine Minute mehr zu verlieren, so stürzte er damals in die Redaftion der Mainger Teitung und schrieb seinen ersten Leitartikel. Und nun war jeder Tag ein Erfolg. in wenigen Wochen hatte er die Leitung des Blattes in den Bänden, der unbekannte junge Jurift war eine politische Macht in seiner Vaterstadt. Mit jugendlicher Sicherheit und Aberschwenglichkeit führt er die feder: "Jugend, deine Zeit ift da," ruft er bald am Unfang im seligen Gefühl des freiesten Wirkens aus. Denn er ift kein Unfertiger und kein Schwätzer; was er fagt, verrät mannigfache Kenntniffe und geschultes Denken, mit gewandtester Dialektik wird es in eine gute form gebracht, mit demagogischem Geschick auf eine fortreißende Wirkung berechnet. Als sein Radikalismus ihn im Mai vorübergebend in seiner Stellung unmöglich machte. durfte er es wagen, siebenundzwanzig dieser Leitartikel unter dem gärtlichen Titel "flitterwochen der Preffreiheit" in Buchform herauszugeben; und noch mehr, nach einem halben Jahrhundert konnte der Greis unbedenklich - wer würde in gleicher Lage den Mut finden? — eine Auswahl in die Sammlung seiner Schriften aufnehmen. Ihm konnte diese Probe jugendlichen Beginnens nur seinen Lieblingsfat be= stätigen, "daß der Mensch im Laufe der Jahre sich zwar ändert, aber doch in vielem derselbe bleibt." Und in Wahrheit: wie viel Uriome seines spätern politischen Blaubensbekennt= nisses sind bier schon im Keime vorhanden! fertig ift der

Unitarier sans phrase: die kleinen Staaten sind kein Boden. politische Charaftere zu bilden, weil sie dem Staatsmann die großen Probleme gar nicht bieten; da der Einigung Deutschlands nur die Interessen der fürsten im Wege stehen, so vermag er sich keine andere Lösung vorzustellen als durch das radifale Beilmittel der Republif; also müssen die fürsten geben. wie er in einem äußerst charafteristischen ökonomischen Der= gleiche ausführt: "der moderne Beift, der unerbittlich dahinschritt über die unalücklichen durch verbesserte Oroduktions= werkzeuge brodlos gewordenen Oroletarier, wird früher oder später auch den Urbeitern an der deutschen Staats= maschine verkünden, daß sie entlassen sind, weil das Werk durch eine neue Erfindung, die deutsche Einheit, vervollkommnet St. Manchester wird auch den deutschen Bund wurde." schmerzlos furieren: es klingt wie der kalte philosophische Trost jenes Kantischen Freundes! Aber wer einmal von der flachen Gleichung ausging, der Staat sei nichts als ein erweiterter Bansbalt, den mochte die konsequente Abstraktion wohl zu dem Schlusse führen, daß aus der freien Konkurrenz auch das harmonische Gleichgewicht in der deutschen Reichsverfassung hervorgeben würde.

So klingen die ersten Trompetenstöße, man kann sich denken, welche Reise die Entwicklung geht. Bald drängt er in die nächste Arena: in die Volksversammlung. Um Mitte Upril erficht er den ersten Erfolg als Redner. Wiederum der Beginn einer Laufbahn, nach deren Abschluß ihm der Nachruf Th. Mommsens das Zenanis eines der glänzenosten Redner des Jahrhunderts ausstellen konnte. Natürlich war er so links, wie man es irgend sein konnte. Der Meuling ge= börte ja nicht in das erste Glied der alten liberalen Vorfämpfer, noch in das zweite der bekannten "Männer des öffentlichen Vertrauens" ans den letten Jahren, die nun beide in die Paulskirche einzogen; er konnte sich jugendhalber nicht einmal aftiv an der Wahl beteiligen und fand sich in der Phalang jener Journalisten und Volksredner, die jenseits der äußersten Parlamentslinken stand und in den Volksversammlungen mit Beftigkeit auf die "Parlamentler" drückte. Der Mainzer Vertreter Sitz lieferte in Frankfurt gleich am Unfang der

Tagung den Beweis, daß er der Radikalsten einer war; er gehörte nachmals zu den Rednern der Pfingstweide, die vor dem Septemberausstande das Volk haranguierten, endlich einmal "Fraktur zu schreiben". Aun liest man gar in Bamsbergers Erinnerungen, daß dieser gesinnungstüchtige Mainzer Demokrat und Preußenfresser, der wie der Kölner Raveaux aus dem volkstümlichen Umte des Karnevalspräsidenten in die politische führerrolle hineingewachsen war, anfängslich noch gar nicht so rot war, sondern sich erst von unseren jungen Redakteur — eben das war der Erfolg seines ersten öffentlichen Austretens — in der Frage der deutschen Repusblik weiter nach links drängen ließ; ja, die "Wohlgesinnten" erklärten bald den schmächtigen Jüngling für seinen bösen Geist.

Mun können wir Bamberger nicht durch den gangen Derlauf des Revolutionsjahres begleiten. In angespanntester Tätigkeit ging er den üblichen Weg politischer Canfbahn. Er war Berichterstatter beim Vorvarlament und bei der Mationalversammlung; hier schloß er Bekanntschaften mit Julius fröbel, Urnold Ruge, Johann Jacoby, Ludwig Simon, mit denen er noch lange in politischer und persönlicher freund= schaft, bis ihre Wege sich wieder trennten, verbunden blieb. Er gründete in Mainz einen demofratischen Verein und debnte dessen Organisation über die gange Candschaft aus, er redete in Volkspersammlungen in Stadt und Cand, bei festbanketten und in Turnvereinen; er nahm als Vertreter seines Vereins am demokratischen Kongreß in Berlin teil: heftige Zeitungskämpfe mit der Regierung und den "Wohlgesinnten" liefen zwischen durch. Bis Unfang Mai 1849 ging das fort, bis nach der Ablehnung der Kaiserkrone durch friedrich Wilhelm jede Aussicht schwand, mit den fürsten das neue Einheitsreich zu begründen. Dann war die Zeit der Ceitartifel ebensogut zu Ende wie die der Parlaments= reden: auch Bamberger hatte einen anderen Platz einzunehmen als den im Parlamente, in das ihn eine tumultuarische Spätlingswahl noch als Ersatmann für seinen freund Zitz ent= senden mollte.

Die führer konnten nicht mehr anders als losschlagen. Man hatte sich und andere solange mit revolutionären Phrasen

berauscht, bis man mit der Dialektik an die äußerste Grenze gelangt war und nur noch das lette Mittel der Entfesseluna der revolutionären Kräfte vor sich sah: man mußte einen Versuch machen. Die Gewehre gingen nun wirklich los, und die Volksredner und Redakteure mußten vor die front. Manche von ihnen mochten sich gewöhnt haben, in Aberschätzung der eigenen Kräfte die Redensarten als Reglitäten zu fassen, bei den meisten fand sich doch eine Unterströmuna des Miktrauens gegen sich selber, ja, der Hoffnungslosiakeit, zurückgedrängt vor den Genoffen, felten gang betäubt, das Gebeimnis des einzelnen. Bamberger erzählt: "Mit einem Berzen voll Unruhe, aber mit dem flaren Bewuftsein eines unvermeidlichen "Muß' entschlossen wir uns zum äußersten Schritt." Auch in ihm war häufig der nagende Zweifel aufgestiegen, denn sein Radikalismus batte seinen nüchternen Blick für die Wirklichkeit niemals getrübt. Er mochte sich als fanatifer geben und so erscheinen, innerlich war er das Begenteil, der geborene Skeptiker. Schon nach feinen ersten persönlichen Erfolgen hatte er im April 1848 in einem vertraulicen Briefe geschrieben: "Der Mangel an tüchtigen Seuten ift ebenfosehr die Urfache dieser leichten Karriere, als das, was einen darin nicht froh werden läßt. Ift es nicht ein Armutszeugnis für die ganze Beschichte, daß ich so schnell an die Spike gedrungen bin, und daß ich, trokdem ich lange nicht so viel von mir halte wie die Ceute, und wie die Ceute meinen, trotdem nur so wenige sebe, die sich mit mir messen fönnen?" Immer war diese Stimmung wiedergekehrt. Mach dem demofratischen Kongreß in Berlin urteilte er: "Er war der Superlativ aller Erbärmlichkeiten, und ich war fo von Ekel gegen die dummen Jungen erfüllt, welche das große Wort führten, daß ich an mir und an der Sache zu zweifeln anfing." Jest aber mußten die Zweifel schweigen, jest mußten die Boffnungen und Kräfte zu der letten großen Orobe zusammengerafft werden. Und da ftand Bamberger die schwerste Enttäuschung noch bevor.

Es scheint, als ob sein Unteil an der pfälzischen Revolution für seine innere Entwicklung noch mehr bedeutet, als er selber annimmt. Er hat sich damals seinen Erlebnissen merkwürdig rasch objektiv gegenübergestellt; während der ersten flüchtlingstage zeichnete er sie auf und gab sie in Druck. Die Memoiren
enthalten hier eine Lücke: indem sie einsach auf diese Schrift
verweisen, verzichten sie auch darauf, die Summe zu ziehen.
Der Ton des Berichtes enthält nichts von Rekrimination,
dem Lieblingssport der flüchtlinge, und nichts von Beschönigung, keine Spur von Tiraden gegen die Sieger. Er will
wohl tadeln, aber ohne Selbstgerechtigkeit, denn er meint
demütig genug aus der Revolution gekommen zu sein. Es
heißt allein für ihn, in ruhiger Erwägung praktische Lehren
aus der Niederlage zu ziehen: "möge man sich in Deutschland
daran gewöhnen, den Schwierigkeiten einer Revolution ins
2luge zu sehen und sich von seinen Kräften Rechenschaft
zu geben."

Aber er nahm doch noch bessere Lehren mit, als wie man Revolutionen zweckmäkiger vorbereite und infzeniere. diesem Pfälzer Monat kam er zur Erkenntnis, mas die verbetten Massen denn im ernsten Kampfe zu leisten vermochten, was Mangel an Difziplin und Schulung, an Einheitlichkeit und Sachkenntnis in der Leitung bedeuten mußten. Mangel an allen denjenigen fähigkeiten, die die historischen Gewalten nur durch lange Abung den Massen anergieben: wie schmerzlich rief das zu den Pfälzern gerückte rheinhessische Bilfskorps von 1500 Mann, unter Zitz und Bamberger, nach einem ebemaligen preußischen Leutnant oder doch einem altge= dienten Unteroffizier, und mußte froh sein, einen abgelegten und ganz unbrauchbaren Dolen als General zu bekommen. Ebenso neu war die Erkenntnis, daß in dem gelobten Sande des Radikalismus die Revolution gar nicht den breiten Boden befaß, von dem man in den Redaktionsstuben geträumt batte: mit den Biedermännern der provisorischen Regierung der Rheinpfalz war ebensowenia anzufanaen wie mit den zwanas= weise ausgehobenen Revolutionssoldaten. So jaaten sich in diesen Wochen die Rückschläge. Die lange schleichenden Zweifel an dem hoffnungslosen Treiben, der Ekel über die Benossen ist jedenfalls noch viel stärker ausgebrochen, als seine Darftellung verraten durfte. Er war gewiß nicht zum Krieger geboren und gänglicher Laie in militärischen Dingen; diese

freischärlergestalt paßte eher unter die Karisaturen aus der pfälzischen Revolution. Aber sein ganzes Ingenium war durch Erziehung und Gewöhnung auf Ordnung im bürgerslichen Ceben gestimmt und sträubte sich gegen den Jammer dieser heillosen Unordnung, es war mit scharfem Urteil und Sinn für das Reale, mit großen praktischen Gaben ausgesstattet und wurde nun in die klägliche Hilflosigkeit und Planslosigkeit des Ganzen hineingerissen. Von Anfang bis Ende eine Tragikomödie: das war das ernüchternde Wasserbad für die künstliche Siedehitze des Revolutionsjahres und die himmelsstürmenden Abstraktionen seiner politischen Theorie.

Nicht jedem ist es beschieden, daß das Ceben so prompt und streng ein Exempel an seinen Irrtumern statuiert, und die weniasten wissen dann den richtigen Gebrauch von der empfangenen Sehre zu machen, sondern müben sich nur, sie · immer von neuem sich zu verdienen. Manchen, den meisten, ist die flüchtlingsschaft keine vita nuova geworden, sondern der trübe Ausgang eines verlorenen Cebens. Bamberger mar einer von denen, die sich durchkämpften, ausgetrieben von Vaterland, Kamilie und Beruf von vorn anfingen. er am 22. Juni 1849 aus dem verunglückten Freischarenzua mit Zitz in Basel eintraf, war sein Urteil zwar noch längst nicht gesprochen (erst im Laufe der nächsten drei Jahre wurde er in Maing zu 8 Jahren Suchthaus und in Zweibrücken zum Tode verurteilt), aber es konnte kein Zweifel für ihn sein, daß er sich das dentsche Vaterland verscherzt hatte, vielleicht für immer.

Die Sorge um die Jukunft meldete sich, und es war längst nicht mehr die Sorge um ihn allein. Ein ganz persönslicher Antrieb spielte für ihn mit, sich möglichst rasch aus der ihm antipathischen Unordnung und Bummelei des schweizesrischen flüchtlingslebens emporzuheben: er hatte sich einige Jahre zuvor mit einer jungen Base verlobt. Das Kapitel über die Entwicklung dieses Verhältnisses ist eines der anspreschendsten des ganzen Buches und führt uns den Erzähler menschlich am nächsten. Es ist die überraschende Kehrseite bei dem blutroten Demagogen: wir sehen, daß er doch nicht völlig in dem radikalen Treiben des Revolutionsiahres ausges

gangen war, sondern sich mitten darin die Wärme und Berglickeit menschlicher Empfindung bewahren konnte. für den Biographen ist es ein Trost, wenn sich das Leben nicht wie ein kaltes Rechenerempel aus den allgemeinen Doraussekungen beraus abspielt, sondern immer wieder aus der Tiefe individuellsten Begehrens seine besten Kräfte gieht. Es ist wieder einmal ein hübsches Beispiel, daß die Menschen nicht allein nach dem Charafter ihres öffentlichen Auftretens zu beurteilen sind. Und gang eigenartig mar dieses Problem bier gestaltet. Bamberger durfte wohl von sich sagen, daß seine innersten Berzensschicksale sich mit politischen Bewegungen in eins verschmolzen, im Guten wie im Schlimmen, wie sie sich in den Besitz seines gangen fühlens teilten. Der Drang, por der Braut die fähigkeiten seines Ingeniums zu beweisen, hatte mitgewirft, seinen Ehrgeiz stürmisch voranzudrängen: alücktrahlend hatte er ihr die ersten Erfolge gemeldet, als wenn fie die erfte Staffel einer gesicherten Laufbabn bedeuteten: und in diesen Briefen war auch die Stelle, wo seine geheimen Zweifel an sich selber und an seinem ganzen Tun sich auszusprechen suchten. Wie das Steigen und fallen der großen Bewegung ihn mit sich forttrug, so stiegen auch seine vom Ernst der Abstraktion merkwürdig durchsetten Liebesbriefe die gange Skala gärtlicher Empfindung auf und ab. Beides war un= zertrennlich ineinander verwoben. Der Privatmensch, so urteilt er selbst, schlug und vertrug sich mit dem öffentlichen, die unmittelbare Empfindung mit doftrinärer Selbstanalysierung. Je mehr ihn der Gedanke an das Gemachte des Revolutions= treibens überkam, dränate es ibn, in dieser freundlichen Beziehung "den eigentlichen Menschen" wiederzufinden; noch aus dem freischarenzuge eilte er manchmal zum Stelldichein binüber.

Jett, nach dem Tusammenbruch, blieb von der Romantik nur der Druck einer ernsten Verantwortung. Zuerst faßte er den Plan, zusammen mit Titz und Friedrich Kapp eine internationale Advokatur in New York zu begründen. Während die Freunde voraneilten, reiste Bamberger auf polizeilich abgesteckter Reiseroute durch Frankreich — ein freundlicher republikanischer Expräfekt dedizierte ihm unterwegs Bastiats "Sophismes economiques" als Reiselektüre — nach England,

um sich in das unmethodische Chaos der englischen Juris= prudenz einzuarbeiten. Mach wenigen Monaten aber faßte er einen Entschluß, einen anderen Lebensweg einzuschlagen: in der Alten Welt zu bleiben und Kaufmann zu werden. Die Unregung ging von seinen Verwandten mütterlicherseits aus. Es waren zwei mit Glück und Gaben begünstigte Bankiers Namens Bischoffsheim, Brüder seiner Mutter, Typen der internationalen jüdischen Großfinang, die querst in dem liberalen belaischen Musterstaat emporgefommen, sich mit Geschick über den aanzen Westen Europas ausgedehnt hatten, Bäuser in Bruffel, Untwerpen, Umfterdam, Paris und Condon befaken: Bambergers jüngerer Bruder gehörte bereits der firma an, auch für ihn selber boten sich auf diesem Wege gewissere Aussichten als in Amerika. So faßte er den Entschluß: der Republikaner, der aus Deutschland die Dynastien batte weafegen wollen, trat nun in den Dienst einer Dynastie jüngeren Datums und bestieg zunächst in Condon, dann in Untwerpen als Sehrling den Kontorsessel. Unter schweren Beklemmungen fügte er sich in das neue Leben, manchmal nur durch die Pflicht, die ihn band, aufrechterhalten. Unendlich schwer fiel ihm der Abergang aus einem akademischen Berufe, er meinte gar keine Gaben zum Geschäft mitzubringen und urteilte noch am Ende seines auch auf diesem Bebiete erfolgreichen Wirkens, seine fähigkeiten hätten eigentlich nicht nach der Seite des geschäftlichen Talentes (er meinte allerdings be= sonders die Spekulation) gelegen. Aber er tat sich damit wohl unrecht. Das eigentümliche Ingenium seiner Rasse, in seiner Blutverwandtschaft besonders glücklich bewährt, versagte sich auch bei ihm nicht. Trot alles Zweifels an sich selber lebte er sich doch so rasch in seinen neuen Beruf ein, daß er im September 1851 mit erborgtem Kapital und der Hilfe seiner Verwandten ein bescheidenes Bankhaus in Rotterdam errichten und im Mai 1852 die Braut heimführen konnte. Und als nach einem Jahre selbständiger Geschäftsführung ihm der Untrag gemacht wurde, in das Parifer Baus Bischoffsheim eingutreten, nahm er ihn an.

So blieb er in der plötslichen Wandlung seines Geschickes, während ungezählte Existenzen strandeten, davor bewahrt,

den gangen Jammer der deutschen Emigration in der Schweiz, in England und Amerika, mit ihrem Bodenfat von Not und Bemeinheit, von kannegießerndem Müßiggang und schlechtem Verschwörerhandwerf an sich selber zu erfahren. In der nüchternen und gewissenhaften Oflichterfüllung seines Bernfes wurde er der Berwilderung eines großen Teiles der alten Parteigenoffen, für die in dem Paris des dezembriftischen Kaiserreiches überhaupt kein Boden war, bald völlig entfremdet. In wenigen Jahren verwandelte sich der junge Mainzer Revolutionär in ein Mitglied der Parifer haute finance: Beweis genug, daß die Anpassungsfähigkeit seiner Matur ihn im Sommer 1849 doch nicht auf den ihr entsprechend= sten Wea geführt batte. Batte schon damals, als seine flücht= lingsfahrt ihn über Befancon führte, der Präfekt die schmale Gestalt mit der ironischen Frage gemustert: "Vous avez donc renversé des gouvernements?", so sollte man es bald dem soliden Bankier und beliebten Planderer der Salons nicht mehr ansehen, daß die Pariser politische Polizei ein dices faszifel Personalaften: Bamberger, Louis, chef des bandes qui ont ensanglanté le Palatinat" zu führen fortfuhr und damit bei der Polizei mehrerer deutscher Bundesstaaten dankbare Begenliebe fand.

Die fräftigste Epoche des Manneslebens, vom dreißigsten bis zum fünfundvierzigsten Jahre (1853—1868), hat Bamberger in Paris verbracht. Seine Cebenserfahrung, seine politische Bildung, seine geistige Individualität sind vollendet worden in einem Beruse, den er weder als das Tiel seines Strebens noch als das eigentliche feld seiner Begabung ansah, und in einem Cande, in dem er bis zuletzt nur ein tatsächlich anwesender Fremdling blieb. Ein ganz außerordentsliches Moment sür die Analyse seines politischen Cebens. Aus den ersten Blick fällt vielleicht nur der Umweg ins Auge. Aber der größte Umweg, wenn er nur zum Tiele führt, bietet auch seinen Ertrag, freilich einen andern als die große Heersstraße. Was im Sinne normaler Entwicklung gewiß einen Verlust bedeutet, hat doch auch wieder seine positive Seite. Es ist natürlich, daß gerade ihr der Erzähler der Erinnerungen

in dem starken Gefühle der Kontinuität seiner Persönlichkeit sich mit Vorliebe zuwendet. Der Historiker hat das fördernde und Hemmende gleichmäßig zu beachten.

Mit der Wahl seines Beruses söhnte Bamberger sich nur langsam, erst nach dem ersten halben Jahrzehnt des Pariser Ausenthaltes aus. Die praktische Berührung mit großen Ausegaben des Kulturlebens und der tägliche Verkehr mit angenehmen und gebildeten Ceuten verschiedenster Berussarten befreiten sein Bewußtsein allmählich von allem Druck. Mit der Zeit lernte er die Vorteile der Schulung für das praktische Ceben immer höher schäften, in vollem Maße erst, als er sich später objektiv zu einer abgeschlossenen Periode stellen konnte. Was er damals an Belehrung davontrug und zur Sicherung einer ökonomischen Unabhängigkeit (erst seit dem Ausgang der sünfziger Jahre begann er ein wohlhabender und bald auch reicher Mann zu werden) erwarb, das mußte dem Rücksblickenden später als die unersetzliche Vorbedingung für die Causbabn seines Cebens erscheinen.

Es ift allbekannt zunächt, welche Früchte die spezisisch banktechnische Erfahrung ihm in der Glanzzeit seiner politischen Tätigkeit im Vaterlande getragen hat. Sein verdienstvoller Unteil an der Einführung der Goldwährung und an der Begründung der deutschen Reichsbank — der auf privatwirtschaftlichem Gebiete seine Mitwirkung bei der Errichtung der Deutschen Bank zur Seite steht — ist vornehmlich die Frucht der Pariser Cehrjahre gewesen. Der weite, an große Verhältnisse gewöhnte Blick, die jahrzehntelange Vertrantheit mit den Cebensbedingungen des internationalen Geldmarktes und allen Zweigen industrieller Unternehmung: solche Vorzüge bildeten bei dem Ausbau der deutschen Reichsinstitutionen eine um so willkommenere Mitgift, als sie bei dem preußischen Beamtentum und bei den unitarischen Politikern der Kleinstaaten nur sehr sparsam vertreten waren.

Auch von dieser unmittelbaren Nachwirkung abgesehen, hat die Berufstätigkeit Bambergers einen tiesen allgemeinen Einfluß auf die Erziehung seiner politischen Auschauungen ausgeübt. Es ist erklärlich, daß die ausschließlich auf dem Gebiete der Privatwirtschaft gesammelten Erfahrungen sich

ihm in ausgesprochen individual-wirtschaftliche Überzeugungen Seine ganze Geistesrichtung kam der Auspräumsekten. gung dieses Ideals entaggen. So wird später seine politische Wirksamkeit in Deutschland, im Darlament und in der Dubligistif, gekennzeichnet durch die konsequenteste Vertretung der auf die Befreinna der individuellen Kräfte in Wirtschaft und Gesellschaft gerichteten Ideen, sowohl in der Periode ihres Sieges bis 1876, als in der Periode ihrer Turuddrängung durch eine von der sozialen Motivationsweise beherrschten Ideenwelt. Man müßte die Geschichte seines aanzen politi= schen Lebens schreiben, wenn man den Nachweis dieser Zusammenhänge im einzelnen durchführen wollte. Mur auf den Urfprung gewisser Schranken seiner politischen Bildung aus der Einseitigkeit seiner Erfahrungen möge noch bingewiesen Bamberger hat die neudeutsche Kolonialpolitik niemals anders beurteilt als vom Standpunkt des vorsichtigen Bankiers, der seine Bande nicht in unsolide Geschäfte stedt und unsichere Chancen als unsolide einschätzt. Er hatte in Paris zu häufig den lehrreichen Typus des windigen Projektenmachers kennen gelernt und den Geschäftsgrundsatz des que geknöpften Portemonnaies als beste Abwehr erprobt: da erschien ihm später jede koloniale Unternehmung wegen ihres zumal in den Unfängen unvermeidlichen abenteuerlichen Unstrichs von vornherein als ein Bandel, bei dem es, scharf ausgedrückt, nur Betrüger und Betrogene geben könnte. Ein merkwürdiges Verhängnis, daß die im fleinen Bankierleben erworbene Geschäftsreellität ibm die Organe für die neue große Entwicklung der Weltwirtschaft abstumpfte: vielleicht würden Condoner Erfahrungen anders auf ihn gewirft haben als die viel beschränkteren der Pariser Sinang. Er gehörte, wie viele der Besten seiner Zeit, gu denen, die in der freien Konkurrenz der wirtschaftlichen Tüchtigfeit der einzelnen Völker das Ideal der Weltwirtschaft erblickten. Er hat es später nicht sehen wollen, daß in den internationalen Wirtschaftsbeziehungen das nationale Sonderinteresse allmählich die weltbürgerliche Arbeitsteilung zurückdrängte, und das Deutsche Reich, wie jede Großmacht, die sich in diesem Kampfe behaupten wollte, die Konseguenzen

zu ziehen und die nationalen Machtmittel einzusetzen genötigt wurde. Die Doktrin verschloß ihm den Blick für die wirtschaftliche Notwendigkeit der deutschen Kolonialpolitik und einer starken flotte; das natürliche Volksempfinden sollte das eher als dieser kluge und erfahrene Mann begreifen.

Aber daß die Behauptung der Nationen in ihrer Individualität innerhalb der großen Gemeinschaften der Erde das lette Tiel aller Politif und daher der Kern aller weltgeschicht= lichen Bewegung sei, das ift niemals seine Aberzeugung gewesen. So gewiß er ein deutscher Patriot von reinem Streben war, ebenso gewiß scheint mir, daß er die notwendige Einseitiakeit aller nationalen Kraft vornehmlich als störendes Moment in der allgemeinen Entwicklung auffaßte. Die ganze Richtung seines Bildungsganges ging dabin, und die Beschäftstätigkeit in Daris mußte ibn darin bestärken. Das Milieu, in dem er sich hier bewegte, war kein Nährboden für die herbe Ursprünglichkeit nationalen Geistes: die ihrer Abstammung nach deutsch-jüdischen, aber in frankreich naturalisierten Männer der Kinanz, die Bischoffsheim, die Königswarter und alle Großen und Kleinen ihres Schlages: eben die Kreife, in die Bamberger selber eingetreten war. Er erzählt einmal in seinen Erinnerungen, wie der später als Unternehmer der türkischen Bahnen reich und berühmt gewordene Baron Morit Birfch — nebenbei Schwiegersohn des Brüffeler Bischoffs= heim, also angeheirateter Vetter Bambergers — während des Inremburgischen Konfliktes zwischen Preußen und frankreich zuerst Bismarck einen neuen Betriebsvertrag mit der Euremburger Bahn angeboten und ihn mit der Aussicht auf eine wichtige Bandhabe zur Beeinflussung des Candes und für militärische Bewegungen geködert habe, dann aber spornstreichs nach Paris zurückgeeilt sei, um auf die napoleonische Regierung mit der Ausmalung dieser bedrohlichen Möglichkeiten zu drücken und ihr dadurch die vorher vergeblich verlanaten Porteile seitens der französischen Oftbahn, den eigentlichen Kern des Handels, abzunötigen. Im Privatleben mag das ein Geschäft wie viele andere sein und im Sinne der geschäftlichen Individualmoral nicht als unsitt= lich bezeichnet werden. Und doch revoltiert unsere natür=

liche Empfindung sofort dagegen. Wer sich Bambergers Urteil: "sein Scharssinn und seine erfinderische Kombinations» gabe lieferten bei dieser Gelegenheit ihre erste Meisterprobe". gefallen lassen will, wird sich doch das Recht vorbehalten. zur Charafteristif der glücklichen Gaben des Berrn Birsch anders nuancierte Bezeichnungen zu wählen, und hinterdrein mit Befriedigung lesen, daß Bismarck dem Unternehmer das Stück nicht vergaß, sondern während des Berliner Kongresses sich weigerte, von ihm Notiz zu nehmen. Das sittliche Urteil - nicht das des Deutschen in specie, sondern ebensogut das des Franzosen — gibt sich hier mit der Individualmoral nicht zufrieden, sondern fordert die soziale Motivationsweise. die Unwendung des Sittengesetzes der nationalen Gemeinschaft. Wir kommen nicht darüber binweg, daß in der Eurem= burger frage zwei große Kulturvölker von der nationalen Erregung an den Rand des Krieges gedrängt find, und daß diese Spannung von einem deutsch-frangösischen Spekulanten gur Erringung privaten Vorteils ausgebeutet wird. Es gibt Momente im Leben der Bolker, wo jeder zu den Seinen fteben muß, wo diese zwieschlächtigen Wesen dem gesunden Empfinden der Volksgemeinschaft unerträglich sind.

Es liegt mir fern, Bamberger mit diesen Elementen auf eine Stufe zu stellen. Er unterschied sich von ihnen durch den wirklichen Gehalt eines unverwüstlichen deutschen Idealismus; er hatte, um mich eines volkstümlichen Ausdruckes zu bedienen, doch etwas unter den Füßen, was jene anderen seines Kreises nicht besaßen. Was einem im Herzen wohnt, kann einem das Milieu nicht rauben: aber daß es immerhin anders wirkte, als die stete Berührung mit der vaterländischen Mutter Erde getan haben würde, das läßt die Weitherzigkeit in Bambergers

Urteil doch auch wieder ahnen.

Im Dergleich zu seiner Geschäftstätigkeit erschien Bamberger sein Anteil an dem geistig-geselligen Leben doch als die wärmende und leuchtende Sonne des Daseins. Mit welcher Liebe er noch als Greis bei diesen Erinnerungen verweilte, verrät uns die nun in der Pariser Zeit ganz behaglich werdende Ausgiebigkeit des Erzählers. Man wird es nachfühlen, wenn man diesen Reichtum persönlicher, durch eine seine Geselligfeit zusammengehaltener Beziehungen überschaut. Die Ausbildung der geistigen, insbesondere auch der schriftstellerischen Individualität Bambergers hat aus diesem eigenartigen deutscheftranzösischen Milien die bleibendsten Anregungen gesichöpft.

In den ersten Jahren steht die deutsche flüchtlingsgruppe mit ihren Meigungen und Verbindungen noch im Vordergrunde des Verkehrs, wenn auch auf einen kleinen freundes= freis beschränkt: da war Ludwig Simon, der Trierer Advokat. einst in der Paulsfirche gleich hinreißend durch radikale Rede= gewalt und zierliche Schönbeit, jett gleichfalls Kommis in einem Bankgeschäft, deffen Chef auf die Vergangenheit seines Untergebenen selbstaefällig herabsah; dann der Dichter Morit Bartmann, schon als Sänger von "Kelch und Schwert" zum Mitalied der Frankfurter Linken berufen, auch auf dem Krankenlager ein verwöhntes liebes Kind der Frauen; der schwäbische Maturbursche und Dichter Cudwig Pfau, den die freunde wegen seines Berufes als Kunstaartner obne Erfolg in den Gärten des Barons Rothschild zu ferrieres seghaft zu machen versuchten; vor allem der scharffinnige und kluge B. B. Oppenheim, schon seit der Studentenzeit Bambergers diesem verbunden und später im Reichstage sein fraktionsgenosse: ab und zu kam auch der joviale Karl Dogt von Genf herüber und brachte einen Luftzug aus der Altmosphäre der schweizerischen flüchtlingsschaft mit. Einen Unschluß an diesen Kreis suchte auch das bewegliche Völken deutscher Journalisten und Zeitungs= forrespondenten, unter denen das jüdische Element gleichfalls stark vertreten war. Berührungen mit den Mitgliedern anderer Emigrationen war dagegen seltener: anker einigen Ungarn trat Bamberger der "herkulisch-milden Gestalt" Iwan Turgenieffs näher. Im Caufe der Jahre verschwanden die Schickfalsgenoffen in dem rein frangösischen Umgang. Den Abergang bildeten auf der einen Seite einzelne gang frangösierte Deutsche seines Umganges, wie der Maler Beilbuth und der Orientalist Jules Mohl, und vor allem die deutschejüdischen Kreise der finang, auf der anderen Seite die elfässischen Journalisten, wie August Aeffter, der Begründer des "Temps" und Conis Ulbach, die Kreise der "Revue germanique", später

"Revue moderne", meistens zur antisnapoleonischen fronde gehörig und daher den radikalen Deutschen in der Oppositionsstimmung verwandt, sonst reine franzosen, nur aus alemannischem Blute und mit deutschen Namen.

Bamberger erörtert, ein gewichtiger Zeuge, an dieser Stelle das nach seiner Meinung unlösbare Problem der deutschen Politik, die Elfässer nach 1871 mit ihrem Schicksal zu versöhnen. "Die Deutschen", urteilt er, "haben durch eigene fehler zum Miklingen beigetragen, aber es wäre nicht gelungen, auch wenn sie Engel vom himmel gewesen wären ... im Grunde war weder mit auten, noch mit bösen Künften etwas zu machen. Das ganze französische Leben mit seiner Gravitation nach Paris, selbst mit seiner, nur adoptierten Sprache, war den elfässischen Bürgerfreisen zur lieben Bewohnheit geworden, und da es ebensoviel anziehende Eigentümlichkeiten hatte, wie namentlich das norddeutsche abstokende, so blieb das dem entsprechenden Befühl ausschlaagebend. Die Elfässer fühlten sich nicht als Deutsche und ent= behrten die frangösische Cebens= und Staatsgemeinschaft schmerzlich. Das ist eine Tatsache, die jenseits von Cob und Tadel, als ein Ereignis auf eigenen füßen steht." Er hält die Wirkung "des eigentümlichen Reizes, den französisches Wesen auf die Menschen ausübt", für unüberwindlich. Es hat wohl sein Urteil mit bestimmt, daß er selber diese Wirfung auf das tiefste erfahren hatte. Er vermochte sich gang in dieses französische Wesen einzuleben. Die lebendige Unpassungsfähigkeit seiner Rasse traf hier mit den besonderen Einflüffen aus feiner Mainzer Jugendzeit zusammen, um ihm den Abergang zu erleichtern. Der Reiz einer politisch, national, religiös vorurteilsfreien Beselligkeit mochte um so stärker auf ihn wirken, als er sie in dieser Ausdehnung in Deutschland niemals genossen batte.

Schon der geschäftliche Verkehr vermittelte ihm manche äußerliche Bekanntschaft. Es ist charakteristisch für die Ansforderungen und Gewohnheiten des Pariser Lebens, daß viele Größen, auch aus der Schriftstellerwelt, in ihren finanzsnöten die Hilfe des Bankiers in Anspruch nehmen mußten. Aus allen politischen Lagern kamen sie, die Männer der

februarrevolution, wie Alphonse de Camartine mit der dronischen Verlegenheit des grand seigneur und der südfranzösische Jude Adolphe Crémieux, der Orleanist Mortimer Ternaux. der Bistoriker der Schreckenszeit so gut wie der Imperialist van Beederen, von Haus aus des Namens d'Unthès, aus Kolmar gebürtig und durch das Duell befannt, in dem er seinen Schwager Duschkin erschoß. Und allmäblich erschloffen Bambergers ausgezeichnete gesellschaftliche Gaben ihm und seiner Fran auch den intimen Umgang mit den erlesensten Vertretern frangösischen Beistes: in eine reiche Balerie von frangösischen Charafterköpfen, von Männern und frauen führen uns die Erinnerungen ein. Durchweg gehören fie wie der größte Teil des literarischen Paris dem Lager der Opposition gegen das Kaiserreich an: der Bistoriker Pierre Canfrey, dessen Beschichtswerk geradezu zur Diskreditierung der Napoleonischen Legende bestimmt war, Emanuel Urago, schon durch seine Berkunft aus der republikanischen Aristokratie zu seiner politi= schen Laufbahn prädestiniert, der radikale Braf d'Alton=Shee, der einst die Pairskammer durch sein "Moi qui ne suis ni Catholique ni Chrétien" entfett batte, der vielgewandte Jules Simon (ob man aber, wie die anonyme Anspielung Bambergers anscheinend möchte, seinen Charafter und feine Laufbahn mit Miquel vergleichen darf?); Gelehrte wie Littre, Renan, Benri Martin und Schriftsteller wie Prosper Mérimée, Stendhal, Sainte-Beuve, dessen geistvolle Plauderart den literarischen Charafter unseres Erzählers vorbildlich beeinflußt baben dürfte: die Maler Gustave Ricard und Daul Chenavard, dem Bamberger noch vor wenigen Jahren einen freundesnachruf widmete, und der begabte Bohemien Benri Monnier, der Schöpfer der Gestalt des Monsieur Joseph Prud'homme; die Gräfin d'Agoult, George Sand und die Damen, deren gaftliche Salons diese angeregte Besell= schaft zu vereinigen pflegten, wie Mme. Didier und Mme. Inliette Adam. Als die wertvollste dieser Erinnerungen bewahrte Bamberger noch lange in seine deutsche Seit binein seine Beziehungen zu dem berühmten Salon der Mme. Karoline Jaubert, der Schwester d'Altons. Ihr rühmt er nach, daß sie durch den gemeinsamen Sinn für die freuden

der praktischen Psychologie, den auf Wohlwollen und Besobachtungsfreude gegründeten Reiz der feinen Wechselbeziehungen ihm besonders eng verbunden gewesen sei. So war ihr Umgang nicht nur eine der reichsten Quellen, aus der er für seine Kenntnis des französischen Cebens schöpfen konnte, sondern bot ihm noch mehr, eine Freundschaft bis zum Ende.

Wenn er bald auf eine befestigte Stellung in der Parifer Gesellschaft bliden durfte, so war er selbst nicht ohne Verdienst daran. Er verfügte nicht nur über eine ausgedehnte und vielseitige Bildung, sondern auch über die den Menschen willfommenere Gabe, fie im Kleinverkehr belebten Gespräches auszumünzen. Und indem sich die aus der Jugend und dem Studium überkommene abstrakte Denk- und Sprechweise allmäblich perlor, wurde er ein alänzender und doch nicht oberflächlicher Causenr, dessen graziose form beide Sprachen gleich sicher bemeisterte: so kennt ibn die deutsche Literatur, so zeigt er sich noch in dem Buche, von dem wir sprechen, manchmal von seiner liebenswürdiasten Seite, wenn er über Redner und Dublikum und Claque, über Unternehmer und Spekulanten, über frangösische Chansonniers oder etwa den jüdischen Bana ju grotesker Komik, mit reifer Erfahrung plandert, vor allem, wenn er in feinen Umriffen das Bild einer Persönlichkeit entwirft. Wie vieles brachte er dazu mit! Er gehörte felbst zu den Cebenskünstlern. Er gesteht einmal: "Mich interessierten immer und überall die Menschen mehr als die Dinge. habe mich nie mit Unempfinden von Kunftgenüffen genarrt, für die mir die technischen Voraussetzungen fehlten, und an den schönen Künsten nur so viel freude gehabt, wie ein Mensch mit gefunden Sinnen und nach einiger Belehrung aus Ceben und Cernen natürlicherweise empfinden fann." die Kunft zogen ihn die erlesenen fünstlerischen Reize des Cebens, die intimen freuden der Geselliakeit und Menschenbeobachtung an. Und diefer für andere Individualitäten aufgeschlossene Sinn fand seine Wurzel in einem echten mensch= lichen Wohlwollen, in der Liebenswürdigkeit des Bergens: wie es ihm einmal eine Dame als Grund einer rasch sich bilden= den Barmonie bezeichnete: "je remarquais que vous ne

teniez pas à vos idées", daß Sie nicht auf Ihre Ideen verlessen sind. Das Leben selber besiegte die jugendliche Selbst= gewißbeit des Radikalen von 1848 und die Einbildung seiner unbarmherzigen Dialektik. Ceben und Ceben laffen, das ent= sprach dem überzeugten Individualisten viel besser, nicht mehr richten, sondern verstehen. Ja, auch die Kehrseite dieser Entwicklung bleibt nicht aus. Wir seben die Kunft, sich keinem Menschlichen fremd zu fühlen, zuweilen zu einer für ein positiver veranlagtes Empfinden unerfreulichen Weit= bergiakeit des sittlichen Urteils führen. Man kann gewisse charafteristische Ziae des frangosischen Wesens kaum feiner zeichnen als Bamberger, z. B. den Einfluß der perfönlichen, insbesondere der geschlechtlichen Beziehungen auf Gesellschaft und Sittlichkeit, und doch möchte man wünschen, daß die deutsche Urt zu empfinden sich mit einem stärkeren Bewuftsein der Unterscheidung von der gallischen Leichtlebigkeit und ihrem firnis von elegantem Esprit abhöbe.

So werden wir noch einmal zu der Frage zurückgelenkt, wie diese französische Epoche sich zu den Forderungen nationaler Erziehung und nationaler Kultur verhält, die das deutsche Volk wie jedes andere in seinen Führern auf politischem

Bebiete erfüllt wiffen will.

Niemals hat Bamberger ein Behl aus seinem Bedauern gemacht, von dem Inhalt jenes gemeinsamen Cebens durch den Krieg von 1870 und seine folgen wie durch einen unheilbaren Schnitt getrennt zu sein. Gelang es ihm auch, mit manchen der alten freunde allmählich ein äußerliches Verhältnis wieder herzustellen, mit einzelnen sogar die Intimität ungestört zu bewahren, die meisten konnten es nicht verwinden, den gastfreundlich aufgenommenen, fast zu einem der Ihrigen gewordenen fremden plöglich im Lager der feinde, unter den führern der deutschen Reichsgründung gu erblicken. Und man versteht, daß sie sich so entschieden. ist wohl ein Lieblingsgedanke Bambergers und ein Stück seiner individualistischen Ideale, daß die Menschen in ihrem rein persönlichen Verhalten eine viel höhere Stufe der Kultur erlangen als in allen öffentlichen, durch Vorurteile einge= engten Beziehungen. Der Gedanke ist nichts weniger als

unanfechtbar: das zeigt sich in dieser Frage. Wir sind nun einsmal nicht allein Einzelwesen, sondern auch Glieder von einem überindividuellen Ganzen, und unser Sittlichkeitsbegriff nimmt seine Motive aus beiden Sphären. Der höchste dieser meuschslichen Verbände, die weniger auf individualistischen als sozialen Beweggründen beruhen, ist das Vaterland, und sein Sittengesetz voranzustellen, bleibt immer das Postulat eines stark empfindenden Volkes. Das ist kein Vorurteil, das ist etwas Großes an sich. So ehrenwert Bambergers Bemühen war, zwischen 1866 und 1870 für eine Unnähesrung und Verständigung der beiden Völker zu wirken, so natürlich war auch die Absage, die er persönlich nach dem

Kriege erfuhr.

Denn dasselbe nationale Sittengesetz hatte ihn ja selber inzwischen dem Leben seines Volkes wiedergegeben. Niemals war er das Gefühl losgeworden, daß die Pariser Jahre für ihn doch der schönsten Vollendung entbehrten. Ist der Mensch nach dem Aristotelischen Worte von Natur ein politisches Wesen, so blieb ihm die wichtigste menschliche funktion, die Krone des Ganzen, versagt. Er war in Paris nichts als ein staatloses Geschöpf, ungleich den alten Parteigenossen in den Vereinigten Staaten, die sich in ein kulturverwandtes Bange einleben fonnten: selbst das "droit de domicile civil", die Rechtsstellung gleich dem Inländer im bürgerlichen Drozek. wurde ihm von der kaiserlichen Regierung dauernd verfaat. Die politische Unlage Bambergers bewahrte ihn davor, Kosmopolit zu werden. Die große Leidenschaft des einen und freien Deutschlands hatte in dem Revolutionsjahr den gangen Menschen erariffen und ließ ihn nicht wieder los. Wenn in diesen Jahren ein Grundton innerer Unaufriedenheit niemals zur Ruhe kam, so geschah es, weil ihm die Möglichkeit eines aktiven Unteils an den vaterländischen Dingen versperrt Bewiß war die Stellung eines deutschen Datrioten in Frankreich nicht unbedenklich; sie hat ihm die inneren Konflikte so wenig ersparen können, wie den Vorwurf einer allzustarken Empfänglichkeit für das fremde Wesen: daß wir allerdings das Exil in Frankreich heute mit etwas kritischeren Augen ansehen als das seiner Leidensgefährten in Amerika,

liegt an der Machwirkung der Ereignisse von 1870. Er hat wie alle Schickfalsgenossen anderer Zeiten den Tribut mit der Entfremdung von der nationalen Urbeit, der unvermeidlichen folge jeder dauernden äußerlichen Entfernung, gablen muffen. Aber muffen wir, Sohne einer glücklicheren Teit, des neuen Deutschen Reiches, aufwachsend unter den gleichmäßigen Bedingungen einer fich immer positiver gestaltenden nationalen Kultur, darum ungerecht werden gegen die Generationen, die dieses Blückes nicht teilhaftig, nicht auf dem geraden Wege jum Ziel gelangten, sondern erft auf beschwerlicher Reise die Kraft ihres nationalen Charakters bewähren mußten? Mancher würde sich in diesem Twiespalt nicht mit dem Cakte baben behaupten können, der Bamberger vor jeder wirklich schiefen Stellung bewahrt hat. Es war darum eine ungerechtfertigte Verdächtigung, wenn Bismarck, schonungslos wie er war gegen den parlamentarischen Gegner, in den achtziger Jahren den führer der Sezession als "sujet mixte" zu brandmarken versuchte: da er selber die Worte nicht aufrechterhielt, wird es nicht ausdrücklicher Verteidigung dagegen bedürfen. Bamberger war doch ein anderer als die vaterlandslosen Swittergeschöpfe der internationalen Groffinang; er mar auch kein Windelmann, der in bewußtem Entschluß Glauben und Daterland hinter sich ließ, um nur seiner individuellen Bestimmung nachzuleben: flüchtend, wider Willen hatte er vielmehr die Beimat verlaffen muffen, weil er im Kampfe um sein Ideal eines deutschen Vaterlandes unterlegen war. Wie man in der italienischen Renaissance fast zwei Klassen von Dolitikern unterschied, die intrinseci, die in der Vaterstadt weilten, und die extrinseci, die zeitweilig vor der berrschenden Dartei in die Verbannung gewichen waren, so empfand auch er als ein Besiegter in der großen Entscheidung der deutschen frage, ein Verbannter, immer des Umschwunges und der Rückfehr gewärtig. Schon die erste Möglichkeit einer Unnäherung ergriff er mit gangem Herzen und zu seinem Teile begann er aus der ferne mitzuarbeiten an der Wendung der Dinge. So konnte der Umsturg der Entscheidung von 1849 im Jahre 1866 auch ihm den Weg gurud gu seinem Vaterlande und gum Berufe seines Cebens babnen.

In der zweiten Hälfte der Pariser Epoche setzt der Unteil Bambergers an der deutschen Politik langsam wieder ein, nun auf einem neuen Wege.

Die Wendung brachte der Neujahrstag von 1859. Bamberger war sofort überzeugt, daß der Entschluß Napoleons zum Kriege mit Ofterreich und zur Einigung Italiens eine die Zukunft Deutschlands entscheidende Rückwirkung ausüben müsse. Es ist bekannt, daß der Krieg eben deswegen auch in Deutschland zu der stärksten Parteienverschiebung seit 1848 führte: in allen Cagern trennten sich alte Freunde, von den preußischen Legitimisten über die Elite der Erbkaiserlichen hinweg bis in die revolutionäre Linke hinein ging der Zwiespalt. In dieser Berwirrung griff der Dubligist Bamberger jum erstenmal fast nach einem Jahrzehnt wieder zur feder, in der Schrift "Juchhe nach Italia". Mit dem scharfen Blicke des geborenen Politikers entdeckte er in der füddeutschen Begeisterung für Österreich die verborgene Triebfeder, die Sorae der Kleinen um die Erhaltung ihrer partifulgren Candes= souveränitäten, die durch ein neues Anfachen der nationalen Bewegung in Europa und die Erschütterung des österreichischen Absolutismus bedroht waren. Da sak für ihn der Kernpunkt der Frage: Konservierung des Partifularismus oder freie Babn für den Einheitsstaat: immer lenkt er dabin gurud. daß es fich für ihn in dieser Krifis nicht um Bonaparte und Italien bandle, sondern um die Zukunft der deutschen Einheit. Deren Begner aber erblickte er zurzeit nicht in Napoleon, sondern im Bause Babsburg und den ihm ergebenen fleinen Böfen. Darum follte Dreußen feinen ginger für Ofterreich rühren, sondern die Gelegenheit benuten. Denn, so schloß er, "das ift und bleibt doch der einzige Ausweg aus Deutschlands Jammerzustand, daß Preußen möglichst weit das Ranbstaatensvitem absorbiere". Von einem ganz anderen Ausgangspunkt und unter aanz anderen Beweggründen gelangte der groke preukische Realpolitifer damals zu einer verwandten Unffassung der Lage. Sympathien in dem Streite felbst kannte Bismarck ebensowenig: "wer in Frankreich oder Sardinien herrscht, ift mir, nachdem die Gewalten einmal anerkannt sind, aanz gleichgültig", schrieb er im Mai 1860 an seinen Freund Gerlach:

allein mit seinem preußischen König wollte er stehen und fallen. Don hieraus sah er noch in seinen "Gedanken und Erinnerungen" in der preußischen Politik von 1859 eine versänmte Gelegenheit: "die Situation wurde nicht unter dem Gesichtspunkt einer vorwärtsstrebenden deutschen Politik bestrachtet... Mein Gedanke war, immerhin zu rüsten, aber zugleich Osterreich ein Ultimatum zu stellen, entweder unsere Bedingungen in der deutschen Frage anzunehmen oder unsern Angriff zu gewärtigen." Bismark wurde von seinen Parteigenossenschen des Bonapartismus beschuldigt; manche alten Freunde Bambergers, die jetzt im österreichischen Cager standen, sprachen von der Clique, die sich an der Tafel des Prinzen Napoleon schmarotzend mäste oder, wie Fröbel, von den revolutionären Bankiers unter dem Schirme des französischen Kaiserreichs.

Verlengnete Bamberger seine Vergangenheit, als er den Weg beschritt, der ihn aus dem revolutionären Lager an die Seite des Schöpfers von Kaiser und Reich führte? Soviel ift flar: die treibende Kraft seiner politischen Cehrjahre, der Unitarismus, ist in voller Stärke wieder aufgewacht. Ziel ist das gleiche geblieben, aber die Mittel, es zu erreichen, werden jett anders gewählt: eben ihre Modifikation zeigt die Linie an, in der er mit dem Werke Bismarcks gusammentreffen wird. Damals hatte er der großen deutschen Republik zuliebe die fürsten insgesamt beseitigen wollen; das war ihm in Wahrheit der Siegespreis gewesen, selbst als er unter dem Banner der deutschen Reichsverfassung mit dem preußischen Erbkaiser ins feld zog. Die Unmöglichkeit dieses Beginnens batte er am eigenen Leibe erfahren müffen. Das republikanische Ideal war ihm weniger an sich, denn als Voraussetzung der Einheit erstrebenswert; einer theoretischen Schwärmerei 311= liebe wollte er nicht auf das Tiel selber verzichten, wenn statt des ungangbaren Weges eine andere Möglichkeit des Sieges sich bot. Er stellte sich auch wohl die Frage: Sollten die Demofraten den Unschluß an die Entscheidung der deutschen Beschicke verlieren oder nicht? In den nächsten Jahren erlebte er, wie der mächtige Einfluß seines freundes Bergen im "Kolokol" zu falle kam, als er im Polenaufstand von 1863 aus Doktrinarismus für die Polen Partei nahm und sofort von den slavischen Patrioten und dem radikalen Jungrußland im Stich gelassen ward. Auf der anderen Seite sah er Italien auf einem anderen Wege sich dem Siege nähern, als Mazzini einst gewollt hatte, und auch für Deutschland schien ihm eine ähnliche Wendung allein das Heil bringen zu können: die Erzwingung der Einheit durch den einen Starken und Cebensstähigen in der deutschen Staatenwelt, als den Nothelser gleich dem sardinischen Königreich, als den Vollstrecker des

allmächtigen Willens der Nation.

Die Beteiliauna an der politischen Kontroverse von 1859 ließ ibn von neuem an Zusammenschluß der Gesinnungs-In den Jahren 1860/61 fanden sie sich genossen denken. in dem auf seine Unregung gegründeten und von Ludwig Walesrode geleiteten "Demokratischen Studien" zusammen, vor allen Dingen sein spezieller freundeskreis, B. B. Oppenbeim, K. Doat, Cudwig Simon, Moritz Hartmann, fr. Kapp, neben anderen auch Ruge und Caffalle. Als Oppenheim dann infolge der Umnestie nach Berlin gurückfehrte, bot seine Monats= schrift "Deutsche Jahrbücher für Politif und Literatur" (September 1861 bis Dezember 1864) ein Organ; von hier aus trugen dann neue Unknüpfungen mit den preukischen fortschrittspolitikern, v. Unruh, Löwe-Calbe, v. Rappard, Twesten dazu bei, Bamberger auf dem eingeschlagenen Wege festzuhalten. Der publizistische Kampf dieser Unitarier richtet sich besonders scharf gegen die Mittelstaaten als Gegner Prenkens und der deutschen Einheit. Aus diesem Grunde nahm Bamberger lebhaften Unteil an der Entstehung von friedrich Kapps "Beschichte des deutschen Soldatenhandels", die nicht aus Liebe zu hiftorischen Studien, sondern in erster Linie wegen der politischen Tendenz gegen die Mittelstaaten (die Idee ist schon im "Inche nach Italia" angelegt) geschrieben wurde und in den fürstlichen Seelenverkäufern des vorigen Jahrhunderts ihre Nachfolger im Jahre 1864 treffen wollte; er empfahl das ihm gewidmete Buch in einem Artikel der "Deutschen Jahrbücher". Eben deswegen besprach er 1865 mit revolutionarer Scharfe die Waldheimer Buchthauserlebniffe eines Opfers sächsischer Reaftion; deswegen hießen die "Demofratischen Studien" eine anonyme Abhandlung von Alfred

Klauhold: "Kurhessen unter dem Dater, dem Sohn und dem Enkel", ihren packendsten Beitrag, willkommen. Alle fürstenseindlichen Tendenzen der achtundvierziger Demokraten ershoben sich hier von neuem, aber sie wurden nicht mehr wie damals auf das Haupt des mächtigsten Fürsten gesammelt, sondern gegen die preußenfeindlichen Regierungen abgelenkt, die zugleich die feinde der neuerwachten Einheitsbestres

bungen waren.

So wurde Bamberger ein Bundesgenosse Bismards, aber nur bis zum nächsten Ziel des Kampfes. wollte die Begemonie der friderizianischen Monarchie in Deutschland; so viel dazu an Derftarkung Preugens durch Bebiets= erweiterung oder Verfügung über die gesamten Machtmittel der Nation notwendig war, wollte er erkämpfen; indirekt mußte sein Plan den Traum der deutschen Einheit realisieren. Was ihm nur ein Bebel zur Erreichung seines Tieles war, das bedeutete für Bamberger den leitenden Gedanken, die Einbeit selbst, zentralistisch wie er sich 1848 seine Republik voraestellt hatte, auf eine ausgedehnte Mitwirkung des geeinten Volkswillens gestütt, repräsentiert durch das in Deutschland aufgehende Preußen. Die Differeng liegt flar gutage; fie mußte später deutlich werden, als Bismard nach errungenem Siege in dem Reiche auch dem foderalismus fein Daseinsrecht sicherte, als er den Volksrechten und den Tentralisierungs= versuchen des varlamentarischen Unitarismus gegenüber auch die Macht der preußischen Krone und die individuellen Kräfte des preußischen Staates in ihrer Ursprünglichkeit erhielt. Im Jahre 1866 trat diese Differeng gurud. 211s Bismard selber im letten Momente mit der Proflamierung des Deutschen Parlamentes auch die Mithilfe der liberalen und radikalen Unitarier aufrief, als der Verbündete des neuen Italiens, selbst vor einer Unknüpfung mit Kossuth und Klapka nicht zurückscheuend, für den einen großen politischen Zweck jedes Mittel in die Wagschale warf: da konnte auch der ehemalige Parteigänger der deutschen Einheitsrepublik, der feind des Partifularismus, der seinen hessischen Spezialfeind von 1848. den Minister v. Dalwigk, nun als den Bestgehaften der kleinftaatischen Geaner Bismarcks im anderen Cager wiederfand,

den Sieg der preußischen Waffen mit ungeteilter freude begrüßen.

Die Zeit der Verbannung war damit auch für ihn zu Ende. Nachdem er nach dem Nikolsburger Frieden zu mehreren Malen längere Zeit in Deutschland geweilt hatte, kehrte er im Jahre 1868 dauernd zurück. Als Vertreter seiner Vatersstadt im Zollparlament begann er seine politische Caufsbahn.

Der Sieg der Politik Bismarcks hatte ihm die Rückfehr an einer nationalen Wirksamkeit verschafft: unter ihrem Zeichen nahm er auch von dem gastlichen Nachbarlande 21b= schied. Im februar 1868 veröffentlichte er einen historisch= politischen Essay "Monsieur de Bismarck" in der "Revue moderne" (die "Revue des deux mondes" hatte ihn als 311 prenkisch abaelehnt); sein Grundgedanke war, den gebildeten Franzosen eine andere als die durchaängige Auffassung von dem Inhalt der letten großen Ereigniffe, jum Zwede besseren Einvernehmens zwischen der öffentlichen Meinung in Frankreich und dem neugestalteten Deutschland, beizubringen und zumal die führende Perfönlichkeit ihnen ins rechte Licht zu ruden. Und die Perfonlichkeit dieses Einzigen, für den feinen Beobachter immer eine Quelle unerschöpflichen Studiums, begrenzt fortan Bambergers Wirken in dem neugewonnenen Vaterlande: literarisch sogar, denn das lette Erzeugnis seiner feder ist der im vorigen Jahre, noch kurg vor seinem eigenen Bingang unternommene Versuch, den großen Toten in dem Buche "Bismarck Posthumus" von seinem Standpunkt aus zu würdigen. Dor allem aber politisch: das Zeitalter Bismarcks ist der Hinterarund seiner eigenen parlamentarischen Tätiakeit und das Mak, an dem diese gemessen werden muß, sowohl während des ersten Drittels, als die Bundesgenossen von 1866 noch nebeneinander streiten konnten, in schöpferischer Tätiakeit für den Ausbau der deutschen Reichsinstitutionen wirkend, und dann in der Zeit nach 1877, in der die Bedingungen eines gemeinsamen Wirkens in der Bauptsache geschwunden waren und die unausbleibliche Trennung auch wieder die verschiedene Berkunft ihrer politischen Aberzeugungen offenbaren mußte. Die beiden

Epochen dieser Entwicklung, in deren Abwandlung das wichstigste Problem neudeutscher Reichsgeschichte liegt, führen uns über die Grenze schon hinaus, an denen die Erinnerungen Bambergers stehen geblieben sind. Wir entsbehren sie von jetzt an weniger, denn sie würden die Kämpse der Gegenwart erzählt haben, in denen wir alle leben, und es war ein sichtbarer Platz, den der Dahingeschiedene in ihnen einnahm.



10.

Aus dem Lager der deutschen Whigs

Freiherr von Roggenbach — Gustav Freytag und Herzog Ernst von Coburg — Gustav Freytag und General von Stosch — Ludolf Camphausen — Mevissen



Freiherr von Roggenbach



em Staatsmann, der so lange die Hoffnung der deutschen Whigs gewesen ist, hat ein Sohn des bekannten augustenburgischen Politikers einen knappen biographischen Nachruf gewidmet. Da kann es kaum ausbleiben, daß über diesen Blättern

in doppeltem Sinne etwas von der Stimmung liegt, die in der Biographie Georg v. Bunsens (von seiner Schwester) in dem Titel schon zum Ausdruck gebracht wurde: "Aus dem Tager der Besiegten". Und weil Roggenbach selbst diese Stimmung im Innersten empfand und skeptisch dachte über den historischen Wert von politischen Delleitäten, die sich nicht zur Wirklichkeit hatten gestalten können, so hat er leider die meisten seiner Papiere vernichtet und damit eine der reichsten Quellen sür den Tiberalismus seiner Generation zerstört, vor allem sür jene liberale Oberschicht, die mit den fürstlichen Kreisen in Fühlung stand. So beruht denn die ansprechende Schilderung dieses Tebens überwiegend auf bekanntem und nur zu einem kleinern Teile auf unbekanntem Material, ohne daß die Herskunst der einzelnen Nachrichten jedesmal deutlich erkennbar wäre.

In einem großen und bewußten Zuge hat Roggenbach sein Ceben frühzeitig auf die Caufbahn des Staatsmannes angelegt. Der Abkömmling eines alten zähringischen Dienstemannengeschlechtes auf dem Schwarzwalde, das wiederholt den Bistumsstuhl in Basel besetzte, der Sohn eines badischen Offiziers, wollte er sein Ceben allein der deutschen Aation widmen. Das stand für ihn fest, seitdem er in dem Heidelberg der vierziger Jahre, unter dem Einfluß der liberalen Historiker, in der Freundschaft mit I. Jolly, in jene die Besten fortreißende nationale Strömung gezogen war, die ihm fortan die Cebense und Staatsanschauung bestimmte: auch er einer der damals

¹⁾ Karl Samwer, Zur Erinnerung an Franz von Roggenbach. Wiessbaden, J. F. Bergmann. 1909.

zahlreichen nationalen Ciberalen aus der katholischen Hälfte unserer Nation. Schon 1848 glaubte er fest an den Bestand der neu aufgerichteten Ordnung; wie es fürst Chlodwig Hohenlohe getan hatte, wie es der nur wenige Wochen jüngere Rudolf v. Bennigsen gleichzeitig beabsichtigte, trat er in den auswärtigen Dienst der jungen Tentralgewalt, als freiwilliger Sekretär in Frankfurt. Und nach dem Jusammenbruch dieser

Boffnungen blieb er seinen deutschen Tielen getreu.

In zwiefacher Weise leate er die Ausrüstung für seine politische Caufbahn an. Einmal durch politische Reisen und Studien in Frankreich, England, der Schweiz. Dazu aber kam noch etwas Zweites: feiner anmutenden Derfönlichkeit gelang es, zahlreiche perfönliche Beziehungen zu den fürstlichen Kreifen zu gewinnen, in die der nationale und liberale Beift der Zeit hineingeweht war. Schon in seinem Berliner Jahre 1849/50 wurde der fünfundzwanzigjährige der Vertraute der Prinzessin Augusta von Dreuken, die ihn fast jeden zweiten Caa fab. bald auch mit ihrem Gemahl und ihrem Sohne bekannt machte: während seines wiederholten längeren Aufenthaltes in Bonn. wo er mit den liberalen und nationalen Kreisen fühlung ge= wann, trat er in eine enge Verbindung mit dem fürften Bermann von Wied, in dessen Bause er die augustenburgischen Dringen kennen lernte und den künftigen preußischen Chronerben wiederfand; nach dem Tode des fürsten wurde er lange Jahre der nächste freund seiner Witme, und über die Tochter Carmen Sylva knüpften sich auch Beziehungen zu den süddeutschen Hohenzollern an; während eines Condoner Winters wurde er durch Stockmar in die englische Köniasfamilie eingeführt. Als im Jahre 1856 die badisch-preußische und im Nahre darauf die preußisch-englische dynastische Verbindung geschlossen wurde, schienen die fäden dieser freundschaften sich auch für ihn zu verknüpfen, und der Mann, der jett auch der Vertrauensmann seines badischen Candesherrn wurde, durfte sich bald als einer der kommenden Männer diefer liberalen Fürstenpolitik fühlen.

So gefellte er sich zu denen, die vor allem einmal Preußen aus dem entgegengesetzten Lager herauslösen wollten, um es seiner vorbestimmten deutschen Aufgabe zuzusühren. Charak-

teristisch für die Dreistigkeit dieser Privatpolitik während der Krisis des Krimkrieges ift seine von Sammer im Dezember 1854 veranlakte Reise nach England, durch die er den preukischen Spezialaesandten Usedom vorwärtsdrängen sollte. Sein Rat an diesen Diplomaten, der doch nebenbei auch ein preußischer Beamter mar, ging dahin, "er moge fich eine bestimmte Zurudweisung des Vorschlages von seiten der englischen Regierung bolen, verbunden mit einem Miktrauensvotum gegen das Ministerium Manteuffel: er solle dann versuchen, berauszubekommen, unter welchen Bedingungen England mit Preuken im falle eines Syftemwechsels abschließen würde, und diese Bedingungen nachdrudlich in Berlin vertreten." Die deutschen Liberalen hatten den Namen "Kamarilla" zwar ausschließlich für die konservativen Männer in der Umgebung Friedrich Wilhelms IV. geprägt, aber dieser nationalen und liberalen Kamarilla fehlte kaum einer der Rechtstitel für die gehässige Kennzeichnung, die man mit dem Schlagwort verband.

Nach der Zeit des Wartens fam dann seit der Wendung von 1858 die Stunde der Erfüllung. Im frühjahr 1860 gelang es Roggenbach, das konservativ-klerikale Ministerium in Baden 311 ftürzen und den Weg für eine liberale und nationale Politik frei zu machen; erft ein Jahr später trat er selbst in die Regierung ein, um fie nach außen bin zu leiten. Die vier Jahre vom 2. Mai 1861 bis zum 19. Oktober 1865 sind die einzige Periode seiner aktiven Politik; sie bleiben denkwürdig als ein Versuch, die Nationalvereinstendenzen in einem Mittelstaate und mit Bilfe diefes Mittelstaates für Gesamtdeutschland gur Beltung zu bringen; mit ibm - vielleicht schon zu spät - fagten die populären Agitationen festen fuß in den Kabinetten. Die Plane Roggenbachs schlossen jede preukische Unnexions=, aber auch Unionspolitif, d. h. allzu unitarische Konzentration aus; fie waren bundesstaatlich-konstitutionell, wollten aber selbst im Nationalverein das Schwergewicht von der Einheit nach der Seite der Freiheit hinüberdrängen und "Dreuken dem deutschen Bedanken unterwerfen", in einem Mage, daß nicht nur die Unaftlichkeit von Schleinit, sondern auch das Preukentum des Brafen Schwerin leidenschaftlich widersprach. Sein Entwurf ist immerbin von Interesse als einer der vernünftigsten unter

den ungähligen Versuchen, die Quadratur des Zirkels zu finden. aber es kam eben nicht auf die größere oder geringere Ver= nünftiakeit der theoretisch-verfassungsmäßigen Sosungsversuche an, als auf das Porbandensein von politischer Energie, sie mit realen Mitteln durchzusetzen. Als der erste Unlauf Roagenbachs vor dem schneidenden Widerspruche Österreichs am 27. November 1861 zu Boden fiel, war unwidersprechlich bewiesen. daß die Entscheidung allein zwischen Wien und Berlin lag, und von den diplomatischen Aktionen der Kleinstaaten ebenso= wenig abhing wie von der Erregung der öffentlichen Meinung durch den Nationalverein. Die zweite Aftion Roggenbachs, der Versuch, in dem Kampfe um Schleswia-Bolstein die natio= nale Frage mittels des augustenburgischen Erbrechts in fluk ju bringen, hatte von haus aus ungleich ftarkere Chancen, aber fie ftieft auf den großen Gegenspieler Bismard. Die Löfung durch die preukische Unnerion war Roggenbach, der seit langem mit Samwer befreundet war, nicht allein wegen des dynastischen Interesses der Augustenburger antipathisch, sondern vor allem seinen deutschen Idealen entgegengesett, weil er, wie die meisten nationalen Ciberalen, in der Art der Erlediauna dieser Einzelfrage einen für Befamtdeutschland bestimmenden Dräzedenzfall fab. Es war die patriotische Sorge, die Samwer in einem Brief an Bennigsen am 24. April 1865 jum Ausdruck brachte: "Die Frage, um die es sich handelt, ist doch am Ende die, ob es zu der bisher von uns fast ein Jahrzehnt gewünschten Entwicklung Deutschlands zum Bundesstaat fommen soll oder ob der Versuch eines Einheitsstaates gemacht werden soll, welcher es auf dem Wege des Bürgerkrieges und des auswärtigen Krieges langfam, vielleicht auch gar nicht, zur Vereinigung von gang Deutschland bringen würde."

Der Anlaß zu dem oft getadelten Rücktritt Roggenbachs im Herbst 1865 lag einmal in dem Durchbruch der sachlichen Erkenntnis, daß man von einem Kleinstaat aus nicht große Politik treiben könne; er wußte, wie er zu Bernhardi sagte, daß er Wechsel ausgestellt habe, die er nicht einlösen könne; der spezielle Anlaß im Momente lag wohl in der Konvention von Gastein, in der noch einmal die prenßische und die österereichische Politik mit sonveräner Nichtachtung aller anderen

dentschen Gewalten ausgewichen waren. Es kam aber noch ein persönliches Motiv hinzu, und das hieß: "sich aufsparen für eine besser Zeit" — so schrieb Treitschke an G. freytag am 1. Oktober 1865. Vielleicht schon in solcher Stimmung versagte er sich und seinen Namen, als Vismarck in der Kriss des frühjahrs 1866 an die Liberalen heranzurücken begann, und wenn er auch, von der großen Stunde fortgerissen, in seinem bekannten Vriese vom 1. Juli 1866, noch vor Königgrätz, sich offen auf die Seite Vismarcks stellte, so siel er doch bald wieder in die Stimmung des vorsichtigen Abwartens zurück.

Es war die Neigung mancher Liberaler, die übrigens pon 1862 bis 1888 eine verderbliche Unterströmung in ihrem poli= tischen Wollen gebildet hat; die angesichts des greisen Königs auf den Kronprinzen rechnete und sich Bismark aegeniiber auch nach 1866 mit der eitlen Hoffnung tröstete: er mag das Reich gegründet haben, wir werden es aufbauen und einrichten. Beute klingt es vermessen genng, wenn Roggenbach am 26. Mai 1868 an Jolly über das Berliner Staatsschiff schrieb: "Die Mannschaft wollen wir doch lieber allein aussterben lassen. Es wird Arbeit genng machen, das infizierte Wrack dann glücklich dem Sviel der Wellen anheim zu geben." Das war nicht eine Politik aroken und nationalen Stiles, sondern nichts als eine Spekulation, die diese Wbias betrogen hat. Die aktiveren und gewissenhafteren unter den Liberalen gaben sie bald auf. Roggenbach aber war nach seiner ganzen Laufbahn allzu persönlich auf den kommenden Kaiser eingestellt und hat die Konsegnenzen bis zum bitteren Rest am schärfsten getragen. Schon während des Hollparlaments und der ersten Reichstagsfession hielt er sehr zurück, um dann ganglich auszuscheiden. Seine spätere Catigkeit für die Strafburger Universität und im Verein für Sozialpolitik waren nur ein Notbehelf. Er blieb der Mann, der sich als Vierzigiähriger zurückgezogen hatte, um sich nicht vorzeitig zu verbrauchen, und niemand wußte schärfer als Bismarck, worauf er wartete.

Wenige unter den namhaften Männern des Liberalismus fonnten sich der äußeren und inneren Unabhängigkeit seines politischen Charakters vergleichen, verbanden gleich ihm die Bildung des Geistes mit der Sicherheit der großen Welt und

dem Idealismus des Herzens. Es war wie ein Verhänanis für den Liberalismus, vielleicht für unser politisches Leben, daß diese Kraft ungenutt brach lag. Wie weit seine fähigkeiten für die höchsten Aufgaben ausgereicht hätten, ist schwer zu beurteilen, eben weil er nicht zu ihnen berufen ward. Bismard fagte nach dem Eintritt der schleswig-holfteinischen Krisis, am 17. Januar 1864, zu dem frangösischen Botschafter Talleyrand: "Berr v. Roggenbach ist weniger ein Staatsmann als ein Mann von Aberzeugungen"; er bestritt spottend dem Gegner den Ehrentitel, mit dem die Liberalen den Mann ihrer Hoffnung bezeichneten. Auch die Charafteristik Robert v. Mohls, der doch nicht zum gegnerischen Lager gehörte, vermist in ihm bei aller Achtung vor seinen menschlichen Eigenschaften die Klarheit des Urteils und des Wollens, die Menschenkenntnis. Immerhin, er war weder nach oben noch nach unten ein Schmeichler und keineswegs ein Doktrinär. Er hatte im Jahre 1870 wie im Jahre 1885 Urteil und Mut genug, der gehegten Lieblingsidee des Kronpringen, der Unnahme des Kaisernamens friedrich IV. mit allen ihren romantischen Konsequenzen, unbedingt zu widersprechen. Er nahm auch gegenüber den obersten Verfassungsfragen des Reiches, vor allem dem Verhältnis des Reiches zu den Einzelstaaten, eine realistische Stellung ein, die ihn viel leichter zur Verftändigung mit Bismarck wurde geführt haben als mit den Liberalen. So sprach er sich in einem an mich gerichteten Briefe vom 9. Juni 1906, der mir immer ein kostbares Vermächt= nis aus der Zeit der Reichsgründung bleiben wird, fich dabin aus, daß seine Stellung zu den Kardinal-Entwicklungsfragen des Reiches eine von der nationalliberalen fraktion des Reichstages vielfach abweichende gewesen sei: "3. B. hielt ich das Streben nach Reichsministerien für geradezu verhängnisvoll, da es das sog. Reich vollends in den Nebel weiterführen mußte, in den zu geraten schon der bloke Citel "Kaiser" eine verhängnisvolle Versuchung bildet. — Nach meiner Auffassung ift alles vom Abel, was die führung der Reichsgeschäfte von enastem Zusammenhange mit den preußischen Staatsbehörden und deren eventuellen Ergänzung aus den Bundesstaaten loslöft. — Das Verlangen nach verantwortlichen Reichsministern

und der Traum ihrer Vereinbarkeit mit der Institution des Reichskanzlers und des Bundesrates, und gar mit der Tatsache, daß der Staat Preußen, trotz aller "Reichsdekoration", vor wie nach als lebendiger Organismus fortbesteht, war meinem einfachen Verstande stets unverständlich. In dem Nachjagen nach solchen Trugbildern mußte die politische Beseutung der nationalliberalen Partei notwendig zugrunde gehen. Mein alter Freund und Gönner, der Geschichtsforscher Schlosser in Heidelberg, hat mir oft gesagt: "Glauben Sie mir, die Deutschen sind kein politisches Volk." Ich bin oft versucht, in der Behandlung politischer Fragen, der ins und auswärtigen Ungelegenheiten, diese Warnung bestätigt zu finden."

Diese Resignation am Ausgang seiner Laufbahn hatte sich wohl eingestellt, als nach dem langen Harren sich die Aussicht politischer Cätigkeit in der zweiten Hälfte seines Lebens nur für einen Augenblick zeigte, um unter schweren Enttäuschungen

alsbald für immer zerstört zu werden.

Erst im Sommer 1885, nach dem schweren Ohnmachtsanfall Kaifer Wilhelms, schien die Stunde gekommen. Die authentischen Mitteilungen Samwers über die Dorgeschichte der Oroklamation Kaiser friedrichs, zu deren Entwurf sich Roggenbach und Stosch auf Veranlassung des Kronprinzen damals verbanden (auch der Justigminister friedberg nahm an der Derhandlung teil; zufällig und ungern gesehen, drängte sich Professor Geffden ein), gehören zu dem wichtigften Inhalt seines Buches. Roggenbach übernahm die Umarbeitung der Entwürfe und die Vorlegung, während der Kronpring vom 11. bis 15. August bei dem Großberzog von Zaden zu Besuch war. In feinem Entwurfe ift dreierlei bemerkenswert. Weder die Ciberalen noch der Kronpring, der sich gleich darauf mit Bismarc in Potsdam aussprach, dachten an eine Entfernung des Reichskanzlers. Sie waren jedoch in der eigentümlichen Lage, die Stärkung der Kronautorität gegenüber einem allmächtigen Minister wünschen zu muffen, "dem fünftigen Kaifer einen selbständigen Boden gegenüber dem Reichskangler unter die füße zu geben"; übrigens wirken die konstitutionellen Tüfteleien Roggenbachs wie Zwirnsfäden, die einen Titanen binden sollen. Schlieklich wollte man "die Befugnisse des preukischen Ministerpräsidenten bis zur Tuständigkeit eines englischen Premierministers erweitern"; ob das nun praktische Voraussberechnung oder konstitutioneller Doktrinarismus war, sie trasen mit dieser Forderung merkwürdigerweise den Punkt, um den Vismark, und zwar in ihrem Sinne, mit dem dritten Kaiser seinen letzten Jusammenstoß gehabt hat.

Vorausblickend schrieb Roggenbach bald darauf: "Schließlich freilich wird entscheidend sein, wer am Tage des Gerichts zur Stelle ist." Man begreift, daß er, als der Charakter der Erkrankung des Kronprinzen nicht mehr zu verkennen war, im November 1887 gestand: "Wir alle sind in diesen Tagen

um Jahre älter geworden."

Die taktlose Veröffentlichung des Tagebuchs Kaiser fried= richs durch Geffden gab dann Bismard den gierig ergriffenen Unlak, in das Lager derer, die einen Augenblick schon sich als Erben seiner Macht gefühlt hatten, eine große Dulverladung abzufeuern. Allerdings hatten weder Stofch noch Roggenbach um die Veröffentlichung des Tagebuchs gewußt. Aber während Stofch fich flug zuruckgehalten hatte, hatte Roggenbach, früherer Dorsicht vergessend, sich mit Geffden näher eingelassen. Uns einem mir vorliegenden Briefe von Stofch an einen militärischen freund vom 21. Januar 1889 entnehme ich die folgenden Sätze: "Ich habe nun aber mit Geffden wirklich gar keine Beziehung gehabt, denn daß er unaufgefordert hier bei mir war, kann ich doch nicht als solche rechnen. Ja, selbst wenn ich ihn gesehen, habe ich aus meinem Berzen eine Mördergrube gemacht. Wie ist es also möglich, daß der Kerl mich unausgesetzt im Munde führt. Wie mein freund Roggenbach sich derart von Geffden hat umgarnen laffen, ift und bleibt mir ein Rätfel. Beffden mar ein durch Dielseitigkeit seiner Kenntnisse und Beziehungen unterhaltender Mensch, aber seine Unzuverlässig= feit und seine Sucht, überall dabei zu sein, schreckten vor Dertraulichkeit ab." Beffden mar es anch, der den Bedanken einer Denkschrift aufbrachte, die dem jungen Kaifer durch den Großherzog von Baden überreicht werden follte, und Roggenbach hatte diefen Bedanken nicht von sich gewiesen. Was man von den Vorschlägen Roggenbachs in seinem Briefe an Beffden vom 6. September 1888 liest, verdient zwar nicht den schlimmen Vorwurf einer Verschwörung, gegen den der Biograph den badischen Staatsmann verteidigt, aber es war immerhin ein Versuch, das Vertrauen des Kaisers zum Reichskanzler an mehr als einer Stelle zu erschüttern. Allerdings ließ Roggenbach den Plan fallen, da er mit Gefschens Entwurf unzufrieden war; aber dessen unmittelbar hernach auf eigene Faust ersolgende Veröffentlichung des Tagebuchs erscheint in diesem Jusammens hang tatsächlich als ein publizistisches Vorgesecht in einem Kampse um die Macht.

Roggenbach hat noch kurz vor seinem Ende, im Mai 1907. sehr treffende Bemerkungen über Bismarcks Urt, die Geschäfte zu führen, gemacht: "daß er gegen alle Personen, von denen sein ausgebildeter Miktrauenssinn ihn die Möglichkeit von Schwierigkeiten befürchten ließ, stets eine Reibe von Schutzbatterien bereit stellte, um dieselben unter vernichtendes feuer zu nehmen." Mach der Cefture seiner Berhandlungen mit Beffden im Berbst 1888 kann ich mich, trot der beschwichtigen= den Bemerkungen seines Biographen, nicht dem Eindruck entgieben, den anscheinend auch Stosch hatte, daß Roggenbach sich im vordersten feuerterrain mit verdächtigen Absichten bewegt und dadurch den Ungriff des Bedrobten mit zugezogen hat. Dielleicht fämpfte Bismard damals nicht in erster Linie um die Vergangenheit, um das in dem Tagebuch Kaifer friedrichs ein wenig gestörte Gedächtnis seiner Caten von 1870, sondern um seinen zufünftigen Einfluß bei dem jungen Kaifer, freilich mit einer unüberlegten Gewaltsamkeit der Mittel, die doch wohl dazu beigetragen bat, seine eigene Stellung zu erschüttern. Dem unbeteiligten Stofch wenigstens gelang es, sich bald darauf an der höchsten Stelle völlig zu rechtfertigen; aus jenem mir vorliegenden Briefwechsel darf ich noch eine Bemerkung des flugen Generals vom 11. März 1889 entnehmen: "Um den dabei auf mich geworfenen Schatten im Interesse meines Sohnes unschädlich zu machen, habe ich einen Cefebrief an Bahnke geschrieben, welcher ihn dem Kaiser gegeben und mir dessen Dank übermittelt bat."

11.

Sustav Freytag und Herzog Ernst von Coburg

Voll Sympathie und Bewegung lebt man die beiden reichen Menschenleben mit, deren freundschaftliche Verknüpfung den Inhalt des Briefwechsels zwischen Gustav freytag und Herzog Ernst von Coburg bildet¹). Man weiß aus den Lebenserinne-rungen der beiden Männer, in welchem Geiste sie ihre dauernde freundschaft aufgefaßt haben: nun erschließt sich uns in den 257 Briefen (zu denen noch 52 Briefe freytags an die Herzogin kommen) das Werden und das allmähliche Sichvertiefen dieses Bundes, durch vier Jahrzehnte hindurch, in lebendigster Wechselrede, und jeder von ihnen kommt uns, von dem freunde gesehen, menschlich näher gerückt, in greisbarer Wirklichkeit entgegen.

Der literarisch-politische Verein, von dessen Bestrebungen wir aus den Memoiren des Berzogs wissen, schuf im frühjahr 1853 die erste Beziehung zwischen den liberalen Gesinnungs= genossen: sie blieb immer literarisch und politisch zugleich. schon in dem Briefe des Berzogs vom 31. Dezember 1853 in den Con wechselseitigen Vertrauens übergehend; und zumal seit ihrer offenherzigen Auseinandersetzung vom Juni 1856 erhebt sich neben dem Literarischen und Politischen das rein Menschliche, ein immer vollerer Unterton in der bunten fülle der Gedanken und Interessen, die an uns vorüberziehen. Dergeblich dürfte man im 19. Jahrhundert einen ähnlichen Briefwechsel zwischen fürst und Bürger suchen: denn auf freytags Seite erscheint der Mensch in dieser Beziehung überwiegend unter der besonderen Note des Bürgers, des selbstbewußten Ungehörigen einer aufstrebenden Klasse, die im staatlichen Leben sich den fest umschriebenen Unteil erkämpft und auf geistigem Gebiet sich als Gleichberechtigte dem hohen 2ldel zur Seite gestellt hat. So aufrecht erscheint freytag neben dem fürsten, der selbst sich mit dem Beiste dieser liberalen Beneration durchdrungen hat und aus ihm die Kräfte für einen beweglichen neufürstlichen Ehrgeiz ziehen möchte; gerade aus

¹⁾ Gustav Freytag und Herzog Ernst von Coburg im Briefwechsel. Herausgegeben von Eduard Tempeltey. Leipzig, Hirzel. 1904.

dem ein wenig altfränkisch=submissesten Klang der Worte freyetags weht uns solcher Bürgerstolz entgegen, aggressiv manchemal, einzeln gar von unnötiger Empfindlichkeit, aber immer, wenn es darauf ankommt, mit mannhaftem Mut für seine Aberzeugung eintretend. Man möchte sich ja vorstellen, daß heute ein großer Künstler schon mit ruhigerem und selbstverständlicherem Bewußtsein sich in solchen Beziehungen bewegte als der Sohn einer Zeit, die sich erst das Anrecht zu erobern begann, über jene sozialen Schranken hinwegzusteigen; umsgekehrt aber wäre auch zu sagen, daß unsere deutsche Gegenwart in ihrer Auffassung des Verkehrs zwischen kürst und Untertan viel wieder eingebüßt hat. Die demokratischer sich entwickelnde Gesellschaft wird gleichzeitig wieder byzantinischer.

Manches fällt aus diesem Briefwechsel für unsere Kenntnis der literarischen Urbeit beider Männer ab. Schon auf den ersten Blättern führen Freytags Urteile über den Großgrundbesitz Schlesiens und seinen freund Molinari in Breslau uns in die Gegensätze der Utmosphäre von "Soll und haben" ein. Die Welt der "Journalisten" öffnet sich in den mannigfaltigsten Typen aus dem eigenen Lager und aus den Nachbarlagern rechts und links; für manchen waceren "Bellmans" bemüht sich der Dichter-Journalist bei seinem Bergog; man sieht mit Interesse, wie unter ihnen auch der entwicklungsfähige Morit Busch, "einer von meinen besten Ceuten, ein sehr braver, ehrlicher, warmherziger Junge" empfohlen und auch vom Bergog als brauchbar, als "der fanfte Busch", anerkannt wird. Mus dem gangen Briefbande empfangen wir Eindrücke, die an manche Gespräche der "Verlorenen Bandschrift" über die antiquierte und die neue Auffassung fürstlicher Stellung und fürstlichen Berufes erinnern. In die Entstehungsgeschichte der "Uhnen" führen die Erläuterungen über das thüringische Lokal des Romans in alter und neuer Teit ein. freytag konnte mit Recht dem Berzog bei der Übersendung der letten Bande seiner Gesammelten Werke sagen: "In jedem Werk könnte ich auf Stellen weisen, denen die Bekannt= schaft mit Ew. Hoheit und die Unschanungen, welche der Derkehr mit Ew. Hoheit Cebenskreise mir gestattete, zum Dorteil geworden find. So gehören diese Bande noch in besonderem

Sinne dem Candesherrn und hohen freunde zu." Die geistige Einheit seines Schaffens tritt lebendig in diesen Briesen zustage. Und zugleich sehen wir ihn als den literarischen Berater des Herzogs, von den Textbüchern der Opern und dem Reisewerk über Agypten an bis zu den drei Bänden der Mesmoiren, die den alten Schriftsteller mit herzlicher freude erfüllten und zu rückhaltlosester Anerkennung veranlaßten; nur fügt er hinzu: "für einen alten freund, der viel Liebes und Holdes in Ihnen sah, ist der Herzschlag zuweilen allzusehr durch Purpur und Küraß verdeckt. Es ist ganz recht, daß es so ist, mir aber bleibt die Empfindung, daß ich mehr von Ihnen

weiß, und Berglicheres, als das Buch ergählt."

Damit kommen wir zu dem, was den historisch und poli= tisch interessierten Ceser am meisten in diesen Briefen fesselt. Der Berzog und freytag stimmen miteinander überein in ihren allaemein politischen Ansichten, sie sind Söhne derselben Generation und derselben Ideenwelt; im besonderen verband sie das grundsätliche Einverständnis über die Lösung der deutschen frage durch Preußen. Aber auf dem Boden dieser gemeinsamen Ziele ließ Stellung und Temperament sie häufig getrennte Wege gehen: der Preuke und der thüringische Kleinfürst, der in den internationalen Beziehungen seines Bauses lebt, der Doktrinär mit seiner politischen Sittenstrenge und die ehrgeizig bewegliche Natur des Koburgers, der sich selbst nur als einen "vorwärts strebenden Privatmann" be= zeichnet: dieser Gegensat mußte immer wieder zum Unsdruck kommen. Und freytag, nicht etwa der Herzog war es, der den freund und Gesinnungsgenossen anders haben wollte, am liebsten deffen Individualität nach seinem eigenen Ideal geformt bätte. Er liebte die vielseitig dilettantischen Meigungen des Herzogs nicht; er hielt ihm strenge Vorlesungen über seine Opernkompositionen oder etwa über sein Komödienspielen ("indem ich das Vorhergehende durchlese, merke ich, daß ich Seien Ew. Hoheit ungewöhnlich grob geschrieben habe. darüber nicht böse, es ist doch alles wahr"); er schalt gar noch allgemeiner und deutlicher, 3. 3. bei den Schützenfestspielereien des Herzogs von 1862: "Mein lieber Herr ist in Gefahr, sich wie ein Schauspieler, der zu viel spielt, abzunuten". Statt deffen

verlanate er Konzentration und festen Cebensplan. Was in frevtag an Philistrofem lag (auch in dem verschnörkelten und steifleinenen Bumor dieser Briefe empfindet man solcherlei Mitgift), kommt in diesen ehrlichen und mannhaften Erziehungs= versuchen so zum Ausdruck, daß man sich selbst dann auf die Seite des Berzogs stellt, wenn er, wie nicht selten, im Unrecht ist: denn er mahrt doch das Recht seiner Dersönlichkeit, indem er etwa in seinen Liebhabereien das verteidigt, was ihm die Doesie und Sonne des Cebens ift, und er wahrt es in vornehmer und berglicher Weise: der überlegene Weltmann neben dem ernsthaften Schulmeister, der doch auch nur überströmt von dem, wessen sein Herz voll ift. Im Grunde das Bild einer echten Freundschaft, die beide Männer ehrt: den einen, der mit tadelnder Kritik so bäufig die schwerste freundespflicht nach seiner Aberzenanna übt, und den anderen, der immer großen Zug genng hat, solche Proben der freundschaft zu befteben und herglich die Bande binüberauftreden. Der Grund der Meinungsverschiedenheiten ist vorwiegend politisch. Schon in dem Briefe von 1856 stellte freytag dem fürstlichen freunde vor Augen, was ihm als deffen eigentliche und höchste Cebens= aufaabe erscheine: "der feldherr des protestantischen Deutschlands, das heißt Prengens zu werden, der Vertrante und intime Belfer der fünftigen Monarchen von Preußen, welcher die große politische Idee, für die Ew. Bobeit jahrelang gekämpft und verhandelt: Deutschland ein Bundesstaat, Preußen sein führer, den prenkischen fürsten gegenüber vertritt." Herzog aber erkannte zwar die prensische Begemonie als das wünschenswerte Ziel an, meinte jedoch: "Sollen wir in Beduld und Rube warten? Das wäre zuviel verlangt und Europa wartet nicht, und wir dürften wie die Juden stets auf unseren Messias harren. In einer jeden Konstellation, jeder großen, will ich sagen, liegt etwas Gutes für uns, wir dürfen uns nicht auf einen bestimmten ausgearbeiteten Plan endoktrinieren und die Bände ruhen laffen, bis die Konstellation für ihn günstig wird." Also machte er das Recht des Politikers geltend gegen= über den Dersuchen, ihn als Parteimann zu werben und in Oflicht und Eid zu nehmen: freilich verführten ihn dann Ehrgeis und Temperament zu Bandlungen, von denen der engere

Sinn des andern bewahrt blieb. So konnte es nicht ausbleiben. daß die Differenzen immer von neuem bervorbrachen, be= sonders in den Jahren 1859 bis 1863, und wiederholt zoa freytag sich, zürnend ob des Abfalls seines freundes von ihren gemeinsamen Zielen, von ihm gurud. Er hatte recht, manchen unbedachten Schritt und manchen sprunghaften Einfall zu tadeln. Aber welcher Doktrinarismus lag auch in seiner barten Parteigesinnung, wenn er etwa im Januar 1860 nach langer Abrechnung mit den Plänen des Herzogs ausrief: "In der Politik sind in Deutschland nur zwei Parteien, Protestanten und Altalänbige, Lebendige und Tote, Preugen und Ofterreicher: hie ficht, wie Luther faat. Gott und der Teufel, ein drittes gibt's nicht. Em. Boheit Ahnen haben in schwerster Zeit, in Not und Gefangenschaft ihrem politischen Glauben Trene erwiesen. Mein anädiger Berr wird das auch tun." Mit relativem Rechte durfte der Berzog darauf antworten: "Ich wünschte, Ihr Vergleich wäre richtig; leider ist er es nicht. Die protestantische Sache, für die meine Uhnen fämpften und fielen, war eine heilige; die prenkische ist es bis jett noch nicht. Der Vordersat ist falsch, man ift in Preuken nicht deutsch und man will es, weder offiziell noch inoffiziell, nicht sein. Man möchte Deutschland preußisch, aber nicht Preußen deutsch machen. Caffen Sie uns für Deutschland, für den fortschritt und die Aufklärung fechten, nicht aber einseitig für das Dreuken, das jett vor uns lieat." Da aab es keine Vermittlung. Frevtag schrieb an R. v. Bennigsen am 27. Juni 1863: "Die Reise des Berzogs nach Wien war mir persönlich sehr unlieb, weil ich bei seiner Persönlichkeit jedes Betreiben großer Politik für ein kompromittierendes Geschäft halte, und weil für ihn, wie er ist, alle künftige Befriedigung seines Selbst= gefühls doch in Preußen liegt." Die Neigung zum Mahnen verging ihm manchmal; als er im Dezember 1863 dem Herzog abriet, sich allzu innig mit der Sache des Angustenburgers zu verbrüdern und dadurch "der verantwortliche Unordner einer wirkungslosen Staatsaktion" zu werden, fügte er resigniert hinzu: "Was ich Ew. Hoheit hier schreibe, tue ich, obwohl ich recht gut weiß, daß Ihre unruhige Phantasie Ihnen sehr schwer macht, still zu halten, und daß Sie jest geneigt find, mich

für Ihren Gegner zu halten. Diese Ansicht zu widerlegen, bin ich zu stolz. Ich bin seit Ihrer unseligen Teilnahme an dem Reformprojekt Ihnen gegenüber still geworden, weil ich mit Bedauern sehe, daß mein Warnen nichts mehr fruchtet." Erst als in der Entscheidung von 1866 Herzog Ernst sich als einer der ersten auf Preußens Seite stellt, jubelt Freytag aus vollem Herzen dem Entschlusse zu, und alle Teiten schmerzlicher Trennung sind vergessen.

Es scheint mir für die geschichtliche Betrachtung außerordentlich lebrreich zu sein, an dem Beispiel eines so gemäßigten und so preußischen Politikers wie freytag zu beobachten, wie schwer sich der Liberalismus mit allen seinen Idealen in die Zeit nach 1866 bineinfand, in der weniastens das eine Biel seines Strebens nahe gerückt war. Unf der einen Seite tadelte er die Beschränkung der Kompetenz des Norddeutschen Reichstages hinsichtlich des Militäretats, es bleibe nichts übrig als "eine aroke Delegiertenversammlung für Zoll- und Derfehrsfachen"; auf der andern Seite aber wollte er von dem allgemeinen Wahlrecht, "dem leichtfinnigften aller Erperimente" Bismarcks, nichts wiffen. fast naiv klingt seine Klage: "Niemand weiß, ob er gewählt wird." Diel rascher, mit rüchaltloser frende, lebte fich die fanguinische Natur des Berzogs in das Neue ein als der doktrinäre freund, der sich nicht von der Unbetung des Erfolges verführen lassen wollte. Aber so war eben der Motabelncharakter des Altliberalismus beschaffen; man wollte parlamentarische Herrschaft in weitgehendem Sinne, scheute jedoch vor der demofratischen Basis des Parlaments zurück; man hatte sich lange erbaut an der "loyalen Konspiration" und den kleinen Mitteln der Prefagitation im geschlossenen Kreise der Gesinnungsgenossen, und stand zunächst ratlos, als 1867 der Kampf um die Massen begann. freilich glückte dem Dichter die Wahl in Erfurt; in humorvollem freytagsstil werden Wahlversammlung und Agitation geschildert. Es ist bekannt, daß er keine Corbeeren im Reichstage pflückte und zu stolz für eine bloke Statistenrolle den mannhaften Entschluß der Entsauna faßte. Schon nach der ersten Session legte er sein Mandat nieder: "Ich habe für mein Volk eine andere Aufgabe zu erfüllen. Ich bin in einer Zeit, die in energischer, aber einseitiger Kraftentfaltung begriffen ist, einer der wenigen Bewahrer der idealen Habe unseres Volkes... dies frühjahr war ein großer Wendepunkt in meinem Leben, so schön und lockend lag die große Wirklichkeit vor mir wie selten einem Menschen. Es war ein harter Kamps. Über ich bin fertig. Ich bleibe der bescheidene Hausfreund meines Volkes, ich bleibe bei der Poeterei, ich krieche in meinen Keder-

topf zurück."

Schon aus freytags Briefwechsel mit Treitschke wissen wir, wie merkwürdig ablehnend der Dichter auch weiterbin der Wirksamkeit Bismarcks gegenüberstand. Er blieb bei seiner Auffassung eines Drovisoriums und vertagte alle Hoffnungen auf die Zukunft. "Es gilt", schrieb er 1867, "ein paar Jahre gegen diese persönliche Politik zweier Menschen (d. i. des Königs Wilhelm und Bismarcks) sich zu behaupten, und die forcen derselben ebensowohl für Deutschland zu benuten als ihre fixen Ideen, soweit man sie nicht brechen kann, zu ertragen"; oder 1868 "Über Politif und Völkerleben zu schreiben, wird dem denkenden Menschen darum sehr schwierig, weil derselbe immer mehr als ein Malheur empfindet, daß der Eine alles machen will und darum selten etwas recht gemacht wird." Eine wirkliche Befriedigung kam nicht in ihm auf, ja er meinte, indem er 1869 über die neue Zeit und den fortschritt schrieb, um den man gefämpft und nach dem man sich gesehnt habe: "und jett, da er gekommen ift, wird die Seele doch seiner nur in einzelnen Stunden froh." Solche Stimmung zeitigte in ihm den Entschluße das Leben Karl Mathys zu schreiben, dieses starke und feine Buch, von allem, was freytag geschrieben, wohl am weniasten gelesen und am würdigften gelesen zu werden. Da wollte er den Deutschen ihre nächste Vergangenheit gurudrufen, die viele über den Ereignissen von 1866 vergessen zu haben schienen: "Daß nämlich nicht ein Mann und ein Waffengang allein die Grundlagen eines neuen Staates geschaffen, sondern daß viele in aufreibendem geistigen Kampfe seit zwei Jahrzehnten daran gearbeitet haben, die Gedanken und die einzelnen Bestimmungen der Verfassung des neuen Bundes als volkstümliche forderungen hinzustellen." Die historische Ceistung seiner Generation und seiner Dartei wollte er sicherstellen inmitten des großen Stromes, der nun in anderer Rich-

tung die deutschen Geschicke zu treiben begann.

Es sind hier nicht alle schwarzseherischen Bemerkungen freytags zusammenzustellen. Sing er doch so weit, am 1. Juli 1870 — in dem Moment, wo aus dem genialen Spiele Bismarks das Kriegsgewitter emporstieg, das die Einigung bringen sollte — über die hoffnungslose Trennung Süddeutschlands 3u klagen: "Zweiteiligkeit in sempiternum, es wird eine allmähliche Entfremdung." In seinem Innern begann er seine Boffnungen auf ein Regiment des Kronprinzen zu stellen: es wäre zu wünschen, daß über diese Beziehungen einmal eine Veröffentlichung der Briefe freytags mit v. Stosch und v. Mormann weitere Aufflärung gabe. Aber schon aus diesen Briefen begreifen wir die Stimmung, die Freytag später in seinem Buche über den Kronprinzen und die deutsche Kaiserfrone in tiefen Sähen ausprägte über die "Ergänzungsfarbe", die den Deutschen durch den hingang Kaiser Friedrichs III. ausgefallen sei: die ganze Welt der Vorstellungen, die von 1848 bis 1864 auf dem deutschen Grunde erblüht war, und auch der Seele des Kronprinzen Inhalt und farbe verliehen hatte: das war der feste Kern auch seiner Natur allezeit gewesen. In den damaligen schmerzvollen Eindrücken über den tragischen Ausgang des Kaifers ist jene kleine Schrift wohl als vietätlos verurteilt worden: heute wird man diesen Vorwurf gegen den gerechten Geist jenes Nachrufs nicht erneuern wollen. fahren wir doch auch aus der vorliegenden Publikation von neuem, daß unser jekiger Kaiser die Arbeit vor ihrer Deröffentlichung gelesen und "zu allem Beistimmung und Beifall" ausgesprochen bat.

HI.

Gustav Freytag und General von Stosch

Zu dem politischen Briefwechsel Freytags mit dem Herzog Ernst von Coburg und mit Treitschke, den wir schon seit längerer Zeit besitzen, gesellt sich jetzt der umfänglichste und auch wohl intimste briefliche Meinungsaustausch, in dem der Dichter von "Soll und Haben" ein Menschenalter lang, von 1864 bis

1895, mit dem General v. Stofch gestanden hat1). Einzelne Bruchstücke davon waren uns schon aus den bis zum Jahre 1871 reichenden Denkwürdigkeiten von Stofch - die für diefe erften Jahre zur Ergänzung heranzuziehen find - bekannt. Dagegen bleiben uns die Briefe von Stosch an Freytaa, deren historischer Wert wohl noch höher steht, zunächst noch versaat: die fortsetzung der Berausgabe der Denkwürdigkeiten wurde seinerzeit nach dem ersten Bande bekanntlich eingestellt, da der Beraus= geber, der Sohn des Generals, sich durch die gang unberechtigten, aber vermutlich wohlberechneten Empfindlichkeiten Dritter einschüchtern ließ; nachdem fast ein Jahrzehnt verfloffen ist und die vorliegenden Briefe freytags in den Charafter dieses Meinungsanstausches einen tiefen Einblick gewährt haben, sollte von neuem an den Berausgeber die Mahnung gerichtet werden, daß er dem hiftorischen Gedächtnis einer so starken und verdienten Persönlichkeit, unbekümmert um die Meinung derer, denen an diesem historischen Gedächtnis nichts liegt, durch einen mutigen Entschluß gerecht werden möge.

Bis dahin wollen wir uns dieses anregungsreichen Briefbandes freuen. Wie man auch zu freytag stehen mag: er fesselt immer durch das, was er zu sagen hat, und durch die form, in der er es fagt. Es ift eine in sich geschlossene und sich immer tren bleibende Perfonlichkeit, die fich gang offen in vertraulichem Zwiegespräch über vieles äußert, was die Deutschen in jenen Jahrzehnten auf vielen Bebieten des Lebens bewegte. Das historische und politische Profil freytags ist uns allen vertraut: der felbstbewußte Bürgerliche, der Whig der alten Schule, der ausgesprochene Prenke und Protestant, der Moralist in der Politik. Dieser bürgerliche Liberalismus ift von 1830 bis 1870 die herrschende Strömung gewesen, er vertritt die aufsteigende Welle in der gesellschaftlichen Umwälzung, er ist national und historisch — bei allen ausgesproschenen Antipathien und Sympathien — auf das tiefste ans geregt; weniger tief reicht, das sieht man auch wieder bei freytag, die philosophische und ökonomische fundamentierung seiner Weltanschauung. Sehr charakteristisch schreibt er ein-

¹⁾ Gustav Freytags Briefe an Albrecht von Stosch. Herausgegeben von Hans fr. Helmolt. Stuttgart und Berlin, Dentsche Verlagsanstalt 1913.

mal: "Jede Zeit hat ihre Philosophie. Unsere braucht einen tapferen Kerl, der den Egoiften verkündet, daß der Mann für die Nation da ist, die Nation für die Menschheit, die Menschheit aber unter anderem auch dazu, das Ceben ihrer Erde zu konfer= vieren und zweckvoll für sich umzubilden." Der Sinn der Obilosophie hat sich ibm bewußt zu einer nationalen und libe= ralen Ethik verengert.

Berade freytag war, von seiner innersten Natur ber. einer der bewußten Erzieher zu solchen Zielen, Erzieher viel mehr als die meisten der Männer, die man nachträglich und fünstlich dazu hat machen wollen. Er war es den einzelnen gegenüber. Die Menschen, die er schätzte oder liebte, sollten jedesmal diejenige Entwicklung nehmen, die er um ihretwillen oder im Interesse gemeinsamer höherer Ziele für die richtige bielt; in solchen Källen war er eigenwillig genug, ihnen sogar das Milien zu bestimmen, von dessen Einwirkung er sich das meiste versprach: wie er Benniasen in der Zeit, wo er Präsident des Nationalvereins war, wiederholt zu bereden suchte, nach Dreußen überzusiedeln und die preußische Staatsangehörigkeit zu gewinnen, so hätte er den prenkischen Kronprinzen während der Konfliktszeit am liebsten in einer landwirtschaftlichen Betätigung großen Stils, fern von den politischen Entscheidungen, untergebracht. Unermüdlich hat er in seinen Briefen Berzog Ernst von Coburg auf den Wegen prenkisch-deutscher Nationalpolitik festzuhalten oder von seinen Seitensprüngen dorthin wieder zurückzuführen gesucht; der weichen Natur des Kronprinzen aber hörte er nicht auf, trot mancher Enttäuschung, durch mittelbare Einwirfung sich zu nähern, auf daß er gu dem hohen Berufe eines modernen fürsten, wie er ihn verstand, tüchtig werde. Und so, als bewußter Erzieher, hat freytag sich auch dem ganzen deutschen Dolke gegenüber verhalten: als Journalist, als Bistorifer, als Dichter, bald mit wahrem Schwunge, bald in etwas schulmeisterlicher Urt, immer eifervoll bestrebt, an einem nationalen und liberalen Einschulungsprozeß seiner lieben Deutschen zu arbeiten.

Stofd aber war unter den Männern des fronpringlichen Bofes und der Ciberalen derjenige, von dem freytag nach Lebensstellung und fähigkeit das Böchste in Krieg und frieden erwartete. Eben darum gefellt er sich zu ihm als ein guter Benius, anregend, ratend, auch wohl ein wenig zu lenken verssuchend — soweit das der überlegenen und kräftigen Perssönlichkeit des Generals gegenüber möglich war. Tiebevolle Freundschaft knüpfte ihn an den Mann, seitdem er ihn in den sechziger Jahren als Mitarbeiter für die Grenzboten — es wäre eine dankbare Aufgabe, einmal dem militärischen Publizisken Stosch nachzugehen — gewonnen hatte. So gab er sich hier am intensivsten, offensten und bewegtesten: das alles versleiht dem Briefwechsel, in dem so viel von der inneren Geschichte Deutschlands an uns vorüberzieht, einen besonderen

Reiz und eine mabrhaft bistorische Bedeutung.

Innerhalb dieses Meinungsaustausches steht von vornherein, fast bis ans Ende, die Auseinandersetzung mit zwei Derfönlichkeiten, mit Bismarck und mit dem Kronpringen, im Vordergrunde: mit dem Repräsentanten der entgegengesetten Staatsanschauung und mit dem erhofften Repräsentanten. der die eigenen Ideale eines Tages zu verwirklichen berufen war. Es ist bekannt, wie Freytag zu Bismarck stand und nach der Welt seiner Ideale stehen mußte; der Berausgeber batte es kann nötig gehabt, das kritische Unterfangen Freytags wohlmeinend zu erklären. Es handelt fich um die innerliche Auseinandersetzung der liberalen bürgerlichen Ideale mit der Staatsidee und der Persönlichkeit Bismards. freytag war fein oberflächlicher Erfolganbeter, der nun einfach umdachte, als von wesensanderen Mächten der nationale Staat geschaffen wurde: er hat mit der Wirklichkeit, die ihm hier entgegentrat, jahrzehntelang innerlich gerungen, weil er sich selbst nicht aufgab. Wenn er schon ehrlich genng war, einer Persönlichkeit wie Stein gegenüber sich einzugestehen: "Mir war die originale Bestalt dieses trokigen Reichsritters niemals recht nach dem Berzen", so war ihm das Wesen und die Politik Bismarcks vollends entgegengesettt. Er überwand den Eindruck der Konfliktszeit auch im Jahre 1866 nicht mit einem Schlage, und als im Jahre 1869 Gerüchte von Bismarcks Rücktritt umliefen, da atmete er auf, daß ein Bann von ihm genommen werde: "Ein unsicherer, grilliger, aus schlechter Gesellschaft heraufgekommener Mann hatte durch Verwegenheit, Bluck

und wahrhaft große Qualitäten verstanden, sich so mit dem Rubm und der Größe Preukens zu identifizieren, daß, wer ibn schlug, zugleich dem Staate wehe tat." Bismarck hat über die fatonische Sittenstrenge der "old important Whigs" manchmal gespottet: es dämmert auch frevtag wohl zuweilen: ..in der Politik freilich waren die Spiekbürger nicht immer die Stärkeren", aber er will den Boden der bürgerlichen Moral auch in politicis nicht verlassen. Da bleibt es nicht aus, daß einzelne Urteile des klugen Mannes nur eine hochgebildete Philister= Räumt man das ein, so wird man von baftiafeit perraten. anderen Urteilen, gerade weil sie auch die Schwächen Bismarcks realistisch erfassen, mehr lernen können, als von den Oropbeten der reinen Kanonisierung. Es ist doch ein Stück wirklicher Einsicht darin beschlossen, wenn Freytag schon im September 1871 schreibt: "Wenn ein willensfräftiger, in der Wahl seiner Mittel wenig bedenklicher Mann einen fleinen Berrengeist zwingt. das Größte zu tun, so bezahlen solch unnatürliches Verhältnis alle Beteiliaten, der eigentliche Regent, der fürst, das benutte und behandelte Volk. Die Größe haben wir erreicht; jest werfen die Mittel, wodurch sie uns geworden, ihren Schatten über unsere Jukunft. Wir alle werden's noch bezahlen, daß Einer sich gewöhnt bat, selbstherrlich mit Duppen zu spielen." So hat er manchmal auch der politischen Osyche des Kanzlers auf den Grund zu bliden vermocht; es flingt gewiß nicht liebevoll, wenn er 1881 von der "Mischung von Löwe, Wolf und Luchs, welche in der Seele dieses dramatischen Charafters vereinigt sind", spricht. Das Urteil verbittert sich, was in diesem Briefwechsel nicht überraschen wird, in den Zeiten, wo Bismarck mit Stofch bärter zusammenstößt; im Alter aber wird auch freytag noch zu wahrhaftem Begreifen emporgehoben. wie etwa in dem dichterisch gesehenen Bilde: "Er ist wie der Riese Wate mit der Eisenstange in unserer alten Beldensage, der immer an einer Kette geführt werden mußte, weil er schonungslos gegen freund und feind um sich schlug."

Daß gerade freytag zum Kritiker Bismarks werden mußte, ist zu begreifen. Schwerer hat er wohl selber daran getragen, und aus seinem Munde überrascht es am meisten, daß er mit so viel Schärfe und Resignation dem kronprinzlichen Hofe

gegenübertritt. Manches haben die Männer, die diesem Hose nahe standen und den Kronprinzen liebten, unzweiselhaft richtig gesehen; es gibt Ansätze zur Legendenbildung, die vor ihrem Urteil nicht bestehen können. Anderes dagegen hat auch Freytag, gerade weil er nahe stand und weil er liebte, nicht zu werten vermocht; die Sphäre der Vertrauten, in der alle Scheingröße entlarvt wird, ist manchmal auch ungünstig für wirkliches Verdienst, und daß vor Freytags Urteil die menschlichen und militärischen Fähigkeiten des Kronprinzen nicht ganz zu ihrem Rechte kommen, hat schon vor Jahrzehnten Hans Delbrücks Essay überzeugend nachgewiesen. Der ersieherische Jug wird in diesem kalle durch die Distanz so verschäft, daß die eigentliche Tragik, die in den Personen und den Verhältnissen lag, darüber doch zu kurz kommt.

IV.

Ludolf Camphausen

Als historische Biographie ist das Buch von Anna Caspary¹) keine sonderliche Leistung, aber es besitzt einen ausgezeichneten bistorischen Quellenwert.

Die Verfasserin, aus dem Familienkreise Camphausens zu ihrer Arbeit angeregt, begnügt sich damit, an der Hand der allernötigsten sachlichen Orientierung nur das vorgefundene Material aufzuarbeiten, vor allem die umfangreiche Korresponsenz Camphausens, unter der wiederum der Briefwechsel mit seinem Bruder Otto, dem späteren preußischen Finanzminister, voransteht. Darüber hinaus bescheidet sie sich ausschällich: "Der Bedeutung des Mannes auf dem Gebiete des Handelus und der Politik in eingehender Darstellung gerecht zu werden, ging weit über den der Verfasserin gewordenen Austrag hinaus und bleibt beruseneren Händen vorbehalten." Für die Bearbeitung von überwiegend politischen Materialien

¹⁾ Ludolf Camphausens Leben. Nach seinem handschriftlichen Nachlaß dargestellt von Unna Caspary. Stuttgart und Berlin. Cotta Nachf. 1902.

- denn der größte Teil des Buches behandelt die politische Tätiakeit Camphausens in den Jahren 1847 bis 1850 - klinat freilich eine folche selbstaewählte Beschränkung merkwürdig genug; aber man mufte ja eber mit den Auftraggebern als mit der Verfasserin darüber rechten, ob die wertvollen Daviere auch in die rechten Bande gelangt find. Während andere Bücher dieser Gattung ihr Material wenigstens vollständig bringen, werden hier manchmal die wichtigsten Schriftstücke nur in Bruchstücken mitgeteilt, so namentlich, was am bedauerlichsten und bedenklichsten ift, die Briefe friedrich Wilhelms IV .: wer garantiert dem Bistorifer dafür, daß in jedem Einzelfall die Auswahl der Sätze richtig getroffen ist und nicht gerade Dinge weggelassen sind, die für die historische Einzelarbeit unerläklich find? Solche Bücher machen es eigentlich nieman= dem recht: die Erzählung des Persönlichen wird mit vielerlei sachlichem Material belastet, das dem minder unterrichteten Sefer nicht leicht verständlich ift, und höhere Unforderungen kommen doch nirgends auf ihre Kosten. Auch der Stil ist nichts weniger als historisch: ich will nicht sagen, daß man die durchaus unafademische Cebendiakeit in der Schilderung des Menschlichen an keiner Stelle goutieren könnte, aber der familienmäßige Ton auch in den Abschnitten, die Camphausen an der Spike der preußischen Staatsverwaltung vorführen, wirft bei aller Liebenswürdigkeit doch wie ein Geplauder am unrechten Orte.

Also ein Budy, an dem als Buch viel zu tadeln bleibt, und dem man doch für reiche Belehrung dankbar sein nuß; man hätte gern über manchen anderen preußischen Politiker

ähnliche Veröffentlichungen.

Als politischer Typus scheint Camphausen ja leicht zu fassen zu sein: der Vertreter der rheinischen liberalen Boursgeoisie, die in der Krisis von 1848 den Versuch macht, die führung des preußischen Staates an sich zu reißen. Aber merkswürdig, wie wenig die Individualität dieses Mannes die typischen Tüge seiner Klasse ausweist. Seine Art wird wohl von dem Bildnis wiedergespiegelt, das wir in dem Buche sinden. Wir sehen in offene, klar und kühl forschende Augen unter einer geräumig gewölbten Stirn; die Tüge weder kräftig noch schon geschnitten, aber verinnerlicht, gesammelt, geschlossen

wie der feine und beredte Mund; alles ruhige, nachdenkliche Bestimmtheit. Das Ganze verrät nicht den Handelsherrn, hat eher, auch in dem ein wenig abgespannten Habitus, etwas von einem geistigen Arbeiter, und vielleicht noch mehr von der nüchternen Reserve eines hohen Bureaukraten an sich; zum politischen Handeln scheint dieses Temperament zunächst nicht

geschaffen zu sein.

Und so erscheint er auch auf den Blättern, die seine Entwicklung in der Jugend schildern. Beistig ein selbstgemachter Mann im vornehmsten Sinne, sein Leben lang an sich arbeitend, vorwiegend fritisch und fühl gestimmt, ein überstrupulöser Selbstbeobachter, ernst und herb vor den Jahren. Man lese einmal - für das innerste Wesen ist ja dergleichen sehr bezeichnend - die mitgeteilten Brautbriefe. Welch ein Begensatz zu der Kraft und Poesie einer Natur wie der Bismarcks liegt in der gemessenen Grandezza, mit der der junge Kaufmann seine verhaltene Zärtlichkeit vorträgt. Leierlich stolzieren die Worte, wie in einer liberalen Thronrede: "Deutlich bewußt des Wunsches und der Hoffnung, des Willens und der Kraft, fühle ich, daß weder Irrung noch Wechsel mehr möglich sind. fühlen Sie das auch?" Oder gar: "Mit vieler Rührung sah ich, daß die Vorliebe für Ihren glücklichen freund Sie zur Aberschätzung seines Wertes veranlagte, allein das Gefühl ist mir febr drückend, und ich bitte Sie freundlich und dringend, nicht mehr Gedanken nachzuhängen, die mich beschämen und die fern von Ihnen bleiben follten." Die Ungehörigen sprachen wohl von den beiden als von einem Paar des 18. Jahrhunderts; ift es nicht, als ob die "staatsmännische" Beredsamkeit des liberalen führers hier schon vorgezeichnet erscheint?

Aber er war zugleich ein praktischer Kaufmann. Begabung und Eifer befähigten ihn, die großen Veränderungen der Verskehrsmittel in ihrer Bedeutung für sein Vaterland zu erkennen; immer suchte sein Blick aus der Sphäre der unmittelbaren praktischen Zwecke die universalen Probleme des Wirtschaftsund Staatslebens aufzusuchen. So stieg er von den kleinen Ansfängen des ererbten Tabaks und Glaeschäftes auf. Er wurde der tätigke Vorkämpfer des Bahnprojekts Köln—Untwerpen und der Gründung der rheinischen Eisenbahngesellschaft; in

parallelen Bestrebungen rührte sich der 12 Jahre ältere Banse= mann in dem benachbarten Hachen: die beiden bedeutenoffen Typen der rheinischen Bourgeoisie sieht man bier schon rivalifieren und mit der umftandlichen Bureaufratie fich abmüben. Nach der Verschmelzung der beiden Eisenbahngesellschaften warf Camphaufen fich auf die Gründung einer Dampfichleppschifffahrt auf dem Rhein: Verbindung Kölns mit der See und Emanzipation der rheinischen Schiffahrt von den Niederlanden murde sein Ziel. Wieder war es nicht blok der Beist der Nütlichkeit. des Profitmachens, der ihn beseelte. Um ihn kennen zu lernen. lese man seine Apotheose des Dampfschiffs: "Wen möchte der erfte Unblid des mystischen Geschöpfes nicht überraschen, binreiken, verwirren? Wer gum erstenmal fahe, wie die ehernen flossen die bestürzten Wellen auseinandertreiben, wie im wilden Caufe die stolze Bruft sich mit weißem Schaum bedeckt. wie ein einziger Schlag des kann sichtbaren Schweifes den Kolok berumwirft: wie bei seiner Annäherung die Wogen am Strande sich rauschend brechen, wie es mit verwegenem fluge dem hafen entgegenschießt, die diden Mauern zu durchbohren sucht und sich sanft und rubia an das Ufer leat: wer dieses Schauspiel zum erstenmal genösse, der dürfte wohl ausrufen: Bift du kein geistiges Wesen fürwahr, so bist du doch das schönste Tier der Schöpfung." Aus dieser poetischen Verklärung der neuen Derkehrsformen spricht noch etwas vom Beiste des idealistisch-ästhetischen Zeitalters der Deutschen, zugleich aber der Stolz über den materiellen fortschritt, den er befördern bilft.

Wohl lebt Camphausen in der Welts und Geschichtssanschauung des liberalen Bourgeois; er sieht den Geschichtssfortschritt in dem Wandel der vorwaltenden Tendenzen, nach dem Zeitalter der Glaubenskämpse sei auch der Kamps um Resormen des bürgerlichen und politischen Rechtszustandes erloschen und das Streben aller Völker nach materiellem Wohl an die Stelle getreten. Aber er wird in den rheinischen Provinziallandtagen von 1843 und 1845, in denen er seine politische Causbahn beginnt, doch einer der besonnensten und glücklichsten Vorkämpser der Forderungen, die Resormen des bürgerlichen und politischen Rechtszustandes in Preußen,

fortentwicklung der ständischen Gesetzgebung zu den modernen konstitutionellen formen hin in sich schlossen. Und er trat hier, wie im Vereinigten Candtag von 1847, auf mit dem Selbstewußtsein seiner aussteigenden Klasse und ihrer die Allgemeinsheit ergreisenden Ideen. Die Voktrinen des Ciberalismus waren auch die seinigen, wie er einmal ausries: die Ständesversammlungen in ihrer Gesamtheit werden immer und bei jeder frage der forderung des Gewissens verfallen, das Recht und das Rechte für alle zu finden.

Aber er nimmt von vornherein seine besondere Stellung unter den Liberalen. Bu einem richtigen Doftrinar fehlt dem praktischen Kaufmann doch das Zeug; seine berühmte Kritik der ständischen Gesetzgebung von 1847 gipfelte in dem immer wiederholten Nachweis, daß fie "nicht zwedmäßig" fei. Er ift vielmehr Opportunist, von dem Standpunkt der starren Rechtsfanatiker hinsichtlich der Kompetenz des Vereinigten Candtages weit entfernt; so mußte er der Regierung von den führern der ständischen Opposition bald als der Unnehmbarste erscheinen. Sichtbar bleibt er weiterhin von seinem Parteigenossen Bansemann geschieden. Mit Recht sagt ein bei aller enormen Einseitiakeit doch feiner Kenner dieser Dinge wie frang Mehring in seiner Ausgabe der älteren Schriften von K. Marr: "Die naive Unbefangenheit, womit Bansemann die kapitalistischen Interessen vertrat, war bei Camphausen durch des Gedankens Blässe angefränkelt. Er gab sich bedenklicher und unentschlosse= ner oder, je nachdem man die Sache nabm, eigensinniger und halsstarriger als der andere führer der rheinischen Bourgeoisie." Don dem Rückfändigen in der sozialen Unschauung, das die sozialdemokratische Historie den vormärzlichen Liberalen anheftet, hat gerade er von Hause aus am wenigsten mitgebracht. Seine idealistische und humane Gesinnung bewahrte ihn davor: zugleich wohl der Umstand, daß er nicht eigentlich von der Industrie, sondern von der Verkehrsunternehmung herkam. Schon 1845 wandte er sich gegen die Schutzöllner in der Kölner Bandelskammer mit den Worten: "Daß die Kabrikindustrie vorzugs= weise dabin führt, die Leiden der arbeitenden Klassen zu stillen, dies ist einer der traurigsten Irrtumer; die Menschenanhäufung in fabriken ift kein Blud, sondern ein Unglud. Die übermäßige Bereicherung Einzelner (eine notwendige folge großer fabriken) ist kein Glück, sondern ein Unglück. Eine Uhnung der Verpflichtung der Besitzenden gegen die Besitzlosen hat die Welt berührt; sie sei davon erbebt. Da sei Gott für, daß sich der Wahn verbreite, die Schuld gegen die leidende Menscheit könne durch Schutzölle abgetragen wersden." Und dann in einer Denkschrift von 1847: "Nicht mehr dies ist die Ausgabe und der Drang der Zeit, die Staatsgewalt auf viele Köpfe zu verteilen; eine andere Idee sucht sie zu gebären: sie will die Pflichten ermitteln, welche das Recht des Besitzes auserlegt." So fordert er gerechtere Verteilung der Steuern und Selbsteinschätzung bei der Einkommensteuer.

Das war der Mann, der im März 1848 an die Spike des schwankenden Staates berufen ward. Man erfährt jett, daß, gleichwie an Vinde, sich Bodelschwingh schon am 14. März auch an Camphausen mit einem Rufe nach Berlin gewendet hatte. Nach wenigen Wochen richteten sich die Blide aller auf ibn als auf den Retter, er war, wie Marr spottete, der "notwendige" Mann, und felbst ein Bismarck nannte "dies Ministerium das einzige, welches uns aus der gegenwärtigen Lage einem geordneten und gesehmäßigen Zuftande guführen fann". Camphausen hätte eine Stelle als preußischer Bandelsminister sehr aut ausgefüllt: das war ein Gebiet, auf dem sein Unternehmungsgeift den Mangel des alten Beamtentums an fähigen Ceuten längst empfunden hatte und wohl dazu angetan war, freien Raum für neue formen zu schaffen. Statt des handelsministeriums übernimmt er aber jett die Minister= Und bei allen seinen fähigkeiten überrascht präsidentschaft. dieses plötliche Aufsteigen im März 1848 ohne frage. Er kommt eben weniger als individueller Politifer an die Spike, denn als Typus der neu aufsteigenden bürgerlichen Befellschaftsschicht; nicht als der ausgesprochenste und konsequenteste Vertreter dieser Klassen (das wäre eher Hansemann gewesen), sondern als der für die Regierung annehmbarste, der "staatsmännischste" der Liberalen.

Es handelt sich aber nicht allein um den Eintritt einer neuen "Klasse", sondern zugleich, und vielleicht in noch stärkerem Grade, um den Eintritt der westlichen Provinzen in die Leitung des Staates. Die prenkische Geschichte verläuft ja in der Richtung, daß die Bausmacht der Markgrafen von Brandenburg immer weiter in den Westen des Reiches eindringt und allmäblich aus den vereinzelten territorialen Außenposten, die noch unter friedrich dem Großen Staatsmarime war, als ein Orenken zweiter Klasse anzusehen, einen einheitlichen Staat schafft: daß dann aber diese westlichen Gruppen, je mehr sie sich konsolidieren, auf den altpreußischen Staat einen Einfluß zu gewinnen suchen. Diesen Begensak bat jünaft Mar Cehmann in seinem hervorragenden Buche über den freiherrn vom Stein zur Unschauung gebracht; in der Bureaufratie der westlichen Orovingen ist der frankliche Reichsritter emporaekommen und mit den Bedanken erfüllt worden. die in der Reformperiode, als der Staat eben jener Provinzen berandt ift, die erste Breiche in das alte System legen. Dann nach 1815, als diese westlichen Provinzen, durch neue große Bebiete verstärft und abgeschlossen, gurudgekehrt sind, da beginnt ihre Bevölkerung einen viel stärkeren Einschlag in dem Bewebe des Bangen zu bedeuten. Sie ringen ein Menschenalter lang um Geltung und Mitarbeit im Staate, bis fie 1848 durchdringen und nun die liberal-bürgerliche Gedankenwelt nicht mehr durch die Vermittlung des Beamtentums wie in der Steinschen Deriode, sondern unmittelbar, geführt von den besten Söhnen ihres Erwerbsstandes zum Siege führen. So wurde der Kölner Kaufmann der Minister des Aberganges zu den neuen formen.

Mit den Abschnitten über das Ministerium Camphausen setzt der historisch wertvollste Teil des Buches ein. Ich versehle nicht darauf aufmerksam zu machen, daß man eine Reihe neuer Belege für die von mir und Rachfahl vertretene Auffassung der Politik Friedrich Wilhelms sammeln kann. Schon am 13. März war das Programm Camphausens: "Der König muß bereitwillig von seinen Souveränitätsrechten opfern, um an die Spize treten zu können und um demnächst Kaiser von Deutschland zu werden." Eine große Bereicherung unseres Wissens erfahren wir sodann durch die Mitteilungen über den persönlichen Verkehr des Königs Friedrich Wilhelm mit seinem

liberalen Minister.

Die neue Stellung Camphansens bot der Schwieriakeiten genug. Auf der einen Seite wurde er von der Revolution bald überholt. Um 9. Märg schrieb er noch dem Bruder, daß "feine Richtung (d. h. die augenblickliche, die übermorgen nötige fenne ich noch nicht)" bestimmend für die "Elite" der Kölner Bürgerschaft sei; ein paar Tage darauf brachte ihm der erste Taa der Drekfreiheit in Drenken die eigentümliche Erfahrung, daß fein auf Wunsch von Dumont für die "Kölnische Teitung" geschriebener Leitartikel ihm von dem Verleger, der ..im Beifte feine Druderei gerftort fah", gurudgefandt wurde, und er stöhnte über die aufrührerische Kanaille, zu der man mit füßen Worten reden muffe. Und sobald er ins Ministerium getreten war, wandten manche alte freunde sich von ihm ab; Karl Marr zeterte in der "Neuen Rheinischen Zeitung" über "die Regierung der Vertreter der großen Bourgeoisie" und bezeichnete als Ergebnis der siegreichen Revolution: "Die hohe Bourgeoifie, von jeher antirevolutionär, schloß aus gurcht vor dem Dolf. d. h. por den Arbeitern und der demokratischen Bürgerschaft, ein Schutz und Trutbundnis mit der Reaktion." Auf der andern Seite seben wir den König schon sehr früh bemüht. feine Stellung dem aufgenötigten Minister gegenüber zu behaupten, ihm den Rücken zu steifen (schon am 30. März von Dotsdam aus) und ibn nach Möglichkeit im Sinne der schüchtern sich regenden Kontrerevolution zu leiten.

Camphausen suchte sich der störenden Einwirkung zu entziehen; es spricht eine dentliche Sprache, wenn sein jüngerer Bruder Otto, schon vor dem März Geheimer Linauzrat, Unsfang Upril schreibt: "Der König fühlt sich in Potsdam, unter dem Schutze seiner Garden, viel behaglicher als in Verlin und hat wieder ein Gefühl der Sicherheit erlangt, was bald herabgestimmt werden nuß." Um 27. Upril machte der "Bürgerminister", wie ihn seine Kölner Freunde wohl nannten, einen zarten Versuch, den König aus Potsdam und seiner reaktionären Umgebung herauszuholen; Dinge, die wir bisher nur aus dem Gegenspiele der Gerlachs kannten. Da aber stößt er auf den bestimmten Widerstand des Königs: "ich lasse eher alles über mich ergehen"; und immer von neuem sucht der König densenigen Minister, der ihm anscheinend am wenigsten

unsympathisch war, in seiner frauenhaft schmeichelnden Manier zu sich herüberzuziehen: "Ich weiß, teuerster Camphausen, Sie haben Mut und besten Willen, Graf Schwerin auch. Setzen Sie es durch" (Mai 6/7): oder: "Wie ich Ihnen heut saate, Wir müssen inniger zusammenwirken als bisher. Ihnen hab' ich ein Herz . . . die anderen achte ich und damit aut. Gott leite ihr Berg!" (Mai 18.) Aber die Rückberufung des Prinzen von Preuken, über das Schickfal des Verfassungs= Entwurfes erfahren wir viel Neues. In der letten Frage wallt das Blut des Königs unter dem Druck seiner liberalen Minister leidenschaftlich empor, und nachdem er in einer hochwichtigen Darlegung seine Auffassung von dem Verhältnis des Monarchen zu seinen konstitutionellen Ministern gegeben hat, ruft er schlieklich aus: "Wie un würdig und un königlich bin ich vorgestern und gestern vor Ihnen allen dagesessen!!!! So regiert man mit dem geistesschwachen Kavser Ferdinand oder dem tierähnlichen Berzog von Bernburg, so mit einem Wüterich wie der dicke Könia Friedrich von Würtemberg, schrecklichsten Andenkens oder mein Vetter von Kur-Hessen ... aber nicht mit friedrich Wilhelm von Hohenzollern, König von Preußen!"

Genug der Blütenlese. Die Geschichte des Ministeriums Camphausen können wir jett erst schreiben, und eine Lucke in der gefährlichsten Krisis des preußischen Staates und Königtums läßt sich jett erst ausfüllen. Nicht gang von gleichem historischem Quellenwert, aber immer noch bedeutend und reich an neuer Kunde ist das folgende Kapitel über Camphausens Stellung als preußischer Bevollmächtigter bei der provisorischen Zentralgewalt in frankfurt; auch dieser Abschnitt ist durch ein= zelne Stücke aus der Korrespondenz des Königs ausgezeichnet. friedrich Wilhelm hatte ihm geschrieben, daß es seine heilige Pflicht sei, "als Teutscher und vor allem als Preuke und als mein freund, die Stellung als Ministerpräsident in frankfurt anzunehmen"; dagegen blieb Camphausen fest darin, nur als preußischer Kommissar nach frankfurt zu gehen. Besonders über die Zeit, da das Herannahen der Kaiferwahl die prenkische Regierung zu offener Stellungnahme provozierte, über die Vorgeschichte der preußischen Zirkularnote vom 29. Januar 1849, der gemeinsamen Arbeit von Bülow und Camphausen,

sowie über die diplomatischen Vorgänge nach der Kaiserwahl wird neues Licht verbreitet. Befümmert trat Camphausen. nach vergeblichen Versuchen, das endaültige Scheitern des ganzen Werkes in irgendeiner form bintanzuhalten, am 22. Upril 1849 gurud. In einem längeren Schreiben setzte sich der König mit ihm auseinander und wiederholte ihm die auch 311 Bederath gesprochenen Worte: "Dersteh' ich Sie recht, so raten Sie mir, ich soll es machen wie der Drophet Daniel und in die Comengrube steigen in der Zuversicht, daß Gott mir beistehen wird? - Da ist nur ein schlimmer Umstand. Ich bin nicht der Prophet Daniel und würde glauben, Gott zu versuchen, wenn ich so täte." Er antwortete in würdiger Weise; mit demienigen Mitgliede des preußischen Königshauses aber, dem die von ibm empfoblene deutsche Politif als die beste einleuchtete, mit der Prinzessin von Preußen, blieb er nach seinem Rücktritt in einem dauernden Briefwechsel verbunden.

Das Kapitel: Erfurt bis Olmütz bringt eigentlich nur noch Nachklänge. Der Abschluß des preußischen Verfassungswerkes führt den König und Camphausen, als Abgeordneten der Ersten Kammer, noch einmal zusammen; über Olmütz haben wir ein höchst interessantes Schreiben der Prinzessin von

Preußen.

Sein politisches Leben war seitdem abgeschlossen. In dem Prenken der Reaftionszeit fand er feine Stelle mehr, und den Versuchen, ihn im Jahre 1859 wieder heranzuziehen, wich er aus. Das Geschäft und seine Studien füllten sein Leben immer mehr aus; sein häusliches Leben ward durch eine aanze Kette von Unglücksfällen, den frühen Tod aller seiner Söhne, verdüstert: aber in einer rein wissenschaftlichen, astronomischen Tätigkeit fand er seine eigentümlichsten Unlagen zur Vollendung fommen: bei seinem Tode sprach es ein hervorragender Ustronom aus: "Dann erst begann Camphausen seine aftronomischen Arbeiten, die weit über das gewöhnliche Maß dessen, was ein Liebhaber in der Wissenschaft leistet, hinausgehen und ihm ein unvergängliches Andenken in der Astronomie sichern werden." Es ist eine politische Muke von fast vierzig Jahren, in der dies in raschem Unstiea anfstrebende Ceben ausgeht; er hat die Ministerschaft und den Sturg seines Bruders Otto

noch erlebt. Aber das Temperament des Politikers, wenn es je in ihm als treibende Kraft lebendig gewesen, war in diesem stillen Juschauer längst zur Ruhe gekommen. Als er am 3. Dezember 1890 starb, ging ein langes Ceben zu Ende, das nur für einige Monate, höchstens für einige Jahre, dafür aber auch in der Zeit der entscheidendsten Krisis politisch kulminiert hatte und mit den Geschicken des preußischen Staates verslochten gewesen war.

V.

Mevissen

Der seit den dreißiger Jahren in Prengen einsetzende Umwandlungsprozek von Staat und Gesellschaft, der den entscheidenden politischen und wirtschaftlichen fortschritt in sich schließt, banat zu einem großen Teile von dem Eintritt des liberalen Bürgertums der westlichen Provinzen, besonders des Rheinlandes, in das öffentliche Ceben der Gesamtheit ab. Der Unftof kommt von jenen Sanden alter deutscher Kultur, deren wirtschaftliche Grundlagen den fortschritt der Zukunft vorbereiten konnten, und deren soziale Struktur während der napoleonischen Ura noch stärker als das übrige Deutschland von den Ideen einer neuen Zeit beeinflußt war: so mußten gerade sie nach ihrer Einverleibung in den preukischen Staat am lebhaftesten gegen alle Momente rückschrittlicher Besetzgebung sich erheben und ihrerseits zu Trägern aller modernen politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklungsgedanken werden, die in der preukischen Reformperiode bereits angelegt, dann wieder gurudgedrängt waren und nun immer ungestümer auf die Umgestaltung des gangen Gebäudes von Grund aus hinarbeiteten. Diese historische Mission, die, wenn auch nicht ausschließlich, so doch vornehmlich von einer bestimmten Gruppe innerhalb dieser Candschaften getragen wird, aibt deren führenden Derfönlichkeiten eine besonders wertvolle Bedeutung. Die meisten von ihnen (nunmehr auch der in das andere Cager binübertretende v. d. Bevdt) haben daber auch eine biographische Behandlung erfahren, wissenschaftlich freilich in ungleicher Weise: Bederath und Camphausen, der eine Sonderstellung einnehmende kernige Westfale Harkort, zulett Hansemann in dem gehaltvollen Buche von A. Bergenstün. Dem jüngsten der rheinländischen Gruppe, aber doch wohl demjenigen, dessen Gesamtpersönlichkeit die reichste war und dessen Gesamtwirkung sich nach Zeit und Intensität am weitesten dehnte, ist nun vor allen seinen Mitstrebenden auch das Glück einer Biographie großen Stiles zuteil geworden¹).

Ich halte das Buch von Joseph Hansen über Mevissen für eine der gediegenften und gedankenreichften Ceiftungen zur deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert, die seit längerer Zeit bervorgebracht worden sind. Mit Recht sagt der Verfasser dieses "rheinischen Cebensbildes": "Um Wachsen seines ein langes Ceben bindurch ringenden Charafters tritt uns das 19. Jahrhundert in seinen wesentlichen Wendungen - 3ugleich aber auch die Catsache entgegen, daß doch nur einzelne, seltene Dersonen imstande waren, in dem Übergang die Einheit des Ganzen aufrechtzuerhalten." Schon im einzelnen erforderte der Unterbau dieser Biographie, in den mannigfachen allaemein geistigen, wirtschaftlichen und politischen Voraussekungen und ihrer wechselseitigen innerlichen Durchdringung eine imponierende Dielseitigkeit der Kenntnisse und Sicherheit des Urteils. Jene Einheit des Ganzen aber aufzuzeigen und dauernd festzuhalten, erforderte eine umfassende Bildung und eine reife historische Kunft. Die Dersönlichkeit Mevissens wird beariffen nicht als eine isolierte Erscheinung, sondern aus den großen allgemeinen Entwicklungen heraus, von denen sie einen Teil bildet und sich doch wieder als ursprüngliche Individualität abbebt. Und wenn wir diese allaemeinen Entwicklungen mit den Schlagworten bezeichnen: Übergang von der philosophisch-literarischen Epoche unseres Volkes zu seiner praktisch=materiellen, Eintreten der liberalen rheinischen Bour= geoisie in die führung des preußischen Staates und für das Ideal eines einigen deutschen Daterlandes, Aberführung der absolutistisch=bureaukratischen formen des alten Staates zu den konstitutionellen der Gegenwart, vorbildliche Grundlegung

¹⁾ Joseph Hansen, Gustav von Mevissen. Ein rheinisches Cebensbild 1815—1899. 2. Band. Berlin, Georg Reimer 1906.

der industriell-kapitalistischen Wirtschaftsformen und Organisationen im Westen — so erkennt man, daß es kaum ein Problem deutscher Geschichte in jenen beiden Menschenaltern gibt, das nicht zur Erörterung kommen müßte. Durchweg werden die Gedankenreihen, die der Viograph auf seinem Wege aufgreisen muß, in ihre großen historischen Zusammenhänge eingereiht, werden die politischen Fragen und die wirtschaftlichen Vildunsgen, an denen dieses in so seltener Weise zugleich empfängliche und tatkräftige Leben vorbeigeht, aus allen ihren Veziehungen heraus begriffen. Wir bliden stets vorwärts und rückwärts, und so dient die Viographie dieses Einzellebens, das den ganzen Reichtum seiner Periode tätig in sich aufnimmt und dadurch eigentümlich vermehrt, unserem Verständnis der ganzen Zeit.

Bansen hat in dem Nachlasse Mevissens, besonders in den Aufzeichnungen seiner jüngeren Jahre, ein überreiches Material vorgefunden und es durch umsichtige archivalische Nachforschungen ergänzt. für die geistige Bildung ist dieses Material von einer gang seltenen Ausführlichkeit. Mevissens Bildung war großenteils selbsterarbeitet; er hatte nur die Quarta des Gym= nasiums und die Tertia der Bürgerschule besucht, als er que nächst in das väterliche Geschäft eintrat. Aber er besaß nicht nur den nimmermüden fortbildungsdrang und die allseitige dankbare Empfänglichkeit des Autodidakten, sondern jene Kraft des Beistes, die statt bloken Wissens Bewältigung des geistigen Stoffes sucht, ja aus ihm den befruchtenden Cebenskern zu gewinnen weiß: so fällt das Bewonnene nicht wieder von ihm ab, wie das so manchem Widerwilligen von der Schule Aufaezwungene und Angeklebte, sondern es durchdringt alles Cun seines Cebens mit schöpferischer Kraft und verbindet auch das Entfernteste in Harmonie. Wie in dieser Werkstatt die Weltanschauung Mevissens, "eine mit den Ele= menten geschichtlicher Erfahrung und subjektiver Empfindung durchsette Aufklärung", erwächst, hat hansen vortrefflich deutlich machen fönnen.

Eine kurze Unzeige kann sich nicht mit den einzelnen Problemen dieses Buches auseinandersetzen und hat auch etwas anderes zu tun, als hier und da eine andere Meinung zu äußern. Ich mache besonders ausmerksam auf das vortreffliche

Kapitel über das politische und wirtschaftliche Leben am Abein und in Köln am Anfang der vierziger Jahre, da es in die Haupt= probleme des Buches, die Bedeutung der Westprovinzen für den preußischen Staat, bineinführt, dieselben Orobleme, die für ein früheres Stadium preukischer Geschichte Mar Cehmann in dem erften Bande feines Stein im gleichen groken Bedankengange angeschaut bat. Unsere Gesamtanschauung der vierziger Jahre steht zweifellos noch unter dem tiefen Eindruck von Treitschkes glänzender Darstellung in seinem fünften Bande. die großenteils auf preußische Staatsakten gegründet ift und daber häufig aus dem Gesichtswinkel der alten Bureaufratie Im Begensatz dazu arbeitet Hansen, neben einer allseitigen Beranziehung des Stoffes, mit den Papieren der liberalen rheinischen Bouraeoisie, und kommt von selbst dazu. sich ihrer Argumente und Urteile zu bedienen und ihre forderungen ju vertreten. Bier und da scheint mir daber sein Urteil allausehr von seinem Material bestimmt, scheinen mir die entaegenstebenden Momente nicht genügend berücksichtigt, wird die Besamtheit des prensischen Staates, wie er einmal war, mit allen seinen bemmenden Konstruktionsmerkmalen nicht hinlänglich gewürdigt. Im gangen aber liegt auf Hansens Seite ein entschiedener fortschritt, stillschweigend fällt manche Korrektur Treitschkes ab. In der Beurteilung preußischer Beschichte wird sich doch immer wieder diejenige Geschichtsanschauung als die stärkere erweisen, die entschlossen den vorwärtsschreitenden Elementen des Staates die völlige Würdigung zuteil werden läßt.

Der Höhepunkt von Mevissens politischer Tätigkeit liegt nach seiner Beteiligung an allen rheinischen Bestrebungen der vierziger Jahre und nach der vorbereitenden Schulung im Rheinischen Provinziallandtage von 1845 doch in dem ersten Dereinigten Candtage von 1847. In dem großen Sturmjahr selbst tritt der erst Dreiunddreißigjährige hinter den anerkannten Namen Hansemanns und Camphausens noch zurück; nur vorübergehend kommt er im September für eine preußische Ministerkombination unter Beckerath in Betracht; seine Tätigsteit im Frankfurter Parlament beschränkt sich auf eine einflußereiche Wirksamkeit in der Kasinopartei hinter den Kulissen,

und das Amt des Unterstaatssekretärs im Handelsministerium bedeutete nicht viel mehr als eine Vertretung jener rheinischen Bourgeoisie, die gleichzeitig in Berlin am Ruder war. Er trat aber schon im September von dem Amte zurück und wandte sich, trotz gelegentlichen Anteils an politischen Dingen, der wirtschaftlichen Betätigung zu. Nach ihrem energischen Anlauf ziehen sich die führer der rheinischen Bourgeoisie nach dem Revolutionsjahre doch überraschend schnell aus der aktiven politischen Beteiligung wieder zurück. Der Umfang von Mesvissens Geschäften erklärt das zwar zur Genüge, aber über die tieseren Gründe dieses Rückzuges erfährt man auch aus Hansens Darstellung nicht eben viel.

Die freiheit der wirtschaftlichen Unternehmung in der modernen form der Aftiengesellschaft war vor der Revolution auf die schärfste Abneigung der traditionellen Bevormundungs= sucht der preukischen Bureaufratie gestoken, in den fünfziger Jahren kam sie zwar rascher voran, aber hatte doch den Boden Schritt für Schritt zu erkämpfen. Im ganzen befestigt auch diese Seite von hansens Buch die Erkenntnis (gegenüber allau staatlich-regulativ oder gar dynastisch gefärbten Vorstellungen), daß bei uns die entscheidenden wirtschaftlichen fortschritte des 19. Jahrhunderts nicht durch den Staat, eher trot des Staates geschehen; der privaten Initiative, dem Unternehmungsgeift, der Erfindungsfraft, dem technischen und geschäftlichen Geschick, der Arbeitsamkeit des Volkes war es doch wesentlich zu danken, daß sich im Westen eine neue Welt erhob. hier wurde Mevissen, der jüngste des rheinischen Trios, da Camphausen sich vom Geschäft zurückzog und Bansemann nach Berlin übersiedelte, der glückliche führer. Eine gewaltige Leistung ist von ihm vollbracht worden, es ist das zweite und geschichtlich doch wohl bedeutsamste Stück seiner Cebensarbeit. Er war Präsident der Abeinischen Eisenbahngesellschaft seit 1844 und des Schaaffhausenschen Bankvereins seit 1849; dann wurden von ihm geplant und entworfen, geleitet und gefördert der Kölner Bergwerksverein, das für die deutsche Eisenindustrie führende Unternehmen des Börder Bergwerks- und Büttenvereins, die Kölner Zaumwollspinnerei und Weberei, die Kölner Maschinenbaugesellschaft, daneben die Kölner Rückversicherungsgesellschaft, die Kölner Cebensversicherungsgesellschaft Colonia, dann die Darmstädter Zank für Handel und Industrie, die erste moderne Akteditbank auf deutschem Boden, und die Internationale Zank in Euremburg. In diesen Jahrzehnten wurde Mevissen, zeitweilig auch Präsident der Kölner Handelskammer, einer der führenden captains of industry, vor allem für Deutschland einer der Hauptvertreter der kapitalistischen Großunternehmung, ihrer bahnbrechenden Organisationen und ihres ineinandergreisenden Mechanismus. Es ist ein besonderes Verdienst des Zuches, diese Verhältnisse, die in der geschichtlichen Würdigung noch über Gebühr zurückstehen und für die moderne Entwicklung Deutschlands einsach grundlegend sind, mit einer jedenfalls nicht leicht erarbeiteten Sachkunde in die Ziographie einbezogen zu haben.

Das Schöne an Mevissens Persönlichkeit ift, daß sie in diesen Dingen, die an sich wohl ein Ceben ausfüllen. doch wieder nicht gang aufgeht, sondern das eigene Selbst mit aller geistigen Empfänglichkeit bewahrt. Es lebt in ihr ein Idealis= mus, der über den bloken Erwerb hinmeg sich immer wieder höhere, eigentliche Tiele gesteckt sieht; so trachtet er, den Zwiespalt zwischen den hergebrachten formen des Staates und der Struktur der neuen Gesellschaft, die er selbst hat heraufführen helfen, in der Idee zu überwinden, und zugleich den Bildungsidealen, aus denen er die Kraft seines Cebens gezogen hatte, tren zu bleiben. Aus feinen Entwürfen und zum Teil mit Bilfe seiner Mittel entstanden so die Städtische Bandels= bochschule in Köln, die Gesellschaft für rheinische Geschichte und das Kölner Archip: sein jetiger Leiter bat nicht blok eine Biographie Mevissens geschrieben, sondern in ihr auch der ganzen reichen und starken bürgerlichen Urt dieser Generation ein Denkmal aus ihrem Beiste errichtet.

In seiner Biographie Cassalles hat Georg Brandes als Ceitmotiv die Frage vorangestellt, wie aus dem Deutschland Hegels das Deutschland Vismarcks geworden sei. Es ist das eine Gegenüberstellung, der man im Auslande häusig begegnet, und begreissicherweise zieht man dort das Deutschland Hegels (man sagt dafür auch Goethes) vor. Es handelt sich dabei natürlich nur um schiefe Abstraktionen, wie denn auch Brandes

seine einseitigen Gegensätze rein ideell sieht und darum ganz auf der Oberfläche bleibt. In dem Hegelianer Mevissen, der noch im höchsten Alter meinte, daß er in dem tatsächlich Geswordenen die einzige und notwendige Verwirklichung des Möglichen sehe, haben wir auch einen, der aus jenem "alten" Deutschland stammte und zugleich das gegenwärtige mitbegründen half. Wenige Männer aber verkörpern in sich die Einheit im Abergang aus der einen Epoche zu der andern in so hohem Grade: dieser Nachweis ist wohl eine der stärksten Seiten von Hansens Buch.



11.

August Reichensperger





ie Biographie August Reichenspergers darf man wohl als einen der lehrreichsten und interessantesten Beiträge zur politischen und geistigen Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert bezeichnen, den wir seit längerer Teit erhalten haben.) Freisich

hat der Beld des Buches ein erheblich größeres Verdienst daran als der Berausgeber. Auf Bestimmung Reichensperaers ift fein gesamter handschriftlicher Nachlaß dem ihm seit langem persönlich befreundeten Bistorifer ausgehändigt worden, und die Schätze dieser Materialiensammlung sind es, die Pastor nun weniger verarbeitet denn vor uns ausbreitet, ordnet. gruppiert und hier und da mit Begleitworten versieht. Im ganzen ein Reichtum, wie ihn nur eine so mitteilungsfrobe und lebhafte Matur wie die des deutschen Montalembert zu erklären vermag: seine Tagebücher, von 1825-1892 geführt (wenn auch nicht gang vollständig erhalten), ein reichhaltiger, mit Männern der verschiedensten Lebensstellungen und Beistes= richtungen gepflogener Briefwechsel noch von der alten ergiebigen Urt, die Reden und schlieflich die fülle von Schriften, Urtikeln und Rezensionen als Inbegriff seiner politischen, funstwissenschaftlichen und literarischen Wirksamkeit. Die Robmassen einer Biographie liegen bier in einem Umfange bereit. wie ihn der Bistoriker sich nur wünschen kann, und es war natürlich Pastors autes Recht, auf der von ihm gewählten Stufe ihrer Verwertung stehen zu bleiben; zutreffend ist es von verschiedenen Seiten mit hohem Cobe anerkannt worden, daß schon darin eine starke Arbeitsleiftung eines vielbeschäftigten Belehrten enthalten ift. Es muß zugleich aber gesagt werden, daß es nur eine primitive form der Beschichtschreibung bleibt, und daß eine so lebensvolle und fünstlerisch durchgebildete Persönlichkeit wie die Reichenspergers wohl etwas Größeres und Eigeneres aus der feder eines kongenialen Bistorikers verdient bätte. Für die deutsche biographische Literatur ist es fein Bewinn, wenn folderlei Technik bei den hiftorikern Bürger-

¹⁾ August Reichensperger 1808—1895. Sein Ceben und sein Wirken auf dem Gebiete der Politik, der Kunst und der Wissenschaft. Mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses dargestellt von Ludwig Pastor. 2. Bde. Freiburg i. Br., Herder. 1899.

recht gewinnt, wie denn - wohl nicht zufällig - gerade die geistigen führer des katholischen Deutschlands durchwea von ihren Epigonen mit Biographien dieses Stiles scheinen beschenkt werden zu follen; diesen Büchern von dem Jesuiten Pfülf über den Kardinal v. Geikel, Bermann v. Mallindrodt. den Bischof v. Ketteler, von Paftor selbst über Joh. Jaussen reibt sich auch das vorliegende Buch an. Die life and letters-Manier läßt sich bei einem stillen und umfriedeten, von den Schätzen feines Innern gehrenden Menschenleben wohl ertragen; bei einem Manne aber, der in das Leben seiner Zeit mit so entschiedenem handeln eingegriffen hat, so recht mitten in dem Strome einer weltgeschichtlichen Entwicklung steht wie August Reichensperger, wird man ein starkes Gefühl der Enttäuschung nicht los, wenn die gestaltende Kraft und das bistorische Urteil seines Biographen sich in solchem Make gurudbalt, zumal in den politischen Kapiteln "rein referierend" bleiben will und nur in den Abschnitten, die Reichenspergers kunftaeschichtlichen Bestrebungen gewidmet sind, ein eigenes Wort zu sagen hat.

Mun scheint diese "aktenmäßige" Methode ja den Vorzug zu haben, eine möglichst objektive Ausnutzung des Stoffes zu verbürgen. Aber man hat trottdem nicht den Eindruck, daß sie gegen jede Einwendung gesichert wäre. Es ist auffallend und jedem Beurteiler bisber aufgefallen, daß in diesem Buche von tausend Seiten das große Jahrfünft von 1866-1870 kaum dreikig Seiten, das Jahr 1870 mit seinen gewaltigen Ereignissen auf politischem und firchlichem Gebiete nur drei Seiten füllt — nichts als ein paar dürftige Notizen über die Stellung der deutschen Katholiken zum Unfehlbarkeitsdoama und über die Spaltung. die so viele alte Mitfämpfer Reichenspergers nach schwerer Gewissensqual von seiner Seite losrifi. Als f. X. Kraus in einer sehr lesenswerten Unzeige des Buches (Alla, Ttg. Jg. 1900) an dieser Stelle die Möglichkeit eines absichtlichen Binwegaleitens über diese Dinge vorsichtig andeutete, erklärte Pastor, ihm habe jede derartige Absicht ferngelegen: "Wenn ich nichts Eingebenderes bot, so bat dies seinen Grund darin, daß die mir porliegenden Quellen (Tagebücher und Briefe) nicht mehr enthielten, als in meinem Werke gedruckt steht." Schon dieser

Satz erledigt die Frage keineswegs, da natürlich die Möalichkeit bestehen bleibt, daß das Pastor übermittelte Material sich bei der Abergabe bereits in einem gereinigten Suftande befunden bat: das absichtliche hinweggleiten würde dann zwar nicht dem Biographen, aber seinem Belden zur Cast fallen. Reicheniveraer selbst, wo er einmal — in seinen Jugendjahren — als Kritiker spricht, zeigt sich für eine derartige Argumentierung nicht unzugänglich; er schreibt im Jahre 1834 von dem Briefwechsel Goethes mit Zeller: "Goethe hat gewiß in späteren Jahren . . . viele Briefe weggelassen, weil sie wichtigere Begenstände berührten: 3. B. aus der Deriode von 1806 und 1807. die doch Weimar wie Berlin so gewaltig nabe anging, finden sich nur sehr wenig Briefe vor, und in diesen wird kaum Meldung getan von den damaligen Erschütterungen." Ein ent= iprechender Schluß wird daber vermutungsweise auch uns erlaubt sein: was Reichensperger anfänglich über die Inopportunität der Unfehlbarkeitserklärung gedacht und niedergeschrieben hat, mag er hinterdrein, als er sich mit allem abgefunden hatte, ängstlich ausgemerzt haben. So hören wir aus dem Jahre 1870 von ihm so gut wie nichts darüber, erst sväter schreibt der Bekehrte gelegentlich an einen Protestanten: "Der bisherige Verlauf der Döllingerei (!) bringe ihn dem Gedanken näher, daß er sich im Irrtume befand, als er den betreffenden Konzilsausspruch für inopportun hielt." Irrtum und Erkenntnis des Irrtums aber führen in die Tiefen der Perfonlichkeit hinab; fo wird die Lucke diefer Jahre gur bedenklichsten Lucke diefer Biographie. für die Epigonen der Ultramontanen mag es erwünscht sein, daß ihre Größten niemals ernstlich gezweifelt baben; der Bistoriker will den Menschen menschlich seben, um ihn zu verstehen.

Aber die Beweiskraft eines weiteren Erklärungsversuches Pastors auf die Unfrage von Kraus hat man Ursache, noch skeptischer zu denken: "Uller Wahrscheinlichkeit nach hat sich A. Reichensperger gegenüber seinem Bruder Peter über die Ereignisse des Jahres 1870 aussührlich ausgesprochen; leider sind diese Briefe nicht erhalten, da Peter Reichensperger, wie mir glaubwürdig versichert wurde, seine sämtlichen Papiere vernichtet hat. Unsschluß bieten könnten vielleicht noch die

Schreiben Reichenspergers an Cord Beresford Hope; allein die Einsicht in diese Papiere wurde verweigert. Es lag mithin nicht an mir, sondern an den Quellen, daß der Bericht über Reichenspergers Stellung im Jahre 1870 so kurz aussiel." Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen. Seider hat Pastor bereits in seinem Vorwort mitgeteilt, daß eben diese beiden Quellen "unwiederbringlich verloren" bzw. "unerreichbar" seien. Da sie ihm somit für sein ganzes Werk nicht zu Gebote gestanden haben, so vermag ihr Mangel keine Erklärung dafür zu bieten, daß die sonst auf das breiteste angelegte Varstellung gerade 1870 so mager wird — und das hatte man ja auffallend gefunden. Eine wissenschaftliche Beweissührung kann durch die dem Advokaten erlandte Einführung irrelevanter Beweisssstücke nur verlieren.

Auch die Urt, wie Pastor das mitgeteilte Rohmaterial erläutert, stimmt nicht immer zu dem erstrebten Siel, eigene Persönlichkeit auszulöschen und die Dinge in ihrer Objektivität erscheinen zu lassen. Schon eine bloke Personalnotiz vermag ihm Unlaß zu geben, seinen Untipathien die Zügel schießen zu lassen: gleich auf den ersten Seiten wird dem Better Reichenspergers, Knoodt, folgender kurzer Cebenslauf in der Unmerkung gewidmet: "Er ward später ohne Beruf Priefter, als seine Absicht, sich mit Elisabeth Reichensperger zu verloben, vereitelt wurde, dann Professor der Philosophie in Bonn und seit 1870 eifriger Parteigänger der Altkatholiken." harmlos da in diesen persönlichen Motiven verschmähter Liebe oder gefränfter Eitelkeit die Wurzeln des häretischen Ausganges von dem Eingeweihten blokgelegt werden! Un anderen Stellen tut der Herausgeber wieder zu wenig. Die Tagebuchnotizen eines vielbeschäftigten Politikers zumal über Dinge, denen er ferner steht, enthalten naturgemäß den Niederschlag vielfach unbeglaubigten Geredes, das häufig vom Berausgeber entweder hatte ausgeschieden oder auf Grund einer besseren Information hätte richtiggestellt werden müssen; statt unterschieds= los alles abzudrucken, war es häufig geboten, das Wesentliche von dem Unwesentlichen, das Beglaubigte von dem Unbealaubiaten, das Tatfächliche von dem Irrtümlichen zu sondern, damit nicht jedes Zufallsurteil Reichenspergers in der grellen

Belenchtung des Moments, in der es erklärlich ist, sich fortspflanze und zumal weiteren Kreisen als eine Kundgebung von bleibendem Werte erscheine. Pastor erklärt, wo noch lebende Persönlichkeiten in Betracht gekommen seien, Diskretion geübt zu haben; so kommt den Toten der Spruch: "de mortuis nil nisi bene" nicht zugute; leider, denn wie die bösartige Inssinuation gegen den damaligen päpstlichen Kämmerer Prinzen Hohenlohe und sein Verhältnis zum Kardinal Diepenbrock durch den von f. X. Kraus aus einer Abschrift H. finkes mitsgeteilten Brief Hohenlohes in nichts ausgelöst worden ist, so

dürfte es auch in anderen fällen gehen.

Doch nun von dem Buche zu seinem Helden. August Reichensperger, einer der Gründer und Vorkämpfer der Tentrumspartei, ift wohl der beste Typus der Verbindung, welche die Ausläufer der katholischen Romantik mit dem westdeutschen Liberalismus eingeben, um mit den von hier aeschöpften Kräften die moderne ultramontane Bewegung, den "Kampf der preußischen Katholiken um politische und soziale Emanzipation" zu führen. Ein Romantiker, der den "füßen Duft des katholischen Mittelalters" innerlichst empfand, wie nur Brentano und Eichendorff, und zugleich ein Liberaler, der aus der frangösisch-belgischen konstitutionellen Doktrin der vierziger Jahre die politischen Grundgedanken entnahm: aber in dieser doppelten Richtung entwickelt er sich erst unter dem Einfluß der ihm von hause überkommenen Oppositionsstimmung des annektierten Abeinländers und Meupreußen. Bier baben wir die Wurzel seiner Individualität zu suchen. Er war ein Koblenzer, wie sein großer Candsmann und Gesinnungs= genoffe Görres, aber ein paar Jahrzehnte später, auf der Bohe des napoleonischen Regimes, geboren. Micht von dem früh verstorbenen Dater, einem frangösischen Juristen und "napoleonischen Katholiken", sondern mehr von mütterlicher Seite, aus einer strenakatholischen, kurtrierischen Beamtenfamilie, stammen die wirksamsten Ginfluffe, Der Sturm der freiheitsfriege ift dieser gangen Sphäre fremd geblieben, und noch während des Krieges haben sich die frangösischen Sympathien fortgesetzt, wie denn eine familienanfzeichnung die franzosen rübmt: "die Oreuken waren aber am meisten gehakt, weil voll

Dünkel und Unsprüche." Als dann die preukischen "Bungerleider" die Berren der Rheinlande werden, da wächst sich dieser Beachsat zu einer der fräftiasten Empfindungen in dem jungen Reichensperger aus. Don einem gesunden Candschaftsgefühl getragen, schwelgte er während seiner Berliner Semester förmlich in seinen Untipathien gegen das Nüchterne, Kalte, Bemütslose. Strenge des preukischen Wesens, er gesundet von einer langwierigen Jugendhypochondrie der Uberganasiahre erst, als er wieder an den Rhein zurückgekehrt ist: aber auch hier überläuft es ihn beim Unblick des preußischen Militärs "heiß und falt", wenn er daran denkt, felber "fo ein gehudelter Friedensfoldat" zu fein. Sein Leben lang nach innerer Bereicherung begierig, sucht er andere Unlehnung, jenseits der schwarz-weißen Grenzpfähle: auf einer halbjährigen Reise nach Frankreich, wohin seine innerste Neigung ibn führt, wird Paris für ihn eine zweite Universität, die Hochschule der neuen Tendenzen, der fortschreitenden Kräfte. Ein gemäßigter Siberglis= mus frangösischer färbung wird für ihn wie für die meisten seiner Candsleute zur politischen Uberzeugung, liefert der rheinischen Oppositionsstimmung den positiven Gehalt, nur nach Gelegenheit zur Betätigung spähend. Als rheinischer Jurift greift er jum ersten Male gur feder, gur Verteidigung der rheinischen Rechtsinstitutionen gegen den Minister Kampt (1834), und der Rheinländer in erster Linie ist cs. der sich im Jahre 1837 bei der Verhaftung des Erzbischofs Droste=Vischering in ihm emport. Micht etwa konfessionell katholischer Eifer führt ihn an die Front, denn er stand bis dahin der Kirche gang gleichaültig gegenüber, auch nicht blok ritterlicher Eifer für den Verfolgten, sondern vor allem, daß die Preußen sich an dem rheinischen, an seinem Kirchenfürsten vergreifen, das wird für ibn entscheidend.

Das große Ereignis der preußischen Geschichte, das auch den jungen Reserendar v. Ketteler aus dem Staatsdienst trieb, bringt die Wendung für sein Leben. Er kehrt zur Kirche zurück, nachdem in der Lektüre der Schriften von Görres, insbesondere des wilden "Athanasius", sich seine Sinnesänderung vollzogen hat, und alsbald tritt er als katholischer Publizist an die Seite des Mannes, dem er — neben Montalembert — später alles

zu verdanken glaubte, was er irgend sei und leiste. Es verstand sich von selbst, daß er - in der vormärzlichen Teit! - seine feder nur in aukerpreukischen und aukerdeutschen ultramontanen Organen tummelte, ein skrupelloser Gegner seines absolutistischen und protestantischen Staates. Wir erfahren erst jett aus seiner Biographie, daß es die von ihm und seinem Bruder Deter gesammelten Materialien waren, die der Dicomte Bustave de failly 1842 zu dem von Treitschke noch dem französischen Legitimisten Cazalès zugeschriebenen Buche "De la Prusse et sa domination" verarbeitete, dessen leidenschaftliche Bitterkeit sogar bei den "Bistorisch-politischen Blättern" auf Widerspruch stieß: so stand dieser preußische Richter damals zu dem Staate, in dessen Namen er Recht sprach. Seine politischen Brundfätze begannen fich allmählich um den Sat zu friftallisieren, daß der Katholizismus eine Sache der freiheit und seiner Natur nach stets dem Absolutismus entaggengesett sei: auf seiner Romreise verkündete ihm Lacordaire schon die neue Wahrheit, daß Rom die liberalen Ideen als mehr förderlich denn hinderlich für sich selber erkannt habe. Dem glänzendsten Vertreter der Kombination dieser beiden Tendenzen, dem Brafen Montalembert, follte er erst in den fünfziger Jahren persönlich nabe treten, als er selber in verwandtem Entwicklungsgange fertig geworden war, aber die geistigen Grund= lagen, auf denen der in Frankreich seit 1830 emporkommende liberale Katholizismus beruhte, haben auch die firchlich-politische Doftrin Reichenspergers zum großen Teile bestimmt. Er steht bier inmitten von weltgeschichtlichen Zusammenhängen, die sein Biograph sich nicht hätte nehmen lassen sollen, einmal in großen Zügen zu entwickeln.

Während er so das äußere Rüstzeug für den Kampf seines Lebens anlegte, hatte er längst begonnen, mit eifrigem Studium sich einen eigenartigen Lebensinhalt zu schaffen, aus dem ihm die besten Kräfte zugeslossen sind, der unversiegliche Idealismus einer Weltanschauung von geistigem und künstlerischem Gehalte. Die romantisch-katholische Grundströmung sindet ihr eigentliches Bett in der Liebe zur Kunst, zur christlich-katholischen Kunst des Mittelalters. Der Sinn dafür war ihm schon in den Jugendsighen, dann in der Beidelberger Universitätszeit ausgeschlossen,

nach der Wendung von 1837 nicht nur auf das rein Afthetische gerichtet, sondern mit der Idee einer Erneuerung katholischen Cebens innig verbunden; gleichartige Bestrebungen in frankreich und Belgien vertieften und befestigten ibm diese Richtung. Schon angefichts der Peterskirche überfällt ihn der Bedanke: "Bätte man doch folche Kräfte auf einen Kölner Dom verwandt! Eine katholische Kirche im Beiste des Kölner Domes wäre nie von Luther erfturmt worden." Und dieser Dom tritt nun in den Mittelpunkt seines Wirkens: eine Jugendliebe, der er bis zum Ende treu geblieben ift. Seit seiner Schrift zur Wiederaufnahme des Dombanes und seinem Unteil an der Gründung des ersten Dombauvereins (1840), dem zweiten Wendepunkt in seinem Ceben, steht er, zumal seitdem er 1841 an den Appellationsgerichtshof in Köln berufen ist, in der vordersten Reihe derjenigen, deren Enthusiasmus, Sachkunde und Propaganda fich um die Neuschöpfung des Domes verdient gemacht haben. Und die Sache des Domes bleibt für ihn keine Sonderangelegenheit, sondern steigert sich in ihm zu einem allgemeinen Impulse, an diesem einzigen Werke überhaupt eine neue Ara lebendiger Kunftübung in der Architektur und zugleich liebevoller Erforschung der vaterländischen Kunstdenkmäler zu entzünden. So ift er selbst mit diesen Bestrebungen gewachsen. Seine glänzende Schrift: "Die driftlich-germanische Baukunft und ihr Verhältnis zur Gegenwart" (1845) mit ihren goldenen Worten über das Bauen von innen nach auken, den Zusammenhang von Kunft und handwerk, über den Geift der gotischen Baukunst und die Boblbeit einer falschen Untike eröffnet eine ebenso ausgedehnte wie erfolgreiche Schriftstellertätigkeit, die nach ihren Einzelleistungen und ihren praktischen Wirkungen abzuschäten nur besonderer Sachkunde zusteht; zwar nehmen diese Bestrebungen immer eine besondere Richtung auf eine fatholische "Rechriftianisierung" der Kunft, aber fie laufen qu= aleich anderen interkonfessionellen Bestrebungen des großen bistorisch gebildeten Jahrhunderts parallel, überall von feinem Berständnis und edler Dietät durchdrungen; man muß aus der verwandelten Zeit, von der heutigen fürsorge für die Bauund Kunstdenkmäler der Vergangenheit, in jene Unfänge gurudbliden, um die Verdienste Reichenspergers würdigen gu

können. Er hat bis zuletzt auf diese Dinge einen großen Teil seiner Geisteskraft verwandt, immer von neuem durch perssönliche Berührung, durch Reisen — zumal nach England, wo er die gotische Baukunst mit Entzücken noch in lebendiger Abung fand — Erweiterung und Belebung seiner Unschauungen aus diesem Jungbrunnen geschöpft. Hier hat der Politiker, der parlamentarische Parteisührer mit seinem Herzen, mit seinem Besten und Eigensten geweist.

Die letzten Jahre vor der Revolution sind bei Pastor vershältnismäßig kurz behandelt; für die Zeit von 1844—1848, in der Reichensperger als Candgerichtsrat in Trier weilte, hat f. X. Kraus aus persönlicher Erinnerung interessante Nachsträge geliefert, um das Milien zu vergegenwärtigen, in dem Reichensperger sich bewegte. Wie entschieden er damals bereits Partei ergriffen hatte, zeigt seine Haltung des Greises greift, bei

der späteren Wiederholung dieses Schauspiels, sehnsüchtig nach

der poetisch-weihevollen Stimmung zurück, in der dem Jünger der Romantik das unerbörte Kirchenfest erschienen war.

So war Reichensperger eigentlich ein fertiger Mann, mit ringsum abgesteckter Welt- und Staatsanschauung, wenn auch nach allen Seiten noch in der Vertiefung begriffen, als er, ein Vierzigjähriger, im Revolutionsjahr offen in das politische Ceben hinaustrat, nach seinem Ruse sosort in den vordersten Reihen stehend; zugleich in das Frankfurter Parlament und die Berliner Nationalversammlung entsandt, nahm er die entschiedene Wendung auf die Politik, die fortan, immer aber neben der Kunst, sein vornehmster Cebensinhalt wurde; während er selbst in Frankfurt wirkte, blieb Berlin die Domäne seines Bruders Peter. In das Verhältnis der parallelen politischen Cebensläuse des Brüderpaares können wir leider, wegen mangelnder Quellen, nicht sehr tief hineinblicken; das ist wohl eine der schmerzlichsten Lücken, mit denen der Viograph sich abzusinden hatte.

Wir können hier nicht die parlamentarische Causbahn Reichenspergers im einzelnen verfolgen, wie er, schon im Frankfurter Parlament von der Vereinigung katholischer Abgeordneter zum Vizepräsidenten erwählt, nach dem Erfurter Intermezzo in das preukische Abaeordnetenbaus eintrat und im Jahre 1852 zusammen mit seinem Bruder Deter Gründer und Ceiter der unter dem Eindruck der Raumerschen Erlasse gegründeten fatholischen Fraktion wurde, wie er, nach einer siebenjährigen Rubepause (1863-1870), im deutschen Reichstag wiederum zusammen mit seinem Bruder, Savigny und Mallindrodt die Zentrumsfraktion gründete, um allmäblich aus der alten führerstellung por der Geschicklichkeit Windthorsts in den Schatten zu treten: diese gange Entwicklung darstellen, hiefe die neuere Beschichte des politischen Katholizismus in Dreuken und Deutschland schreiben. Es ift eine Caufbahn, die seit frankfurt durch Miederlagen und Enttäuschungen, durch Irrtumer und Schwankungen bindurchgebt, im gangen aber doch von der Schwungfraft einer gewaltigen Erbebung getragen, fich ftetig aufwärts bewegt; an dem politischen Aufschwunge des preukischdeutschen Katholizismus hat Reichensverger mit den vornehm= sten Unteil, und schon lange, bevor er 1885 aus dem parlamentarischen Leben ausschied, war er bei seinen Gesinnungsgenoffen der gefeierte Veteran. Die schwierige Aufgabe, eine parlamentarische Cätigkeit im Zusammenhange darzustellen, scheint mir von Pastor nicht befriedigend gelöst zu sein; freilich mußte man bei uns in Deutschland nach musterhaften Beispielen folcher Leistung suchen. Man empfindet auch hier, schon während der Frankfurter Periode und fortan in steigendem Make, die Unanlänglichkeit der Methode, por allem die (auch sonst zuaänglichen) Reden des Einen in extenso wiederzugeben und durch eine kurze Kritik der anderen — die natürlich gegenüber den "glänzenden" Reden des Einen stets schlecht abschneiden einen vorwiegend auf parteigenössische Quellen gegründeten verbindenden Text zu schaffen. Mur mit Widerstreben und ohne große Belehrung arbeitet man sich durch diese Monologe hindurch. Wir bekommen eine Materialiensammlung, die nur im Rahmen der Parlamentsaeschichte zu nuten sein würde; eine folche aber zu schreiben, auch nur insoweit sie zum Verständnis der Aftion Reichensperaers erforderlich ist, bat Dastor nur einen geringen Unlauf genommen: nicht einmal eine Fraktions= geschichte nach Makgabe seiner Quellen sett er sich zum Ziele: nurfehr selten können wir einenflüchtigen Blick hinter die Kuliffen

der Fraktion werfen und über die öffentlichen Parlamentsstitzungen hinweg in die innere Parteigeschichte eindringen. So bemerkt Kraus treffend, daß wir über die Gründe des Kulturkampfes eigentlich ebensowenig erfahren wie über die entscheidenden Vorgänge, die zu seiner Beilegung führten.

Es ist ein interessantes Oroblem, den Wechsel der politischen Baltung Reichenspergers in den Kämpfen dieser vier Jahrzehnte zu verfolgen. Man hat diesen Wandlungen wohl zu viel Bedeutung beigemessen. Micht die politische Doktrin an fich ift für Reichensperaer das Entscheidende, sondern die in den wechselnden Konstellationen der großen Auseinandersekung zwischen Staat und katholischer Kirche taktisch gebotene Baltung: von bier aus bestimmt sich sein Verhältnis zu den Derfassungskämpfen innerhalb des preußischen Staates, zur deutschen frage, zur Beurteilung der europäischen Politik. Ein oberstes ultramontanes Pringip reguliert seine politischen Aberzeugungen in der innern und äußern Politif. Schon beim Unsbruch der Revolution von 1848 wird dieser Grundgedanke Reichenspergers einsichtig dabin formuliert: "daß möglicherweise das große Imbroglio der Kirche und dem Christentum Dorschub leisten könne, indem einesteils der Polizeistaat auf die Dauer der bedenklichste Vormund beider ist und andernteils das Christentum allein noch einen innern Balt darbietet, wenn alle andern Stüken wanken und weichen." So nimmt er, nachdem der Polizeistaat ohne sein Zutun gebrochen worden ift, seine Stellung im Lager der gemäßigten Konservativen und sucht den glaubens- und staatsfeindlichen Radikalismus abzuwehren. Unter demfelben Gesichtspunkt wird seine liberale Alder wieder fräftiger, als der besiegte Polizeistaat sich als= bald vom Boden erhebt und die oben einsetzende Reaktion auch den Katholiken unbequem wird; im Kampfe dagegen und für die Verfassung haben auch die katholische Fraktion und ihr führer, als Verfechter "des antibureaufratischen Pringips der Antonomie und Selbstregierung", ihre wirklichen Verdienste. Als in der Konfliftszeit die linksliberalen, im Grunde antifirchlichen Elemente wieder stärker vorandrängen, stellt sich Reichensperger zur Regierung wieder erheblich freundlicher, auf die Befahr bin, seine eigenen Wähler damit vor den Kopf

zu stoßen. In diesen Jahren vor allem ist seine Haltung nur im Zusammenhange der internationalen Politik als Gegenspiel der mit Italien sympathisierenden liberalen Gothaer und Demokraten, zu verstehen. Als aber deren Wege und die Bismarks 1866 zusammenmünden, muß Reichensperger, an

seinen besten Idealen verzweifelnd, beiseite stehen.

Es ist Reichensperaer im parlamentarischen Kampfe mehr= fach der Vorwurf fremdbrüderlicher Sympathien, französischer und belgischer in früherer, österreichischer oder baverischer in späterer Teit gemacht worden, und er hat sich sarkastisch gegen den wechselnden Inhalt dieser Vorwürfe verteidigt. Michts ift gewisser, als daß der eifrige Katholik von Baus aus dem Wesen des protestantischen preukischen Staates innerlichst widerstrebte und unter den auswärtigen Glaubensgenoffen Unknüpfung suchte, ebenso gewiß, daß der überzeugte Großdeutsche den Weg. der Preußen zu seiner Begemonie in Deutschland führte, nicht nur ohne Teilnahme, sondern mit Abscheu betrachtet bat. Jugleich aber müffen wir gerechterweise die Catsache anerkennen, daß Reichensperger allmählich, schon im Caufe der fünfziger Jahre, zu einem bessern Preußen geworden und zu einem Teile doch in den ihm ursprünglich unsympathischen Staat hineingewachsen ist; und auch mit den Entscheidungen von 1866 und 1870/71 hat er sich, wie der größte Teil des Zentrums, im Caufe der Zeit doch mehr ausgeföhnt, als fie nach außen bin Wort haben wollen. Verloren hat er freilich das Mißtrauen gegen den preußischen Staat niemals. Er konnte wohl den Grundsatz aufstellen: "Um katholische Cande sicher zu besitzen, gibt es für die Regierung kein anderes Mittel, als den fatholischen Blauben und durch ibn die Treue und Dietät zu fördern", ohne sich Gedanken darüber zu machen, daß die evangelische Regierung eines überwiegend evangelischen Staates sich ihres eigenen Wesens entkleiden müßte, um durch das empfohlene Mittel die Treue ihrer katholischen Untertanen er= kaufen zu können. Dor allem beurteilt er die auswärtige preußische Politik ständig unter dem Einfluß der katholischen Weil er Katholik ist, ist er großdeutsch gesinnt und verlangt von seinem Staate großdeutsche Politik. Im Jahre 1855 erscheint ihm "der Dualismus dauernd als eine Cebens=

bedingung Deutschlands in politischer — ja selbst wie die Sachen zurzeit noch stehen, in religiöser, in konfessioneller Beziehung." Es ift flar, daß das festhalten an diesen Sätzen ibn in den fünfziger und sechziger Jahren zu einem unfruchtbaren Dottrinarismus verurteilte, der mit steigender Erbitterung den Gang der Dinge verfolgte und beim Ausbruch des Krieges von 1866 von vornherein verzweifelte: "Wird Österreich be= siegt, so stürzt das noch aufrechtstehende Stud der historischen Welt zusammen. Deswegen schon halte ich es für wahrscheinlich. daß Orenken siegt, da der gange Jug der Welt antibistorisch ift". Er will die lebendigen und gesunden Kräfte der Beschichte nur dort sehen, mo sie in Beharrung verbleiben! Und nach dem Siege von Königgrät; "Es kostet sehr viel Mühe, sich in folch e Ratschlüsse Gottes zu fügen. Alles stürzt ein, was zu meinen Idealen gehört". Selbst nach den ersten deutschen Siegen in frankreich kommt ihm kein erhebenderes Gefühl (soviel wir aus den dürftigen Notizen seben) als der Crost: "Gut ist, daß Napoleon den Papst im Stiche gelassen hat, bevor er ge= schlagen war" und schließlich nach Sedan: "dem einen gegenüber hat die Memesis sich wunderbar zu Ehren ge= bracht." Es ist leider keine frage, welchen "anderen" Reichensperger dabei im Aluge batte.

In demfelben Gedankengange erschien dem alten katholisch= großdeutschen Parteimann gelegentlich noch später als Bismarks lette Absicht im Kulturkampf: "die Wittelsbacher Dynastie zu entwurzeln ... über Bayern dann nach Österreich, und das Empire deutscher Mation ift fertig." Mit diesem Miftrauen, diesem Mangel an Verständnis stand der Reichsgründung Bismarcks derjenige führer des Tentrums gegenüber, zu dem der Reichskangler am 20. Upril 1872 sagte: "Sie und Ihren Bruder halte ich trotz Ihres Ultramontanismus für lovale Deutsche." Bismarck hatte die Haltung Reichenspergers in der Konflikts= zeit, sowie seine besonnene Beurteilung der Polenfrage nicht veraessen: jekt mochte er einen Augenblick boffen, in dem früheren fraktionsführer eine Abneigung gegen die neuerliche Verbindung des Tentrums mit direft reichsfeindlichen Elementen, wie Polen und Welfen, zu erwecken. Es ist bekannt, daß Reichensperger sich in einzelnen fällen von seiner Fraktion ge=

trennt und, ebenso wie sein Bruder, zu Abstimmungen in regie= rungsfreundlicherem Sinne entschlossen hat; gegen den Ausgang der siebziger Jahre verloren aber beide den makgebenden Ein= fluß auf ihre Parteigenossen, die großen Entscheidungen waren in andere Bande geraten. August Reichensperger empfand diese Wandlung anfangs nicht ohne Schmerz. Allmählich wurde er gerade dadurch instand gesett, seine gesamten wissenschaft= lichen und fünstlerischen Bestrebungen in größerer Muße wieder aufzunehmen.

Alle diese Bestrebungen aber bleiben danernd den kirchlich= politischen Idealen untergeordnet, die von der Dersönlichkeit Reichenspergers Besitz ergriffen haben. friedrich Paulsen hat diese Persönlichkeit in einer gedankenreichen Besprechung analysiert, indem er zugleich aus der persönlichen Freundschaft, die ihn mit dem Zentrumsführer verband, Stoff zur Beurteilung des Mannes entnahm; dieses Porträt scheint mir jedoch in einem Grade idealisiert zu sein, daß es trot aller feinbeit in der Auffassung der Einzelzüge im großen und ganzen bistorischer Trene ermangelt. Ich will die Unsicht Paulsens: "Er war wirklich ein innerlich freier Mann, der das Berechtigte der andern Gedanken zu empfinden imstande war", nicht auf der Schwelle zurückweisen, möchte sie aber auf ihren berechtigten Kern beschränkt wissen. Soviel ist allerdings richtig: das fanatische liegt von Haus aus der Natur Reichenspergers fern, er ist für die verschiedensten Eindrücke bis qu einem ge= wissen Grade zugänglich, er ist leicht zu überzeugen, er hat sich in der Vielseitigkeit seiner Bestrebungen immer für persönliche Beziehungen in fremde Lager — Paulsen ist nicht das einzige Beispiel dafür - freigehalten, und die liebenswürdige Umgänglichkeit seines Wesens bat häufig genug an Stelle des einseitig doktrinären Politikers den lernbegierigen, bescheidenen und feinen Menschen hervortreten lassen. Um letten Ende aber wird diese innere Unlage zur freiheit regelmäßig von einer nichts weniger als freien Weltanschauung bedingungslos diszipliniert. Der firchlich gebundene Wille bengt die Einsicht und modelt sie nach seinem Beiste. Reichensperger hatte auf seiner Jugendreise die Mikwirtschaft des römischen Kirchenstaates in seinem Tagebuch auf das schärfste verurteilt; eine

Aufzeichnung etwas späteren Datums jedoch, die von Pastor in die Darstellung verwebt ift, sieht die Dinge bereits in gang anderem Lichte und spottet der Gemeinplätze, "die den Obskurantismus des Vatikans, die Ränke der Jesuiten, die Verderbnis der hoben und die Stumpfheit der niederen Klassen. das Beer von Mönchen, Bettlern und Gaunern mit der vollen Indianation des aebildeten Nordeuropäers brandmarken": fast genau dieselben Gemeinplätze, die Reichensperger selber zuvor vorurteilsfrei genug gewesen war, seinem Tagebuch anzuvertrauen. Der Vorgang ist typisch für ihn: wie häusig erscheint die innerliche freiheit des Urteils in den großen Zusammenbängen seiner Weltanschauung aufgehoben, zur Dienerin eines in fester kirchlich-politischer Aberzeugung wurzelnden Willens bestellt. Dieser Wille schafft sich seine Weltanschauung, baut sie aus zu einem System von imponierender Einheitlichkeit. gliedert ihr an, was sich in irgendeiner form damit vereinen läkt, und scheidet unbarmberzig aus, was er für unvereinbar hält; nach beiden Seiten bin bestimmt nicht ein objektiver Erkenntnisdrang, sondern die vorgefaßte Meinung dogmatischen Eifers sein historisches Urteil. Die Elemente und den Aufbau der neueren katholischen Beschichtsauffassung können wir kaum iraendwo besser beobachten als in dem geistigen Entwicklungs= gange Reichenspergers, der reicher, vielseitiger, ursprünglicher als die meisten seiner im politischen Parteigetriebe aufgehenden Epigonen, ihnen unermüdlich die Wege wies, in Wort und Schrift, durch Vereinsarundungen und Volksbücher, durch Agitation und Anregungen. Das Buch Paftors enthält somit manche Bausteine zu einer Kulturgeschichte der geistigen Erneuerung des deutschen Katholizismus im 19. Jahrhundert.

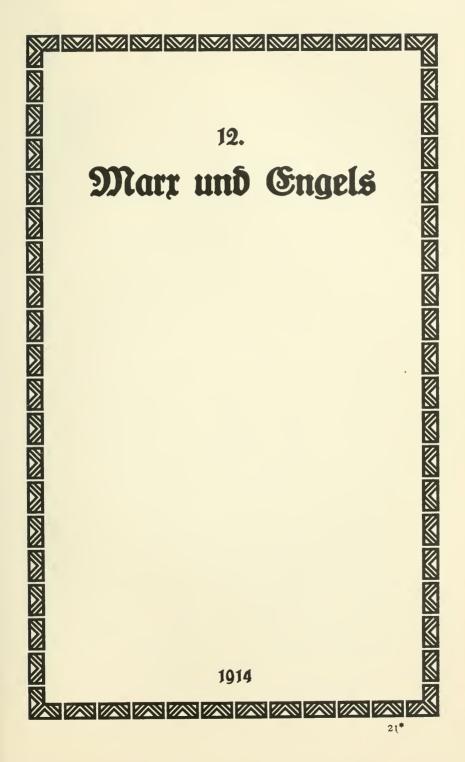
für die besondere Urt Reichenspergers können hier nur einzelne Beispiele gegeben werden. So wächst aus der Tiese seiner Überzeugungen seine Unsicht über den gotischen Stil hervor; er urteilt nicht nach der Weise des Historikers, der einen französischen Nationalstil kraft seiner universalen fähigkeiten die Welt erobern und auch über den ursprünglichen deutschen Nationalstil den Sieg davontragen sieht, sondern es ist für ihn Glaubenssache, in der Gotik den christlichsgermanischen Stil schlechthin zu besitzen. So bestreitet er die bekannte Unsicht

von der evangelischen Gefinnung Albrecht Dürers, indem er für das Gegenteil den nach Dürers Tode geschriebenen Brief des verärgerten und grilligen Willibald Dircheimer ins feld führt, als wenn für die religiöfe Stimmung Dürers — allein darauf und nicht auf die bestimmte konfessionelle Zugehörigkeit kann es ankommen — nicht Zengnisse von ihm selber von aans anderer Beweiskraft vorlägen. fast noch mehr ins Unrecht gerät er, wenn er Shakespeare für die katholische Religion mit Beschlag belegen will; sieht er doch "die poetische Kraft und Berrlichkeit des Mittelalters in seinen Dichtungen den Gipfelpunkt erreichen, um dann für die Dauer von Jahr= bunderten zu verschwinden." Ohne dagegen Shakespeare als protestantischen Dichter aufzuwerfen (auch diese Auffassung hat viel gesijndigt), wird man das feine Urteil eines Neueren unterschreiben: "Er stand dem neuen Wesen immer noch näher als dem alten, aber er war selber etwas Drittes": dieses Dritte aber, die Sonnenhöhe einer weltlichen und individualistischen Renaissancekultur, die den großen Engländer zum Untipoden der spanischefatholischen Dichter und Künstler des 17. Jahrbunderts macht, läßt sich nicht in die konfessionellen Begenfäte bineinpressen. Aber eben der Beist dieser Kultur ist für Reichensperaer Zeit seines Lebens ein ebenso verschlossenes Buch aewesen wie die Untike selber: soweit seine Auffassung die bildende Kunst der Renaissance betrifft, bat auch Pastor ihr fräftig widersprochen. In der Shakespearefrage kommt es Reichensperaer nur darauf an, eine Größe, der er sich nicht entziehen kann, um jeden Dreis unter die Beroen feiner Weltanschauung zu versetzen: er will in dem größten Dichter der germanischen Renaissance nur die Elemente des Alten seben und ist blind für dessen Eigenstes, das für ihn im Grunde genommen eine andere Welt bedeutet. Er hat mit verständlicher Tendeng oft darüber geflagt, daß das merry old England des Mittelalters und Shakespeares von dem Geist des Ouritanismus verbannt worden sei, und er selbst ist eigentlich der Vater derjenigen Bestrebungen der Zentrumspartei, die der lebensfreudigen freibeit der modernen Kunstübung am liebsten mit Gesetzen und Dolizei den Baraus machen möchten. Er hat selbst diese Tendenzen durch seinen traurigen Bak gegen Goethe gefrönt.

Sollte man den einen innerlich freien Mann nennen dürfen, der in seinen Briefen an P. Baumaartner das denkbar Unperständiaste und Robeste über Goethe geschrieben hat? Wer diese Seiten lieft, blickt in Reichenspergers innerstes Wesen bingb und begreift erst, welche Macht über diesen geschmackvollen und liebenswürdigen Geist die Ausschließlichkeit einer gebundenen Weltanschanung ausübte. Und dann wird auch der Reichensperaer von 1870 verständlich, der anfanas die Erklärung des Unfehlbarkeitsdogmas als inopportun betrachtete und sich bald dazu bekehrte, sie als eine Motwendigkeit angusehen, "um den latent gewordenen Widerstreit zwischen der bochmütigen deutschen Wissenschaft und der Autorität zu einer Krisis zu bringen." Paulsen meint zwar: "Es hat etwas Traaisches, daß der Verteidiger der Freiheit gegen den Staats= absolutismus aleichzeitig den Sieg des absoluten Systems innerhalb der Kirche erleben und in gewissem Sinne unterstützen mußte." Umgekehrt aber scheinen mir die Dinge zu liegen. Allein im Dienste dieser ultramontanen Welt- und Staatsanschauung hat Reichensperger gegen die protestantische Staatsregierung seines paritätischen Baterlandes den Kampf für politische freiheit geführt: darin mag der freund der freiheit allerdings eine gemisse Tragik erblicken. Seine primären politischen Triebkräfte entstammen dem System, das 1870 im Datikanum triumphierte: daß sie unter gegebenen Derhältnissen, wie bei uns in Deutschland, praktisch als Schutzwehr bürgerlicher freiheit gegen Absolutismus und Radikalismus wirken können, darf den Bistoriker wenigstens nicht hindern, zwischen den prinzipiellen Doraussekungen geschichtlicher Mächte und den zufälligen Mitteln, durch die sie wirken, zu unterscheiden: denn diese wandeln und passen sich an in der unendlichen Mannigfaltigkeit des Lebens, jene aber bleiben bestehen, sie verlangen entweder Glauben und Unterwerfung — dieses Teil hat August Reichensperger unter Aufwand seiner starken Beistes- und Willensfräfte sich erwählt — oder sie unterliegen selber der Kritif, der Verneinung und der Befreiung.











leichheit ist die Seele der freundschaft, sagt Uristoteles. Daß aber noch etwas Wesentlicheres dazu gehöre als die nackte Unisormität, lehrt die einfache Tatsache, daß die wertvollsten freunds schaften zwischen sehr verschiedenen Individualis

täten, trotdem und weil sie ihr Selbst nicht aufgeben, ge= schlossen werden. Es muß etwas Böberes, die einzelnen Naturen sich wahrhaft Gleichsetzendes binzukommen: eine Bleichheit des den Lebensweg weisenden Willens, wie sie in dem tieferdringenden Wort des Sallust verlangt wird: "idem velle atque idem nolle ea firma amicitia". Zur eine Bleichheit der obersten idealen Zielsetzung führt Menschen dauernd und innerlich zusammen. Dielleicht ift es deutscher Beistesaeschichte eigentümlich, daß sie sogar auf ihren Böben - die großen Namen aus der Reformationszeit und flassi= schen Dichtung sind allen geläufig — Gemeinschaften solchen Inhalts aufweift. Und wie man auch im einzelnen falle über die innere Tusammengehörigkeit urteilen mag: unlengbar hat das deutsche Volksempfinden — vielleicht weil gerade dieses Ideal männlichen Derhaltens zueinander dem innersten Wesen unseres Volkscharakters entspricht — ein gewiffes Bedürfnis, solche Doppelgestalten jum Bilde einer neuen Einheit zusammenzuschmelzen. Wir lieben sie nicht nur da, wo wirklich der große Wurf gelungen, eines freundes freund zu sein, sondern neigen manchmal dazu, auch das nur scheinbar Zusammengehörende äußerlich aneinander zu binden.

In die Reihe der wahrhaften Cebensgemeinschaften unseres Volkes gehören Karl Marx und Friedrich Engels, als Individualitäten weit genug voneinander entfernt und doch zu untrennbarer Einheit verschmolzen, für sich, für ihre Arbeit und für die Nachwelt. Gewiß möchten manche von uns gerade den Gründern der Internationale nicht ohne weiteres die Ehre einer Doppelherme im Tempel nationaler Größe bewilligen und vielmehr den Einwand erheben, daß in ihrer Kampfstellung im Exil nur das "idem nolle", nicht aber harmonische Schöpferkraft zum Ausdruck gebracht worden sei, daß der Schlackenhausen zu hoch gelagert sei, der das edle Metall ausgeglüht habe. Es ist auch keine Krage: die uns

mittelbare Verknüpfung dieser Männer mit den erregtesten politischen Kämpsen der Gegenwart macht ein Werturteil über ihre historische Stellung nicht leicht; auch die geistige Absperrung, in der die Sozialdemokratie sich selbst hält und herrschende politische Tendenzen sie halten möchten, erschwert die Verständigung. Aber schon um ihrer, man ist versucht zu sagen: weltgeschichtlichen Nachwirkung willen, muß man immer wieder fragen, was diese Männer für die Nation bedeuten.

Wie man auch über sie denken mag, das eine wird niemand leugnen, daß hier eine der stärksten fortbildungen einer Ideenaemeinschaft zur Arbeitsaemeinschaft und dann zur Cebens= gemeinschaft vorliegt, die wir überhaupt kennen, Vorstellungen vieler waren die beiden Individualitäten zu einer neuen Unteilbarkeit verwachsen, so daß es lange unmöglich schien, ihre Abgrenzung gegeneinander vorzunehmen, und nur auf Kosten der einzelnen Persönlichkeiten konnte es geschehen. Es ift überraschend, wie die Persönlichkeit Margens in der unabsebbaren Citeratur des Marrismus bisber zu furz gekommen und das Menschliche in ihr lange auch der Sozialdemokratie fremd geblieben ift. Während Caffalle, dessen politische Nachwirkung später vom Marrismus erdrückt murde und erst heute wieder durchzudringen scheint, auch in allem Dersönlichen seinen Unbängern böchft lebendig geblieben ift, gibt es von Marr nicht einmal eine seiner würdige Biographie. Diese Unzugänglichkeit des Menschen Marx hat nicht nur daran gelegen, daß das Chaos seiner politischen, ökonomischen und geistigen Auswirkungen überhaupt eine wesensverwandte, also enzyklopädisch gerichtete Empfänglichkeit vom Biographen verlangt, sondern auch an der Catfache, daß bisher für weite Strecken seines Cebens, so lange nur gelegentliche und nebenfächliche Teile seines Briefwechsels bekannt waren, ein eigentliches Material nicht vorlag. verschwand der Mensch hinter seinem Werke. Und hinter Marx, deffen mächtige Persönlichkeit doch immer wieder durchbrach, war der andere vollends im Balbdunkel verborgen geblieben. Wie wenig man von dem Menschen Engels wußte, erkennt man an der Mühe, die Sombart hatte, bei seinem Tode die Grundlinien der Persönlichkeit zu ziehen. für weitere

Kreise wird die soeben von Gustav Mayer, dem Biographen Schweiters, bewirkte Veröffentlichung seiner Jugendbriefe einen großen Unbekannten entbüllt baben.

für beide Männer aber gilt das Wort: daß nur die Auseinandersetzung des einen mit dem andern sie sichtbar berausftellen kann. Dor diesem Ereignis, vor den vier Bänden ihres durch vierzig Jahre hindurch sich erstreckenden Briefwechsels stehen wir heute1). Mit einem Male sind die bisher Unzugäng= lichen in ihren intimsten Verborgenheiten, in plastischer Greifbarfeit und voller Blutwärme uns nahe gebracht. Jett erft wird die Biographie — oder bezeichnen wir die Aufgabe aleich so, wie sie doch immer nur lösbar sein wird — wird die Doppelbiographie möglich.

Die Berausgeber Bebel und Ed. Bernstein (der wohl die eigentliche Editionsarbeit geleistet hat), haben das unbestreit= bare Verdienst, dem historischen und biographischen Erkenntnis= zweck jede andere Rücksicht untergeordnet zu haben. geben, mit alleiniger Ausnahme des ganz Unwesentlichen. alles wieder: sie unterdrücken weder den trüben Niederschlag der perfönlichen und häuslichen Misere, die Marx getragen hat, noch die Maklosigkeiten seiner Werturteile, selbst da nicht, wo die Empfindlichkeiten der beutigen Sozialdemokratie peinlich da= durch berührt werden. Die folge ift gewesen, daß Kautsky gegen fr. Mehring, der als Vertreter von Caura Cafarque, der (jett verstorbenen) Cochter Marrens, die Interessen der familie Mark bei der Herausgabe wahrzunehmen hatte, den Vorwurf eines Vertrauensbruches erhoben bat. Die Berausgeber find sich, das gilt für Bernstein und Mehring ohne Zweifel, von vornherein flar darüber gewesen, daß eine gewisse Umwertung aller Werte die folge der Publikation sein musse; sie werden gesehen haben, daß Engels, zum mindesten im Mensch= lichen, über Mary hinauswächst und jetzt seine historische Stellung, zum Teil auch auf Kosten von Marg gewinnt. Sie werden sich auch einer für die orthodore Sozialdemokratie

¹⁾ Der Briefwechsel zwischen friedrich Engels und Karl Mary 1844 bis 1883. Herausgegeben von 21. Bebel und Ed. Bernstein. Vier Bände. XX, 448: XXIV, 429; XXIX, 442; XX, 536 Seiten. Stuttgart, I. H. W. Dietz, 1913.

noch bedenklicheren Konsequenz bewußt gewesen sein. Durch den rückhaltlosen Abdruck der, übrigens von Engels stets ge= teilten, pernichtenden und perächtlichen Urteile über Sassalle werden die Leser, die diese Verdammung nicht mitmachen wollen und aus Gründen bistorischer Gerechtiakeit nicht mitmachen können, dazu gereizt, auch hinter andere Werturteile Marrens ein fragezeichen zu setzen; sie werden sich auch zu der Dersönlichkeit und dem Lebenswerk Marrens bistorisch. d. h. fritisch stellen müssen, und Mehring hat offen eingeräumt, daß er mit seiner Zurudhaltung der Partei einen kleinen Dienst habe erweisen wollen, indem er dazu beitrage, den öden Marr-Kultus in der "Neuen Zeit" und im "Vorwärts" zu beseitigen. Wie dem auch sei, wir sehen, wie die Bistorie. ja schon die bloke Ausbreitung bistorischen Stoffes, auch in diesem falle ihre immerwährende funktion ausübt, die Legende, die ein geheiligter Besitz der Partei war, in sich aufzulösen, und damit jenseits vom Streit des Cages ein Verständnis vorzubereiten, das auch auf die politischen Unschauungen wieder gurückwirken muß.

Das vorgelegte Material ist schon äußerlich von enorment Umfang: gegen 1400 Briefe, von 1844 bis 1883 reichend und gegen 2000 Seiten umfassend: es ist aber nach der Schätzung der Berausgeber nur etwa die Bälfte erhalten, die sich auf die verschiedenen Derioden und die beiden Briefschreiber ziem= lich ungleich verteilt. Während aus den Jahren bis zur februarrevolution mit verschwindenden Ausnahmen allein Briefe von Engels an Marx erhalten sind, und die beiden Revolutions= jahre, in denen sie nebeneinander standen, nur wenig aufweisen, beginnt der eigentliche Briefwechsel erst mit dem Jahre 1850, wo Engels in Manchester und Marr in Condon ihren dauernden Wohnsitz nahmen, und reicht, wenn auch mit Lücken bald von der einen, bald von der anderen Seite, in der vollen Ausdehnung bis zum Herbst 1870. In diesen beiden Jahrzehnten ruht das Schwergewicht. Don dem Augenblick an, wo auch Engels nach Condon übersiedelt, fällt der regelmäßige briefliche Meinungsaustausch fort und beschränkt sich auf die Monate der Reisezeit, um nur noch in den letten Jahren, während der langen Krankheit von Marr, wieder reichlicher zu fließen.

Unübersehbar aber, von verwirrender Buntheit und nur in letter Synthese einheitlich ist der stoffliche Inhalt dieses Briefwechsels. Menschliches, Allaumenschliches und trokdem zwei Cebenslänfe, die gang in der Arbeit an den allge= meinsten Strebungen der Menschheit aufgeben; von den intimsten Kreisen des Hauses wird man unaufhörlich in den weitest gespannten Rahmen der Weltvolitif und Weltwirtschaft versett. Klatich und Jank des Tages wechseln mit den Tiefen philosophischer Spekulation und ökonomischer Einsicht. Diplomatie und Krieg aller Bölker, die Interna der englischen Politik, in einer gewissen Entfernung der leidenschaftlich verfolgte Gang unserer deutschen Entwicklung in den Jahr= zehnten der Einigung: Parteibildung und Spaltung in un= aufhörlichen Kämpfen, von den vormärzlichen Unsätzen kom= munistischer Gruppenbildung bis zur Begründung der Internationale im Jahre 1864, Presse, Broschüren, Resolutionen, Blaubücher und parlamentarische Reports, ein Kleinkampf von aufreibender Kleinlichkeit, aber immer über alle Völker, von Rukland bis nach Umerika sich spannend: was zieht nicht an Menschen, an Mamen und Mamenlosen bier vorüber. Den Hintergrund aber bildet die unabsehbare geistige Urbeit von Marr: Adam Smith und Ricardo, Carey und Proudhon, Saffalle und Dühring lofen sich ab: die gange Werkstatt, aus der "das Kavital" hervorgegangen ist, öffnet sich vor uns; aber weit über Nationalökonomie im weitesten Sinne debnt sich die Aufnahmefähiakeit dieses Mannes. Engels hat von dem ersten Besuch, zu dem er Marx in das Britische Museum führte, einmal einem freunde erzählt: "Er stopfte sich voll mit der Leidenschaft einer unerfättlichen Schlange." sehen wir die Riesenschlange an jener unvergleichlichen wissen= schaftlichen Arbeitsstätte jahrzehntelang in Tätigkeit, und wenn Marx einmal über einige Wochen ernster Erkran= fung schreibt: "in dieser Zeit, wo ich gang arbeitsunfähig, gelesen: Carpenters Physiology, Sord ditto, Kölliker, Gewebelehre, Spurzheim, Unatomie des Hirns und Aervensystems, Schwann und Schleiden über die Tellenschmiere", so mag man danach den geistigen Umfat in normalen Zeiten ermeffen. Bewiß überwiegt auch bier der Eindruck der Massenhaftig=

feit und manchmal Wahllosigkeit, die Grenzen zwischen Dilettantismus und Wissenschaftlichkeit fließen bei beiden Männern ineinander, aber am letten Ende scheint doch alles einer neuen Weltanschauung zu dienen und sich einzuordnen. Und das bleibt das lette: wie wir auch immer von dem Boden unseres Staates und unserer Gesellschaft, den jene bekämpften und wir behaupten, über diese Menschen, ihre Ideen, ihr Tun und Cassen urteilen, wir können uns nicht dagegen verschließen, daß viel von ihrem individuellen Wähnen und Trachten zu einer fortlebenden Wirklichkeit geworden Wir stehen in der Schmiede Vulkans, wild und ungeordnet türmt sich das Werkzeug übereinander, Dampf und Rauch und Schmutz verwirrt das Auge, ein ohrenbetäubender Carm erschallt, die kunken stieben vom Umbok, aber eine kunstreiche, eine Leben und Tod bringende Waffe wird geschmiedet. ist eine Werkstatt historischer Dinge.

Und nun nehme man noch hinzu, daß auch die form der Briefe die Cekture weder beguem noch erfreulich macht. Bewiß ist sie dem Gewollten immer adägnat, konsegnent und flar in sich, ohne falsche Tone und halbe Worte, aber die Beiden schreiben nicht Briefe um der Briefe willen, sondern betreiben einen lebendigen Meinungsaustausch - den sie in Wochen persönlichen Zusammenseins noch zu höherer Intensität steigern — in dem Stil ihrer vertraulichsten Umgangs= art. Sie fallen mit Vorliebe in einen derben Bummelton, den sie aus jüngeren Jahren als Ausdruck einer engern Bemeinsamkeit überkommen haben und als Unpassung an einen bobemienartigen Cebensstil, wie es der Deutsche gern tut, dauernd beibehalten. Dagegen wäre an sich nicht viel zu sagen, wenn nicht der Druck, an den die Briefschreiber nicht denken fonnten, nachträglich manche Verletzung des Geschmacks peinlicher machte; in diesen Briefen, die sich nicht selten gu ernsthaften wissenschaftlichen Abhandlungen weiten, sind Wendungen wie Schmiere und Dreck nicht die stärksten ihrer Urt, denn sie bezeichnen nur die eigene theoretische Arbeit und keine Personen. Dazu kommt noch, daß beide, Marx noch mehr als Engels, aus Gründen der gewollten Abung oder des rascheren Verständnisses, ihren deutschen Briefftil mit englischen

und französischen Wendungen und Satteilen buntscheckig durchsetzen. So spiegelt sich auch in der unruhig bewegten Mischform der Briefe das Bild der deutschen Emigranten, die in internationalen Zusammenhängen denken und arbeiten. Sie schreiben einen revolutionären Stil.

Marr hat gelegentlich, als er die aufopfernde Hilfe von Engels annahm, für ihr beiderseitiges Verhältnis die formel gewählt: "daß wir zwei ein Kompagniegeschäft treiben, wo ich meine Zeit für den theoretischen und Parteiteil des business gebe." (31. 7. 1865.) Das Wort entspricht den Tatsachen. Er leistete in den Condoner Jahrzehnten einmal die gelehrte Arbeit, aus der, nach dem Vorläufer "Zur Kritik der politis schen Ökonomie" (1859), schließlich das "Kapital" erwachsen ift; daneben war er führend in die aufreibenden Wirren und Beschäfte verwickelt, die sich aus der Leitung des Kommunistenbundes bis zu seiner Auflösung (November 1852) und aus der Unseinandersetzung mit allen fraktionen und Nationen der Condoner Emigration ergaben; und von neuem hatte er seit der Begründung der Internationale im Jahre 1864 die Leitung und Derantwortung im wefentlichen auf feine Schultern zu nehmen. Das steht von vornherein außer frage: als aeistiges und politisches Parteihaupt hat er in allen diesen Jahren die schwerere Last getragen, um so mehr, als er zu= aleich im blutiasten Daseinskampf für sich und seine familie stand und dafür seine Bauptarbeitskraft hergeben mußte. Daß er aber diese doppelte Last tragen konnte, daß er von ihr nicht völlig zermalmt worden ist, das hat er allein Engels zu danken.

Die Freunde lebten und arbeiteten allerdings unter fehr verschiedenen Bedingungen. Engels blieb, trot des Niederbruches in der Revolution, der Sohn des wohlhabenden rheinischen fabrikantenhauses, der in dem Manchesterer Sweiggeschäft "Ermen & Engels" als Kommis, Prokurist und schlieflich Teilhaber für die väterliche firma in Barmen mit seinen hervorragenden kaufmännischen Kähigkeiten unentbehrlich wurde. Seine Cätigkeit in Manchester bedeutete für ihn nicht in dem Sinne ein Exil, wie für fast alle deutschen achtundvierziger Emigranten, die mit dem Vaterlande jeden fozialen und wirtschaftlichen Boden unter den füßen verloren hatten; rein ökonomisch gesehen, blieb er mit Beimat, Vaterhaus, Bernf durchaus verbunden, wenngleich entschlossen, seinen Posten sofort zu verlassen, sobald ein politischer Umschwung auf dem Kontinent beraufziehe; eben deswegen kam der Vater, der ihn am liebsten politische Urfehde hätte schwören lassen, sogar einmal auf den Gedanken, ihn vorsichtshalber von Manchester in eine filiale nach Calcutta zu "versetzen". So haben ihn die gemeinen Lebenssorgen nie ergriffen: er verstand als umsichtiger Kaufmann zu rechnen und konnte alle Bedürfnisse seiner lebenslustigen Natur befriedigen, so daß er manchem darbenden und sittenstrengen Emigranten wohl als "Genießer" verdächtig war; aufangs knapp gestellt, konnte er mit der Zeit an den Cebensaewohnbeiten der Manchefterer Bourgeoifie nach Gefallen Anteil nehmen. Sorgen und Müben, auch Einschränkungen, nabm er für einen andern auf sich. Denn Mark kam aus der Revolution mit Frau und Kindern nach England, als ein mittellofer Mann, der mit dem Untergang der "Neuen Rheinischen Zeitung" auch den Rest eines kleinen Vermögens eingebüßt hatte: er hatte fortan die 27ot der Verbannung mit einer in Condon noch wachsenden Samilie zu teilen und fich zunächst, nachdem der Bersuch einer fortsetzung eines politischen Zeitungsunternehmens mißglückt war, nach neuen Möglichkeiten für die Erhaltung der nachten Existena umauseben.

Bitter hat Marx einmal ausgerufen: "Es gibt keine größere Eselei für Lente von allgemeinen Strebungen, als überhaupt zu heiraten und sich zu verraten an die petites miseres de la vie domestique et privée." Er hat diese Nöte ausgekostet wie wenig Menschen. Die deutsche Geistesgeschichte ist an ergreisenden Blättern reich, sie weiß von Hungerjahren idealistischer Entwicklungszeit zu erzählen, die selbst starke Naturen, wie die Hebbels, fast zermürbt haben: hier aber wird von dieser Not ein ganzes Leben überschattet; nicht eines jugendlichen Aingenden, der sich darüber hinweghebt, sondern eines Mannes auf der Höhe der Reise, bis in das Alter hinein, der, wie man auch über seine Gesamtwirkung deusen mag,

in dem Bewuktsein einer großen bistorischen Stellung lebt und sie schließlich behauptet hat. Aun aber sehe man die Reibe der Bitterkeiten, mit denen er sein Cebenswerk erkauft bat! Die Sorgen vor allem in dem Jahrzehnt, wo er in Dean Street, Soho Square, wohnte, das während der Cholera von 1854 das Tentrum des Seuchenberdes war: die Szenen, wie er einen Artifel für die New York Tribune nicht schreibt, "weil ich den penny nicht hatte, um Seitungen lesen zu geben", oder ein andermal den Rock versetzt, um Schreibpapier zu kaufen, oder wie er am Begräbnistage seines einzigen Knaben, deffen Tod er nie verwinden konnte, zu benachbarten fran-30sen laufen muß, um Geld für die Ermöglichung der Beerdigung zu leiben; das unaufhörliche Drängen der Glänbiger, des Hauswirts, des Metgers und des Bäckers, die wohl quweilen alle Lieferung verweigern und dadurch die familie zu proletarischer Kartoffelnahrung nötigen, während das Pfand= haus, die unöfonomischste aller Institutionen, einen aroken Teil des Verdienten auffrifit; die Schulden und Wechsel, die Bettelbriefe, die die unter alledem furchtbar leidende Gattin, die Schwester des preußischen Ministers des Innern, hinter dem Rücken ibres Mannes, schreiben muß; die Vorwürfe und Klagen, die sie ihm nicht hat ersparen können, die Krankheiten, die schließlich auch die starke Natur Marrens vorzeitig erschüttert und aufgerieben haben - dieses gange Leben aus der Band in den Mund, das niemals aufhört, durch Jahrzehnte hindurch, und mit seiner dunklen Endlosigkeit vollends niederdrückt. neigte nicht zu weinerlicher Schwäche, aber einmal entringt sich auch ihm der Ausruf: "Lieber 100 Klafter tief unter der Erde. 3ch persönlich arbeite mir die Misère weg, durch starke Beschäftigung mit allgemeinen Dingen. Meine fran hat natür= lich nicht dieselben Ressourcen." Und mit bitterer Selbstironie schreibt er ein Jahrzehnt später: "In ein paar Tagen werde ich fünfzig. Wenn jener preußische Leutnant zu Dir fagte: "Schon zwanzig Jahre im Dienst und immer noch Ceutnant', so kann ich sagen: Ein halbes Jahrhundert auf dem Rücken und immer noch Pauper!"

Mary ist nicht eigentlich ein Mensch, den man liebges winnen kann; aber noch weniger — man würde das sofort als

einen falschen Con empfinden - eignet er sich dazu, sentimental beiammert zu werden. War doch in dieser Verstandes= natur der Blick für die schwachen und schlechten Seiten des Menschen erbarmungslos ausgebildet; und wenn man das Wort des Goethischen Prometheus: "Des tät'gen Manns Behagen sei Parteilichkeit", auf ihn anwendet, so ist niemals alles Empfinden und Denken eines Menschen in solchem Make politischem Parteisinn untergeordnet worden. Dagegen erscheint die eigentliche Gefühlswelt, wenn sie auch in den Begiehungen zu seinen Ungehörigen immer wieder durchbricht. meist wie mit starrer Kruste bedeckt, und nicht selten schlägt ein diabolisch-mephistophelischer Zug durch, der "aus blokem Spaß an mischief mongering" sein Spiel mit den Menschen Die einzige ernsthafte Verstimmung, die einmal zwischen den Freunden ausbrach, hatte ihre Ursache in dem eisigen Tynismus, den Marx in einem falle, wo der stets edeldenkende Engels auch einmal Zartfinn hätte erwarten dürfen. nicht zu unterdrücken vermochte. Alle Nöte haben die gallige Verbitterung steigern, aber dem mahren Wesen dieses Mannes nichts anhaben können. Es hat ja etwas unfruchtbar Peinigendes, wenn man nachträglich in solchen persönlichen Erinnerungen immer und ewig Geldsorgen aufgetürmt findet; und ein Ceben voll kavalierer finanzmisere, wie es jüngst in den beiden Briefbanden Liliencrons ausgebreitet wurde, binterläßt schließlich nichts als Aberdruß. Bier tritt doch eine andere Nachwirkung ein. Was an tausend Stellen in den Briefen von Marx immer wiederkehrt, das kann auch für den nachempfindenden Ceser ein Erlebnis wahrhafter Tragif werden: daß ein die Gesellschaft und Wirtschaft mit umgestaltenden Ideen antastender Denker selbst in seinem kleinen Kreise von den wirtschaftlichen Erbärmlichkeiten dermaken beimgesucht wird: daß der Kampf um die Befreiung des Proletariats mit einem immer wieder ins Proletarierhafte versinkenden Dasein dieses Mannes erkauft wird. Und darum muffen wir bekennen, daß in diesem Kampfe — unbeschadet aller diabolischen Unfreundlichkeiten ein autes Stück von unerschütterlichem deutschen Idealismus steckt. Wenn die satte Behaglichkeit der bourgeoisen Empfindung in der Gegenwart weit über ihre ursprünglichen Kreise hinausdrängt und hier und da die Lebensformen selbst der Beamten, Gelehrten und Offiziere mit oberflächlichem Genusse zu färben droht, so darf man ihr auch dieses Beispiel als eine Kraft von höherer Sittlichkeit, als die Bestätigung eines Idealismus, auf den wir Deutsche früher

stolz waren, mit fug entgegenhalten.

freilich noch einmal: Mary wäre ohne Engels unterlegen. Mur mit Bilfe dieses Mannes, deffen Derfönlichkeit so aar nicht kompliziert war, sondern von allen guten Beistern barmonischer Kräfteverteilung, gesunden Menschenverstandes, von Bilfsbereitschaft und Bilfsaeschicktheit, und vor allem von nobler Gesinnung getragen war. Als Engels jenes Buch verfakte, das auch für die geistige Entwicklung Marrens so bedeutsam wurde, die "Cage der arbeitenden Klassen in England" (1845), da schrieb der junge Kaufmann dem älteren freunde, der, soeben aus Paris ausgewiesen, in Brüffel fuß zu fassen versuchte: "So versteht es sich von selbst, daß mein Honorar für das erste englische Ding, was ich hoffentlich bald weniastens teilweise ausbezahlt bekomme, Dir mit dem größten Vergnügen zur Disposition steht. Die Hunde sollen wenigstens das Pläsier nicht haben, Dich durch ihre Infamien in pekuniäre Verlegenheiten zu reifen." (22. 2. 1845.) Die Worte stehen wie ein Motto vor den Cebens= beziehungen eines ganzen Menschenalters. Das Gegenbild der Nöte des Marrschen Hauses war die niemals versagende Opferwilligkeit seines freundes. Auf jeden Unruf schickte er Geld, soviel er entbehren konnte, anfangs das wenige teilend, später sich ju immer höherer Unspannung steigernd; und wenn es wenig war, so sandte er wenigstens einen Korb voll Rotwein und Portwein nach Condon hinüber; an jeder Sorge nahm er einen Unteil des Gemütes und alles wurde gegeben in vornehmster form und Besinnung. Sehnsucht Engels selbst empfand, aus dem "hündischen Kommerz" herauszukommen und ganz seinen Neigungen zu leben, er hielt, nur um Marr und der Seinen willen, auf die Dauer darin aus; er war erst beruhigt, als er seine Unterstützung in ein regelmäßiges System bringen konnte,

und er schied schließlich 1865 aus dem Geschäfte in der Weise. daß die ihm gewährleistete Abfindungssumme ihn instand sette. Marr die (bernach wieder weit überschrittene) Summe von 350 Pfund jährlich zu überweisen. Sang äußerlich und finanziell gesprochen, ift ein Vermögen den Weg von Manchester nach Condon gegangen. Diejenigen, die in dem Kommunismus nur die robe Gütergemeinschaft sehen, werden zugeben müssen, daß sie von diesen Kommunisten tatsächlich untereinander aeübt wurde. Marx war ursprünglich bei Beginn der vierziger Jahre im Bunde mit den führern der vormärzlichen rheinischen Bourgeoisie in die politische Causbahn eingetreten: aber nachdem dieser Rückhalt sich längst wieder aufaelöst hatte und die Wege der einst Verbündeten weit aus= einandergegangen waren, sehen wir einen Sohn dieser rbeinischen Bourgeoisie dem großen Befämpfer der bourgeois= liberalen Weltanschauung sein ganges Dasein erft ermöglichen. Erzeugen doch die geschichtlichen Gewalten die Kräfte. die sie ablösen und überwinden, immer wieder aus ihrer eigenen Tiefe.

Man darf das sagen, denn Engels tat und bedentete für Marr weit mehr. Dieser konnte seinen Cebensunter= halt in Condon nur dadurch friften, daß er eine regel= mäßige Korrespondeng für auswärtige Zeitungen übernahm. Die wichtigste Verbindung, die einzig danernde und diejenige, bei der er von seinen Aberzeugungen nichts zu opfern hatte, war die "New York Tribune". Da Marr aber zunächst die englische Sprache noch nicht beherrschte, so blieb für Engels nichts anderes übrig, als in den Abend= stunden den ganzen Robstoff der Artikel für Marx stilistisch vorzubereiten, und wenn nun bald mit dem Krimkrieg für den Korrespondenten große strategische und taktische fragen zu erörtern waren, dann war er vollends unentbehrlich: seine Briefe wurden zu militärischen Abhandlungen, in denen er dem freunde die leitenden Gesichtspunkte auseinandersette. Er wurde auf diese Weise zu einem verborgenen Mitarbeiter Margens, und da es bei diefer Catigkeit für die Zeitungen nicht blieb. so erstreckte sich der Kreis seiner Unregungen immer weiter.

Damit kommen wir zu der frage, was Engels in diesem geistigen Austausch für Mary bedeutet hat, und wir können diese frage nicht beantworten, ohne uns von der geistigen Individualität von Engels ein Bild zu machen.

"Du weißt, daß alles erstens bei mir spät kommt, und zweitens ich immer in Deinen Fußstapfen nachfolge", so hat Marx im Jahre 1864 an Engels geschrieben. In welchem Umfange und innerhalb welcher Grenzen das richtig ist, kann man noch kaum abschließend beantworten. Aber die Umrisse dieses einzigartigen Austauschverhältnisses lassen sich nunmehr ziehen.

Der Hegelsche Unspruch auf die Bewältigung aller Empirie in der Wissenschaft lebt auch in seinen Epigonen fort. fand er in diesem gangen Geschlechte wohl keine höher dafür befähigte Natur, als die von Karl Marr, so brachte auch die naturwüchsige und bewegliche Begabung von Engels ihm einen weiten Tummelplat. Man muß sich immer vorstellen, daß dieser nur die Mukestunden eines vom Kontor und der Manchesterer Borfe ausgefüllten Daseins zur Verfügung hatte: schon danach wird man schließen, daß die vorhandene geistige Kraft vermutlich mehr rezeptiv als produktiv sich äußern konnte; aber die Spannweite seiner Aufnahmefähigfeit wird doch immer Erstaunen erregen. Beben wir gunächst nur einige Beispiele für den Eifer, mit dem er eine Lieblings= neigung seiner Abendstunden, die Sprachwissenschaften, betrieb, nicht nur aus einer dilettantischen Freude an dem bunten Reichtum, sondern zugleich ein Mittel zum Zweck in die Band nehmend. Im Märg 1852 schreibt er nach 14 Tagen ruffischer Studien: "mit den flawischen Sprachen muß ich dies Jahr fertig werden, und au fond sind sie gar nicht so schwer. Außer dem linguistischen Interesse, was die Sache für mich hat, ist es auch die Konsideration, daß wenigstens einer von uns bei der nächsten Baupt- und Staatsaktion die Sprachen, die Beschichte, die Literatur und die Details der sozialen Institutionen gerade derjenigen Nationen kennt, mit denen man sofort in Konflikt kommt." Oder ein Jahr darauf wird die Gelegenheit von orientalischen Studien benutt, um Persisch gu

lernen: das Urabische erscheint ihm zu weitläufig, "persisch ist dagegen ein mahres Kinderspiel von einer Sprache. babe mir drei Wochen als Maximum für das Dersische ange-Später, im Jahre 1859, kommen die germanischen Sprachen heran: "ich site jett tief in Ulfilas, ich mußte doch endlich einmal mit dem verdammten Gotisch fertig werden, das ich immer bloß so desultorisch trieb. Zu meiner Verwunderung finde ich, daß ich viel mehr weiß, als ich dachte: wenn ich noch ein Bilfsmittel bekomme, so denke ich in vierzehn Cagen komplett damit fertig zu sein. Dann geht's an 211t= nordisch und Ungelfächsisch, mit denen ich auch immer so auf halbem fuße gestanden. Bis jetzt arbeite ich ohne Cerikon oder andere Bilfsmittel, bloß gotischen Text und den Grimm, der alte Kerl ift aber wirklich famos." Oder in den fechziaer Jahren beifit es: "ich treibe jett Grimms Märchen, Deutsche Beldensage, Altfriesisches Recht und Cehre", und später: "ich habe mich diese Woche so ziemlich ins Hollandisch-friesische bineingelesen und gang nette philologische Sachen darin gefunden." Bald darauf wagt er sogar "auch etwas Keltisch= Irisches zu lesen (natürlich mit Abersetzung daneben), die Sache scheint doch so schwierig nicht zu sein, aber tiefer laß ich mich doch auf den Kram nicht ein, ich habe schon philologischen Blödfinn genug am Bein." Trotdem ift er gleich darauf auf der Suche nach einer irischen Grammatik, und am 15. Mai 1870 heißt es bereits: "Die fortwährende Cefture irischer Bücher, das beift der nebenstebenden englischen Abersekung. war nicht auszuhalten, ohne wenigstens ganz oberflächliche Kenntnis der Caut- und flexionsgesetze der Sprache. Ich habe hier eine scheukliche irische Grammatik von Unno 1773 entdeckt und vorgestern durchgeochst, dadurch einiges gelernt, aber der Mann selbst hatte keine Uhnung von den eigentlichen Besetzen des Irischen."

Erst der Deutsch-Französische Krieg scheint diesen Studien ein Ende zu machen, und damit kommen wir zu einer zweiten, noch viel stärkeren Neigung, den militärwissenschaftlichen Studien. Hier allerdings wirkte bei einem so tatkräftigen und auf Aktion gestellten Manne der Gedanke an die praktische Nutanwendung in noch höherem Grade mit. Er hatte einst

als Einiähria-freiwilliger bei der Barde-Urtillerie in Berlin gedient und blieb immer sehr befriedigt, daß er als einziger von den Kommunisten an dem badischen Aufstand teilaenom= men habe. Wenn er auch im Eril seine militärwissenschaft= lichen Studien fortsetzte, so geschah es anfanas wohl, um der fachlichen Aberheblichkeit der ehemaligen Berufsoffiziere unter den Revolutionären zu begegnen: "damit wenigstens Einer vom Zivil ihnen theoretisch die Stange balten kann": und wenn ibm auf dem Kontinent die Zeichen für einen Neugusbruch aunstig schienen, wurde ibm das lette Ziel seiner Mebenbeschäftigung böchst lebendig.

Aber es war etwas in seiner Natur, das ihn gerade diese Studien an sich mit freude betreiben ließ, und sein gefunder Menschenverstand, sein sicherer und praktischer Blick, seine fähigkeit zur Synthese geben seinem Urteil einen besonderen Wert. Man ist überrascht, diesen nationalökonomisch interessierten Kaufmann in Manchester immer wieder den ganzen Umkreis militärischer fachliteratur durcharbeiten zu seben. Da fehlt, um nur ein Beispiel zu nennen, auch Clause= witens "Dom Kriege" nicht, um mit dem Urteil: "jonderbare Art zu philosophieren, der Sache nach aber sehr aut" an Marr empfohlen zu werden, der mit der grimmigen Unerkennung: "der Kerl hat einen common sense, der an Witz grenzt" nicht zurückhält. Es wäre eine dankbare 2lufaabe, diesen theoretischen Generalstabschef der Roten einmal auf die Gesamt= beit seiner Studien bin zu behandeln. Mit welcher Sicherheit urteilt er von Wellington: "Er ist groß in seiner Urt, nämlich so arok, wie man es sein kann, ohne aufzuhören mittel= mäßig zu sein." Mit welcher Energie arbeitete er für Marrens Berichterstattung für die "New York Tribune" die militärischen Situationen des Krimfrieges durch, und hernach für die Berichte des freundes in der Wiener "Neuen freien Oresse" die Schlachten des amerikanischen Sezessionskrieges: in beiden fällen batte Marr den Darlegungen nur die letzte form zu geben. So übernahm er mit feuereifer den eigentlichen Teil der Urbeit, als Marr für ein in New Pork erscheinendes Konversationslerikon, die "American Cyclopedia", fämtliche militärischen und friegsgeschichtlichen Urtifel

zu liefern hatte. Im ersten Jubel meinte er sogar mit einem Selbstgefühl, das nur in dem Munde dieser Leute nicht gang absurd klingt: "an Deiner Stelle wurde ich ihm offerieren, das ganze Konversationslerikon allein zu machen, wir brächten das schon fertig." Und wenn bei der Berstellung der Artikel auch der finanzielle Gesichtspunkt naturgemäß überwog, so wird man schon in den eingehenden Ausführungen des Briefwechsels (man lese 3. B. Bd. 2, S. 188 ff. über Blücher) er= fennen, mit welcher Einsicht und Sorafalt Engels an die Arbeit aina. In dem großen publizistischen Streit von 1859 trat er mit der Schrift "Do und Rhein" hervor, die insofern dem großdeutschen Cager zuzurechnen ist, als sie die Verteidigung Oberitaliens gegen den Angriff Dritter verlangte: erst der Bewinn der deutschen Einheit werde die Aufgabe dieser Defensipposition erlauben. Aber wie man auch über ihre politische Tendenz urteilen mag, die Sicherheit des militärischen Urteils machte damals großen Eindruck, und die Bräfin Batfeldt, "die bei ihrem Schwager, General v. Nostitz, die gange preußische Generalität spricht", berichtete später Marx, daß die Schrift "in hohen und höchsten militärischen Kreisen (unter anderen auch dem des Prinzen friedrich Karl) als Drodukt eines preukischen Geheimaenerals betrachtet wurde." Und beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges war Engels fast in fieberhafter Spannung, um aus dem Aufmarsch der deutschen Truppen den Kriegsplan zu enträtseln. er übernahm sofort die regelmäßige Berichterstattung für die "Pall Mall Gazette"; "als Korrespondent ins deutsche Bauptquartier zu gehen, hat viele Baken, der größte heißt Stieber1), und dabei würde ich doch weniger fritischen Blick haben."

Es ist auffallend, wie häufig Engels durch das Waltenslassen der militärischen Gesichtspunkte zu Einsichten gelangt, die den anderen verschlossen waren. Beim Studium der Periode Cromwells erkennt er sofort den springenden Punkt, "daß die Sache auch in England eine andere Wendung ges

¹⁾ Der Chef der politischen Polizei während des Feldzuges, der in den fünfziger Jahren die Verfolgung des Kommunistenbundes mit den unbedenklichsten Mitteln betrieben hatte.

nommen haben würde, wenn nicht in Irland die Motwendiafeit gewesen, militärisch zu berrschen und eine neue Aristofratie zu schaffen". Oder es kommt ihm, indem er im September 1870 die Panif der Frangosen in Paris beobachtet, erst die eigentliche Idee von der Schreckenszeit: "Wir verstehen darunter Berrschaft von Ceuten, die Schrecken einflößen: umgekehrt, es ist die Berrschaft von Ceuten, die selbst erschrocken sind. La terreur, das sind großenteils nuklose Grausamkeiten. beaanaen von Centen, die felbst Unast haben, zu ihrer Selbstberuhigung. Ich bin überzeugt, daß die Schuld der Schreckensberrschaft Unno 1793 fast ausschließlich auf den überänasteten. sich als Patrioten gebarenden Bourgeois, auf den kleinen Spiefbürger und auf den bei der terreur sein Geschäft machenden Cumpenmob fällt." Er beurteilt auch die gegenwärtige Machtverteilung der Staaten immer nach der militärischen Brauchbarkeit ihrer Grenglinien, indem er 3. 3. betont: "jeder Zoll, den wir an der Grenze von Memel bis Krafan den Polen nachgeben, ruiniert diese obnehin schon miserabel schwache Grenze militärisch vollständig und legt die ganze Oftseekiiste bis Stettin bloß"; und analog weiß er, obschon ein Begner der Unnerion von Elfaß-Cothringen, doch das militärisch Berechtigte an dieser forderung Marr sofort auseinander-Selbst seine Werturteile werden bäufig von der Gefühlsseite her durch die Vorliebe für militärische Kraftentwicklung bestimmt. So kommt er während des amerikanischen Bürgerfrieges immer wieder trok seiner ausgesprochenen Sympathie für die Sache des Nordens auf dessen für ihn unerträgliches Verfagen im felde gurud: "Ich muß fagen, ich kann mich für ein Volk nicht enthusiasmieren, das in einer so kolossalen Frage sich fortwährend von einem Diertel seiner eige= nen Bevölkerungszahl klopfen läßt und nach 18 Monaten Krieg nichts weiter erreicht bat als die Entdeckung, daß alle seine Benerale Esel und seine Zivilbeamten Spitbuben und Verräter find". (5. 11. 1862.) Und gegenüber Liebknechts Spekulation auf den frangösischen Sieg im Jahre 1870 bricht er in den entrüsteten, balb auch gegen Marr gerichteten Spott aus: "Ein Volk, das immer nur Hiebe bekommt und Tritte, ist allerdings das wahre, um soziale Revolution zu machen." (15. 8. 1870.)

Und militärische Organisationsfragen beurteilt er rein vom Standpunkt ihrer praktischen Leistungsfähigkeit. Er glaubt nicht an die Miliz: "Der amerikanische Krieg — Miliz auf beiden Seiten — beweist nichts, als daß das Milizsystem ganz unerhörte Opfer an Beld und Menschen kostet, weil eben die Graanisation nur auf dem Davier steht . . . Seit Einführung des Binterladers ist es mit der puren Miliz erst recht am Ende. Womit nicht gesagt ist, daß nicht jede nationale Militärorganisation iraendwo zwischen der preukischen und schweizerischen in der Mitte lieat — wo? Das hängt von den jedesmaligen Umständen ab. Erst eine kommunistisch eingerichtete und er = 30 a en e Besellschaft kann sich dem Milizsystem sehr nähern und auch da noch asymptotisch." (16. 1. 1868.) Und so sehr er auch in Begnerschaft gegen den preukischen Staat stand, so hielt er seine Wertschätzung der preußischen Beereseinrichtungen auch gegen die gehäffigere Kritik von Marr jederzeit aufrecht. Es ist nicht anders: er sah in der Reihe der Kriege, die unfer Reich schufen, seine längst gehegte Auffassung sich bestätigen, und es erfüllte ihn mit einem Hochgefühl, daß er Marx gegenüber recht behalten habe. Schon nach Düppel schrieb er: "Daß die Preußen in 20 Minuten die ersten sechs Schanzen und dann in zwei Stunden die aanze Balbinsel inklusive des Brückenkopfes nahmen und den ca. 13 000 Dänen einen Verluft von 5000 Mann beibrachten, ist mehr als man den Burschen zutrauen durfte. Du wirst Dich übrigens erinnern, daß ich immer sagte, die preußischen feuerwaffen — Gewehr wie Geschütz — seien die besten der Welt, und das hat sich bier bewährt." nun noch lebhafter nach Königgrät; "Du siehst übrigens, wie richtig ich die preußische Urmee beurteilte, wenn ich immer behauptete, daß viel mehr darin stäke, als man gewöhnlich zugeben wollte. Mach diesen Erfolgen und nach dem unbedinat brillanten Benehmen der Truppe ist ihr Selbstgefühl und zugleich ihre Kriegserfahrung so gewachsen, daß sie morgen den Franzosen gegenübertreten können, selbst wenn diese Binterlader hätten." 27ach den ersten Schlachten von 1870 triumphiert der rote Patriot vollends: "Du siehst aber, wie recht ich hatte, in dieser preukischen Militärorganisation eine ganz enorme Kraft zu sehen, die bei einem Nationalkriege wie jest vollständig unbesieglich ist."

Wenn Engels somit im allgemeinen als ein geistiger Schrittmacher für Marx anzusprechen ist, so ist auf einem Gebiete, und gerade auf dem zentralsten, die Bedeutung dessen, was er dem anderen zu geben hatte, noch viel höher zu verauschlagen.

Es ift einmal der erfte Unftoß gar nicht zu unterschäten, den Engels mit seinen Jugendarbeiten, den "Umriffen zu einer Kritik der Mationalökonomie" (1844) und der "Sage der arbeitenden Klassen in England" (1845) seinem freunde gegeben hat. In geistesgeschichtlichem Zusammenhange ist es ein Ereignis gewesen, daß dieser junge Kaufmann damals den philosophischen deutschen Radikalen und ihren erlesenen und erkonstruierten sozialistischen Ideen ein erlebtes und verstandenes Bild der Oraris aus seinem ersten Aufenthalt in Manchester entgegenstellen konnte. Eine geniale Intuition, trok alles nationalökonomischen Dilettantismus, gab hier ein konstruktives Bild von dem kapitalistischen Wirtschafts= prozek, "von der erplosiven Entfaltung aller Produktivkräfte, von der wirtschaftlichen Eroberung weiter jungfräulicher Unbaugebiete, von der Erschließung neuer Märkte, von der 27ot des Proletariats, von den Gefahren des Geldes und den Unsicherheiten des Kredits, und von dem gewaltigen Wechsel des Auf und Ab der Konjunktur." Die gange Welt der Probleme, die ihm an dem englischen Paradigma aufgegangen war, und in einer Unschaulichkeit und Vergeistigung vorge= tragen, wie sie nur der ertremen Tendenz möglich ist, war für die geistige Entwicklung des älteren Marx etwas Neues und Grundlegendes.

Nicht minder bedeutsam ist es, daß Engels in den 50 er und 60 er Jahren dauernd der theoretischen Arbeit von Mary ein Maß von praktisch=ökonomischen, kaufmännischen wie tech=nischen Kenntnissen vermittelte, das dieser weder aus der Stoffbewältigung in den Büchermassen des Britischen Museums, noch aus der reinen Gedankenarbeit seiner einsamen Nächte gewinnen konnte. Es blieb von providentieller Bedeutung für Mary, daß Engels gerade an der Stelle stand, wo er stand.

Inmitten einer Industrie, die vermöge ihrer Spezialifierung, Differenzierung und Arbeitsteilung, vermöge ihrer Verflechtung mit einer immer mehr monopolisierten, aber vielfältigen Wechselfällen unterworfenen Rohproduktion auf der einen Seite und ihrer den böchsten Schwankungen der Konsumtion ausgesetzten und von vornherein größtenteils auf den Export angewiesenen Absatbedingungen auf der anderen Seite, tiefer als irgendeine andere Industrie vom Handel erfaßt war: einer Industrie, die eben deswegen um so unmittelbarer und einschneidender auf die Arbeitsbedingungen und die soziale Lage der in ihr beschäftigten Urbeiter gurudwirken mußte und das Schicksal der "hands" bedingungslos an das Auf und Ab ihres Cebensprozesses schmiedete. Schema, wie fein anderes geeignet, die weltwirtschaftlichen Zusammenhänge und die Verschlingungen des kapitaliftis schen Mechanismus darzulegen: es konnte von keiner Stelle aus von dem, der das Auge dafür batte, so von Grund aus studiert werden, wie von der Manchesterer Baumwollbörfe. In der Stadt, die ihren Namen zur Bezeichnung der extremen bürgerlich-freibandlerischen Wirtschaftslehre hergegeben hat, hat Engels in steter kritischer Beobachtung des hier sichtbaren Wirtschaftsprozesses den theoretischen Untergrund einer entgegengesetzten Wirtschaftslehre legen helfen. Er konnte hier die Wirkung der Wirtschaftskrisen, wie der von 1857, studieren, er erlebte an der Quelle die große weltgeschichtliche Probe auf das Exempel, als in den Jahren 1861/65 die durch den Sezessionskrieg herbeigeführte Schließung der amerikanischen Baumwollmärkte die enalischen fabriken labmleate und bis in die lette Bütte der Cancashire-Arbeiter der erbarmungslose Sinn der ökonomischen Abhängigkeiten sich enthüllte. Das alles sind Dinge, aus dem "Kapital" bekannt, die durch den Briefwechsel zwischen Engels und Marx in der lebhaften Beleuchtung der Stunde vorgeführt werden.

Engels konnte also Mary außerordentlich viel geben, und seine Natur besaß die Fähigkeiten, die seine Gabe für den andern wertvoll machten. Er verfügte über eine zupackende, frische Kraft der Unschauung, die vielleicht nicht in die Tiefe stieß und sich manchmal dilettantisch genügen ließ, aber — wie icon die allen Eindrücken geöffnete geistige Beweglichkeit der Jugendbriefe beweift - mit aukerordentlicher Unmittelbarkeit ein Gesamtbild in sich aufnahm. Was Engels nicht befaß, war die fähigkeit, das Bild der Unschauung in eine abstrafte, philosophisch begründete, öfonomisch und mathematisch durchdachte Erkenntnis umzuseten. Bier sett Marx ein, man ift versucht zu sagen: tritt der arischen Beaabung eine spezifisch semitische ergangend und sie überhöhend gur Seite. Engels' frühe Entwicklung hatte sich zwar mit Begel berührt, aber sie war länast nicht so tief durch ihn hindurchgegangen wie Mark selbst; so hoch er das formale Instrument der dialekti= schen Methode schätte, so war abstraktes Denken nicht eigentlich seine Sache: auch aus dem Briefwechsel fühlt man beraus, daß selbst er manchmal gewisse Schwierigkeiten hatte, den theoretischen Gedanken des andern zu folgen. Er hat selber bekanntlich mit höchster Bescheidenheit sich über seine eigene Rolle, die zweite Violine, ausgesprochen und das Verhältnis ihres Urbeitsanteils in folgenden Sähen ausgedrückt: "Daß ich por und während meinem vierzigiährigen Susammenwirken mit Marr sowohl an der Begründung wie namentlich an der Unsarbeitung der Theorie einen gewissen selb= ständigen Unteil hatte, kann ich nicht leugnen. Aber der größte Teil der leitenden Grundgedanken, besonders auf öfonomischem und geschichtlichem Gebiet, und speziell ihre schließliche scharfe fassung, gehört Marx. Was ich beigetragen, das konnte — allenfalls ein paar Spezialfächer ausgenommen - Marr auch wohl ohne mich fertig bringen. Was Marr geleistet, hätte ich nicht fertig gebracht. Mary stand höber, sah weiter, überblickte mehr und rascher als wir alle andern. Ohne ihn wäre die Theorie heute nicht das, was sie ist. Sie träat daber auch mit Recht seinen Namen." Der originale Unteil der Leistung von Marr erscheint damit zutreffend bestimmt, nicht aber der Umfang und die Bedentung der Ceistung von Engels: diese wird von der national= ökonomischen fachwissenschaft gerade auf Grund dieses Briefwechsels, der für die Entstehung und Interpretation des "Kapitals" einen Quellenstoff ersten Ranges enthält, noch mesentlich höber bemessen werden müssen.

Denn die Unschauung, die Engels gab, leistete nicht nur stoffliche Kärrnerdienste, selbst wenn sie in der abgerissenen form eines Einfalls auftauchte (3. 3. "Kalifornien und Australien sind zwei fälle, die im Manisest nicht vorgesehen maren: Schöpfung großer neuer Märkte aus nichts. Sie muffen noch hinein", 21. 8. 1852), sondern sie bot in der Regel bereits. so scheint mir, eine intuitive Vergeistigung, wenn auch noch nicht eine theoretische Erschöpfung des Rohstoffs: sie eröffnete dem theoretischen Denken auch die Perspektiven und Borizonte. Solche mehr fünftlerisch bestimmte Naturen verfügen auch über die Gabe des leichten und treffenden Ausdrucks. Die rein schriftstellerische Befähigung von Engels steht höher als die von Marr. Es ist merkwürdig, wie Marr, scharf und schlagend in seinen fürzeren Urtikeln, in seinen arökeren Urbeiten die Oroportion der Teile und die Ökonomie der Make aus den Augen verliert. Engels dagegen befaß diesen Sinn für die Architektonik aller geistigen Arbeit. war schon 1845 entsett gewesen über die Unform, zu der Marr ihre gemeinsame Arbeit, die "Kritische Kritif", hatte anschwellen laffen, und seine Ausstellungen an der Anlage gewiffer Teile des "Kapitals" sind einsichtig und zutreffend.

Die Art dieser Zusammenarbeit von Engels und Mary bringt uns vollends zum Bewußtsein, wie sast ausschließlich aus dem englischen Wirtschaftsleben der vierziger bis sechziger Jahre das Anschauungsmaterial, aus dem das "Kapital" abstrashiert, entnommen worden ist. Ihr Brieswechsel bestätigt von neuem eindringlich, wie gering ihre Fühlung mit dem deutschen Wirtschaftsleben, seinen Bedingungen und seiner Umwälzung in den Jahrzehnten, wo das "Kapital" entstand, gewesen ist. So wird der historisch begrenzte Wert der Vorstellungswelt, auf der jener unerhörte Anspruch des Werkes auf kanonische Allgemeingültigkeit ruht, aus dieser Vorges

schichte noch deutlicher als aus dem Buche selbst.

Es ist erstaunlich zu sehen, welchen Raum in diesem Briefwechsel die Beschäftigung mit der auswärtigen Politik einnimmt. Gewiß läuft dabei manchmal der herkömmliche Sanguinismus der Emigranten unter, die vor allem aus den Bewegungen der großen Mächte eine Möglichkeit zu erneuter Aktion für sich selber ableiten, aber der Jünger Rankescher Geschichtsauffassung wird mit Befriedigung wahrnehmen, wie hoch die Beiden, trothem ihre Anschauung von dem geschichtlichen Verlauf nach seinen ökonomischen Grundlagen orientiert ist, den Einfluß der auswärtigen Politik veranschlagen und bis zu welchem Grade sie in universalen Kategorien denken.

Die auswärtig. Politik von Mary — es ist ganz unrichtig, daß der Maryismus überhaupt keine auswärtige Politik gehabt habe — wird durch die beiden Pole des Urquhartismus und des wesentlich ökonomisch unterbauten Revolutionarismus bestimmt.

Der heute fast vergessene David Urquhart hatte aus dem Studium der orientalischen Politik schon in den zwanziger Jahren die doppelte Erkenntnis, Gegensatz gegen Rußland und Vorliebe für die Türkei, heimgebracht und machte fortan aus der Verkündung dieser politischen Prinszipien seinen Lebenszweck. Daß dieser eigensinnige Schotte mit seiner Auffassung europäischer Politik weit über den Kreisder englischen öffentlichen Meinung hinaus auch auf die Vorstellungen der sestländischen Liberalen einen indirekten Einfluß geübt hat, ist bekannt. Entscheidender jedoch und von weitgreisender Nachwirkung ist es gewesen, daß zwei Deutsche, Lothar Bucher vor allem, aber anch Karl Marx, unmittelbar unter diesem Einfluß ihre außerpolitische Ausfsassung gebildet haben.

Das Wertvolle an Urquhart war seine Einsicht in den besonderen Charafter der zielbewußt und hemmungslos vorgehenden russischen Politik: daß hier ein ungeheurer Mechanismus, der durch die Gunst seiner europäisch-asiatischen Cage am längsten kontinentalen Hebelarme saß, mit unheimlicher Geschäftigkeit in die europäischen Verhältnisse eingreise. In der praktischen Anwendung seiner These verfiel er jedoch in maßlose Abertreibungen, er witterte überall russische Intrigen, im Deutschen Zollverein wie in der Jusammensetzung englischer Kabinette, er sah mit Vorliebe "den Rubel auf Reisen" und redete sich schließlich ein, daß Cord Palmerston, der doch mit

der russischen Macht von seiner Leitung der auswärtigen Politik her rechnen mußte, von ihr "gekauft" sei: in dem Kampse gegen diesen Minister erblickte er den englischen Teil seiner politischen Ausgabe. Denn als liberaler freihändler verstrat Urquhart zugleich das Bedürfnis seiner Parteigruppe, die Versolgung ihrer innerpolitischen Tiele von den unsichtsbaren Einflüssen des Kabinetts und der auswärtigen Politik unabhängig zu machen, die auswärtige Politik unter ihre unmittelbare Kontrolle zu nehmen und ihrer inneren Politik anzupassen, das heißt auch die Weltzusammenhänge nach dem Freihandelsinteresse zu bewerten. Das brachte ihn und die Tätigkeit der "foreign committees" der Palmerstonsseindlichen Radikalen auch den Chartisten nahe, von denen der

Weg zu Mary nicht weit war.

Die Bedeutung Urguharts für Bucher und Mark bestand darin, daß sie durch ihn einen tieferen Einblick gewannen in den politischen und ökonomischen Mechanismus der internationalen Zusammenhänge, wie er schon im "Portfolio", wenn auch in gewaltiger Verzerrung, blofigelegt worden war und in seinen Organen, der "Free press" und später der "Diplomatic review", fortdanernd erörtert wurde. Sie wurden dadurch, wir würden heute sagen, weltpolitisch zu denken geübt, mas sich aus der englischen oder russischen Perspektive allerdings erfolgreicher tun ließ, als vom Standpunkt kleinstaatlicher deutscher Enge und Zersplitterung. Es war natürlich, daß diese festländischen Demokraten, die Beschlagenen von 1848/49, sich mit einer Politik, deren lettes Wort die Gegnerschaft gegen Rufland war, auch von ihrer Grundstimmung aus begegnen mußten. So schrieb Marx am Vorabend des Krimfrieges an Engels: "Kurios wie es Dir erscheinen mag, ich bin durch das genaue Nachgehen in die kukstapfen des noblen Discount seit 20 Jahren auf den= selben Schluß gekommen wie Monomane Urguhart, daß Dalmerston seit mehreren Dezennien an Aufland verkauft ift." Während Bucher, der eine Zeitlang Urguhart jeden Sonntag auf seinem Candsitz besuchte, tatsächlich von Grund aus beeinflußt wurde, ist Marx allerdings niemals ein strenger Uraubartist gewesen: davor bewahrte ihn schon die freihandlerisch-bourgeoise Motivierung ihrer auswärtigen Politif. Nach einer Jusammenkunft im februar 1854, bei der ihn, den Selbstbewußten, das selbstbewußte Auftreten des Seftenbauptes sehr abstieß, erklärte er sogar, daß er in nichts mit ihm übereinstimme, "außer Palmerston, ein Punkt, zu dem er mir nicht verholfen hat". Er spottete wohl über Buchers Jüngerschaft und war diabolisch genug, auch selbst einmal Urgubart einen flob ins Obr zu setten - daß auch Deels Bankakte von 1844 auf ruffischen Einfluß (!) zurudguführen sei, um dann gum höchsten Schrecken mit seinem Mamen öffentlich dafür eintreten zu muffen. Aber er trug kein Bedenken, an den Organen Urqubarts mitzuarbeiten, und aina in seiner .. The story of the life of Lord Palmerston" von gang ähnlichen Voraussehungen aus; auch stand er mit deutschen Urguhartisten, unbefümmert um deren politische Parteistellung, in enger Verbindung. Engels aber rechtfertigte bei Belegenheit eines Streits mit Caffalle diese getrennte politische Buchführung mit den bezeichnenden Worten: "Was würde unser Revolutionsdenker (Saffalle) sich erst entseten, wenn er bort, daß Urgubart die Macht der Krone vergrößern will. Übrigens ist ja auf diesem Spezialgebiet der auswärtigen Politik eine so hübsche spekulative Trennung von der inneren Politik möglich, daß Du Dir gewiß den Spaß machen wirst, das Subiektiv-Reaktionare als das in auswärtiger Politif Objektiv-Revolutionäre ihm flarzumachen, worauf der Mann Ruhe haben mird."

Dor allem aber: Mary dachte durchaus ähnlich über den russischen Einfluß und über den Umfang des "Gestauftseins" — dieser Vorwurf stellte sich bei der Gemütssverfassungreisen, zweiselte Mary (und auch Engels) bei dem Herauszugreisen, zweiselte Mary (und auch Engels) bei dem Herausziehen der preußischsösterreichischen Kriss im Frühjahr 1866 keinen Augenblick, "daß hinter Preußen Außland steckt, und daß die Österreicher, die dies wissen, nolens volens sich mit dem französischen Hinterhalt vertrösten" (2. 4. 1866). Lag doch der Beweis zur Hand: "Es muß nicht (um à la Hegel zu sprechen) übersehen werden, daß die Danubian mine was sprung gleichzeitig mit Vismarcks Vorgehen"

(6.4. 1866). So war ihm auch in dem Luxemburger Handel im frühjahr 1867 "die ruffische Einmischung in die deutschen Derhältnisse sonnenklar", und während Engels bereits vorsichtig hinzufügte, daß die Russen ihre preußische Allianz noch nie so teuer gezahlt hätten, urteilte Marx noch am Ende dieses Jahres kurgab: "Unser Bismarck — obgleich ein Bauptwerkzeug der russischen Intrigen — hat das Gute, daß er die Sache in Frankreich zur Krisis treibt" (2. 11. 1867). Auch nachdem durch die deutsche Reichsarundung der große Umschwung in den kontinentalen Machtverhältnissen eingetreten war, dachte Marr in den von Urgubart übernommenen Welt= borizonten weiter, um dadurch manchmal zu überraschender Einsicht zu gelangen. Beim Beginn ichon des Deutsch-Frangosischen Krieges sah er einen neuen Begensatz, den zwischen Deutschland und Rukland, aus dem Kriege auftauchen, und schrieb: "Aukland wird also, ganz wie Bonaparte es von 1866 bis 1870 tat, mit Preuken mogeln, um Konzessionen nach der türkischen Seite bin zu erlangen, und alle diese Mogeleien, trot der ruffischen Religion der Bobenzollern, werden in Krieg zwischen den Moglern enden. Wie albern der deutsche Michel immer sei, sein neugestärktes Nationalgefühl (nament= lich jett, wo man ihm nicht mehr vorreden kann, er müsse sich alles gefallen laffen, um die deutsche Einheit erst zustande zu bringen), wird fich faum in ruffisch en Dienft pressen lassen, wozu gar kein Grund mehr vorhanden ift." Und noch in den Tagen, da Bismarck das deutsch-österreichische Bündnis einleitete, stellte sich ihm der Zusammenhana also dar: "Das Charafteristische für Bismarck ist die Urt und Weise, wie er in feinen Begensatzu Rufland hineingeriet. Er wollte Gortschakoff ab- und Schuwaloff einsetzen. Da das fehlschlug, verstand sich's von selbst: voilà l'ennemi! und ich zweifle auch nicht, daß Bucher die Gereiztheit seines Meisters aufzustacheln nicht verfehlt hat. On retourne toujours à son premier amour ... Das Geheimnis der Erfolge der russischen Diplomatie abroad war die Grabesstille of Russia at home. Mit der inneren Ihr letter Sieg Bewegung mar der Zauber gebrochen. war der Pariser Vertrag von 1856. Seitdem nur Böcke ge= schossen" (10. 9. 1879).

Neben dieser von Uraubart bestimmten antirussischen Auffassung der auswärtigen Politik, die bei der Sozialdemokratie lange nachgewirft bat, teilten Marr und Engels mit den meisten der Emigranten den Glauben an eine kontinentale Revolution, aber sie unterschieden sich von ihnen allen durch die sachlich fühle Beurteilung ihrer Möglichkeiten; sie hatten nichts gemein mit dem unbelehrbaren Sanguinismus der deutschen und europäischen Demofraten der fünfziger Jahre, oder gar mit den Tollhausplänen der Fraktion Willich=Schapper; sie wußten allzu gut, daß man eine Revolution nicht "machen" Sie waren Regliften genug, um am ehesten mit der Unbelehrbarkeit der berrichenden Gewalten zu rechnen. Schon im Jahre 1848 hatte Engels, beim Abergreifen der revolutionären Bewegung von frankreich auf Deutschland, nicht auf die Schwäche, d. b. ein Einlenken in den Konstitutionalismus, friedrich Wilhelms IV., sondern auf sein festhalten am alten System spekuliert. So schrieb er am 9. März 1848: "Wenn doch friedrich Wilhelm IV. sich starrköpfig hielte! Dann ist alles gewonnen, und wir haben in ein paar Monaten die deutsche Revolution. Wenn er nur an seinen fendalen formen bielte! ... In Köln ift die gange fleine Bourgeoisie für Auschluß an die französische Republik: die 1797 er Erinnerungen herrschen augenblicklich vor"; und einige Tage später: "In Deutschland geht die Sache mahrhaft sehr schön; überall Emeuten und die Prenken geben nicht nach. Tant mieux". In demselben Gedankengange frohlockte er nach Bismarcks Eintritt in das Ministerium: "Die Sache geht brillant, und schöner konnte es gar nicht kommen . . . Wenn Er nur nicht wieder schlapp wird" (15. November 1862). Und mit dem Musbruch des polnischen Aufstandes glaubte auch Marx die Uera der Revolutionen wieder eröffnet: "aber die gemütlichen delusions und der fast kindliche Enthusiasmus, mit dem wir vor gebruar 1848 die Revolution begrüßten, sind zum Ceufel" (13. 2. 1863).

Ihrer Weltanschauung entsprechend, konnten sie sich den Ausbruch einer großen Revolution nicht anders als durch eine ökonomische Weltkrise vorbereitet und eingeleitet denken. Sie glaubten mit dieser Erkenntnis über die eigentliche Quelle aller Ereignisse zu verfügen, in die den kenntnislosen Durchschnittsrevolutionären jede Einsicht verschlossen war. Nie= mals flatterten ihre Hoffnungen höher auf, als zu der Zeit, da der Ausbruch der amerikanischen Krise im Berbst 1857 seine zerstörenden Rückwirkungen auf die englische und weiter auf die kontinentale Volkswirtschaft ausübte. In Manchester begannen zuerst die Importhäuser, die Spinnereien, die Banken zusammenzubrechen, ein Zweig der Produktion nach dem andern wurde ergriffen; eine Geldpanik brach aus, die Bankakte mußte suspendiert werden; die Weiterwirkung auf das aus der Arbeit geworfene Proletariat begann sich bereits einzustellen. Engels aber saf im Tentrum der öfonomischen Brandung und versorgte den fieberhaft wartenden Marr, der in drei große Bücher: England, Frankreich, Deutschland, die Wirkungen der Weltkrise eintrug, mit Nachrichten vom Kriegsschauplate: es war ihm gleichgültig, daß die Barmer firma seines Vaters beinahe in Mitleidenschaft gezogen wurde, denn etwas anderes stand auf dem Spiele: "Der chronische Druck ift für eine Zeitlang nötig, um die Bevölkerungen warm zu machen. Das Proletariat schlägt dann besser, in besserer connaissance de cause."

Es ist höchst charafteristisch, wie jetzt, da es ernst zu werden schien, jeder von ihnen sein eigenstes Ruftzeug hervorzuholen begann. Engels schrieb am 13. November 1857: "Jett geht's um den Kopf. Meine Militärstudien werden dadurch sofort praktischer, ich werfe mich unverzüglich auf die bestehende Organisation und Elementartaftif der preußischen, österreichischen, baverischen und frangösischen Urmeen, und außerdem nur noch auf Reiten, das heißt fuchsjagen, was die mahre Schule ist"; noch im Rückblick auf diese Monate urteilt er, daß es ihm absolut unmöglich war, "an etwas anderes zu denken, als den general crash. Ich konnte weder lesen noch schreiben" (6. 1. 58). Marr aber stellte die Arbeit an der American Cyclopedia sofort ein, obgleich, wie gewöhnlich, die Rückwirkungen der allgemeinen Krisis auch seine erbärmlichen häuslichen Nöte bis zur Unerträglichkeit steigerten, und meldete: .. Ich arbeite wie toll die Nächte durch an der Zusammenfassung meiner Okonomischen Studien, damit ich wenigstens die Grundriffe im flaren habe, bevor dem déluge" (7. 12. 57).

Unter diesem Bochdruck ift, als die Krisis schon längst wieder abgelaufen und durch eine Ura politischer Bewegungen von viel weiterareifender Bedeutung abgelöft mar. der Vorläufer des "Kapitals", die Schrift "Zur Kritif der politischen Geonomie" (1859) vollendet worden.

Und unter ähnlicher elektrischer Hochspannung der ge= samten kontinentalen Atmosphäre ist dann der erste Band des "Kapitals" niedergeschrieben worden — als die theo= retische Grundlegung für den großen Umsturg aller Dinge. Wieder begann Engels den von finanziellen Möten und körperlichen Leiden gepeinigten Marx eifernd voranzutreiben. Als der prenkisch-österreichische Krieg drobend beraufzog, rief er: "Möglichkeit ist da. Was kann es da helfen, daß vielleicht ein paar Kapitel am Ende Deines Buches fertig find und nicht einmal ein 1. Band jum Druck kommen kann, wenn wir von den Ereignissen überrascht werden" (10. 2. 66). Wieder begann er zu drängen, daß Mark seine schweren Karbunkelleiden, deren Unfälle ihn jedesmal an den Rand des Grabes brachten, durch eine energische Arsenikkur aus der Welt schaffen folle, da er fonst zum Teufel gehe: "Und wo ift dann Dein Buch und Deine familie?" Das Buch zuerst! "Was foll aus der gangen Bewegung werden, wenn Dir etwas paffierte; mahrhaftig, ich hab' Cag und Nacht keine Rube, bis ich Dich über Deine Geschichte hinaus habe, und jeden Tag, wo ich nichts von Dir höre, bin ich unruhig" (22. 2. 66). Er trug fürsorge, daß Marr ein Bad auffuchen konnte, er steigerte die finanzielle Bilfsbereitschaft zu immer stärkeren Opfern. Mit höchster Erregung sah er der Vollendung entgegen: "die Unzeige, daß Manuffript abgegangen ift, wälzt mir einen Stein von der Seele. Endlich also ein commencement d'exécution, wie der Code pénal faat" (11, 11, 66), und schliefich: "Burra! Dieser Ausdruck war irrepressibel, als ich endlich schwarz auf weiß las, daß der 1. Band fertig ift und Du gleich damit nach ham= burg willst" (4. 4. 67). Er tröstete den freund: "Es ist mir immer so gewesen, als wenn dies verdammte Buch, an dem Du so lange getragen hast, der Grundkern von allem Deinem Dech war und Du nie herauskommen würdest und könntest, solange dies nicht abgeschüttelt." Dankbar aber gesteht Marr, wem er eigentlich die Vollendung eines Werkes schuldet, an das nun einmal seine ganze historische Stellung geknüpft ist: "Ohne Dich hätte ich das Werk nie zu Ende bringen können, und ich versichere Dir, es hat mir immer wie ein Alp auf dem Gewissen gelastet, daß Du Deine samose Kraft hauptsächlich meinetwegen kommerziell vergeuden und verrosten ließest und, into the bargain, noch alle meine petites misères mitdurch= leben mußtest" (7. 5. 67). Als er den letzten Zogen korri= giert hatte, wiederholte er mit einer für sein Wesen unge= wöhnlichen Wärme: "Bloß Dir verdanke ich es, daß dies möglich war! Ohne Deine Ausopferung für mich konnte ich unmöglich die ungeheuren Arbeiten zu den drei Zänden leisten. I embrace you, full of thanks!" (16. 8. 1867.)

freilich, als das Buch erschien, war die Welt doch schon versändert. Wenn Beide ursprünglich gehofft hatten, daß das "Kapital", ähnlich wie einst das Kommunistische Manisest vor der Februarrevolution, Kern und theoretische Grundlage einer Partei im Momente des großen Jusammenbruchs in Deutschland sein würde, so hatte diese Hoffnung sie getrogen. In demselben Jahre, wo das Werk vollendet wurde, hatte Bismarck die Grundlagen einer neuen Ordnung gelegt, die eine allgemeine von Deutschland ausgehende Befestigung einsleiteten. Die Macht stand aufrecht da, die sortan allen Suskunststaatträumen begegnete.

Die ganze geistige Arbeit, alle Hoffnungen und Sorgen in diesen Jahrzehnten galten der "Partei". Sie erschien den beiden Männern als der oberste Daseinszweck. Wer war denn diese "Partei", für deren Körper der Geist der "Theorie" in Bewegung gesetzt ward?

Die Partei der "Teuen Rheinischen Zeitung" war auch in dem Revolutionsjahre niemals stark gewesen, und sowohl unter den in Deutschland Turückgebliebenen wie unter den in die Verbannung Gegangenen schmolz sie im Laufe der Jahre sehr zusammen; manche der Ukademiker und jungen Kauflente, der Handwerker und Irbeiter, die ihr angehört hatten, sielen der Not des Exils in England und Nordeamerika zum Opfer, "von den lebendig Verstorbenen gar

nicht zu reden." Neue Unbänger aber kamen kaum binzu. "Der supply von Köpfen, der bis 48 dem Proletariat aus ande= ren Klassen zugeführt wurde, scheint seitdem total versiegt zu sein", schreibt Engels einmal später. Unter den deutschen Kommunisten Condons aber kam es schon in den ersten Jahren zu schweren Spaltungen, die in dem Briefwechsel einen breiten Raum einnehmen, bis die offizielle Organisation, der Kommunistenbund, sich im Movember 1852 auflöste. So schrumpfte die eigentliche "Fraktion Marx" immer mehr zusammen. freiligrath, der nunmehr in Condon als Bankbeamter in gesicherten Verhältniffen lebte, begann sich allmählich von der Dartei zu entfernen, in die der dichterische Schwung und ein menschliches Mitaefühl, nicht aber ein eigentlich politisch= ökonomisches Verständnis ihn vorübergehend bineingetrieben hatten; er wurzelte als Poet und Kaufmann doch zu sehr in dem Boden der bürgerlichen Gesellschaft, um die gange Intransiaens von Mark mitmachen zu können. So blieb von den alten Getreuen allein der Schlesier Wilhelm Wolff übrig, der einst in den vierziger Jahren das Breslauer Wohnungselend beschrieben und jene Darstellung der schlesischen Weber= unruhen verfaßt hatte, die später Gerhart Bauptmann als eigentliche Quelle für seine "Weber" gedient hat; die historische Rolle dieses Kommunisten bestand darin, daß er, bei einer späten Nachwahl in das Frankfurter Parlament gelangt, in einer der letten Sikungen eine maklos berausfordernde Brandrede gegen die bürgerliche Linke gehalten hatte, die dem "Darlamentswolff" die größte Emporung der deutschen "Republikaner" eintrug. Im übrigen war er ein Mann mit einem biederen, bebrillten Konreftorgesicht, der sich in Manchester als Sprachlehrer rechtschaffen durchschlug, so daß er schließlich soaar Marr sein kleines Vermögen vermachen konnte: niemals sehr produktiv, lebte "Lupus" bis zu seinem Code (1864) in ständigem Verkehr mit Engels, von den beiden Bäuptern wegen seiner Zuverlässigkeit geschätt, ein Getreuer, wie ihn die Größeren brauchen. Er war ein Gläubiger und führte gewissenhaft (oder doch mit leisem Zweifel) Buch über alle Krisenvoraussagungen, die aus Marrens Studium der ökonomischen Weltzusammenbänge emporstiegen - man denkt

unwillkürlich daran, daß noch in den neunziger Jahren der führer der deutschen Sozialdemokraten solche periodische Krisenvoraussagungen vergröberten Stiles solange in die

Maffen warf, bis die Gläubigen ausstarben.

Marr und Engels standen von Anfang an fast isoliert auch in der aus soviel Köpfen, Parteien und Nationen gusammengesetzten Condoner Emigration, auf deren Treiben und Organisationsversuche der Briefwechsel grelle Schlaglichter wirft. Nach ihren Idealen konnten sie mit fast allen Gruppen nichts gemein haben; denn die meisten von ihnen waren national bestimmt, aus nationalen Revolutionen bervorgegangen, sie standen entweder bewuft oder unbewuft auf bürgerlichem Boden oder gehörten Nationen an, für deren Bewuftsein die soziale frage, wie Marx und Engels sie verstanden, überhaupt noch nichts bedeutete. Es war flar, daß von Marx zu Mazzini und Kossuth kein Weg hinüberführte, und Engels urteilte daber furgab: "Den Italienern, Polen und Ungarn werde ich deutlich genug sagen, daß sie in allen modernen fragen den Mund zu halten haben." (5. 2. 1851.) Mit dem Putschismus, wie ihn die meisten franzosen, die "crapauds", und die Auffen von der Gefolgschaft Bakunins vertraten, konnten sie ebensowenig zusammengeben. auch von den deutschen bürgerlichen Republikanern, wie Kinkel und Auge, trennte diese sozialistischen Revolutionäre eine Welt: sie blickten auf deren große und leere Worte, auf das Sviel mit der revolutionären Phrase und das uferlose Kannegießern mit Verachtung herab. Es ist wahr, in den unerquicklichen Auseinandersetzungen dieser zwischen der Not des Cages und den Hoffnungen der Zukunft bin und ber getriebenen Menschen, in dem unaufhörlichen persönlichen Sank und Klatsch, der in den eng aneinander gedrängten Gruppen zumal der deutschen Emigration zu hause mar, bewährte auch Marx die giftigen Seiten seines Wesens; er gehörte nun einmal zu jenen streitbaren Maturen, die ihren Kraftüberschuß bis in die geringsten Dinge binein rechtbaberisch entladen. Aber trot aller Unerfreulichkeit muß man fagen, daß er sachlich ein überlegenes Pringip vertrat. Es kümmerte ihn auch nicht, daß selbst ein flügel der Kommunisten unter

Willich und Schapper in fühlung mit den deutschen burgerlichen Republikanern trat, daß er schließlich in fast völlige Volierung gegenüber der ganzen Emigration geriet. Engels meinte: "Man sieht mehr und mehr ein, daß diese Emigration ein Institut ift, worin jeder notwendig ein Marr, ein Efel und ein gemeiner Schurke wird, der sich nicht gang von ihr gurudgieht, und dem die Stellung des unabhängigen Schriftstellers, der auch nach der soa, revolutionären Dartei den Teufel fragt, nicht genügt. Es ift eine reine school of scandal and of meanness, worin der lette Esel zum ersten Vaterlandsretter wird." So beschränkte sich die einzige nähere fühlung, die die fleine Gruppe bewahrte, auf die englischen Chartisten; man war stolz darauf, daß man die einzigen intimen Alliierten der Chartisten vorstelle und es jederzeit in der Gewalt habe, "die uns schon bistorisch zukommende Position wieder einzunehmen."

Denn trot der Jiolierung lebten Marx und Engels in dem Bewußtsein einer bistorischen Stellung, Mit Stolz rief wiederum Engels aus: "Baben wir nicht seit soundsoviel Jahren getan, als waren Krethi und Olethi unsere Dartei, wo wir gar feine Partei hatten, und wo die Leute, die wir als zu unserer Partei gehörig rechneten, wenigstens offiziell, auch nicht die Unfangsgründe unserer Sachen verstanden? Wie passen Leute wie wir, die offizielle Stellungen fliehen wie die Peft, in eine Partei? . . . Wir können der Sache nach immer noch revolutionärer sein als die Phrasenmacher, weil wir etwas gelernt haben und sie nicht, weil wir wissen, was wir wollen, und sie nicht" (13. 2. 1851). war nicht anders: die "Partei" bestand, von einigen person= lichen Mitläufern abaesehen, mit der Zeit aus den beiden Männern allein. Und als freiligrath in seinem Konflift mit Mary im Jahre 1860 seine Lösung von der Partei mit der Auflösung des Kommunistenbundes motivierte, schloß Mary seine Untwort gang von oben berab mit den selbstbewußten Worten: "Ich habe das Mikverständnis zu beseitigen gesucht, als ob ich unter "Partei" einen seit acht Jahren verstorbenen Bund' oder eine feit zwölf Jahren aufgelöfte Teitungs= redaktion verstehe. Unter Partei verstand ich die Partei im großen historischen Sinne."

In aller Not und Jsolierung haben Mary und Engels dieses Bewußtsein niemals aufgegeben. Welches Maß von Ideologie gehörte doch dazu, für diese Verächter aller Ideoslogie, eine solche Rolle durchzuhalten!

Auch in Deutschland waren nur vereinzelte der Partei unterstehende Gruppen von offiziellen Anhängern übrig geblieben. Und die stärkste von ihnen wurde im Kölner Kommunistenprozeß von 1852 völlig zersprengt. Aber es gab auch einzelne Anhänger, und darunter wenigstens zwei Persönlichskeiten, damals noch unbekannte junge Ceute, aber Anwärter auf eine große Jukunst: der Göttinger Advokat Johannes Miguelund Kerdinand Cassalle.

Es steht doch nicht so, daß Miguel als junger Student im Jahre 1849 einen einzigen Brief an Mark geschrieben bätte, jenen Brief eben, der bernach von den Sozialdemo= fraten dem Minister höhnend entgegengehalten und von diesem als eine Jugendverirrung leichthin beiseite geschoben murde. Dielmehr hat er, wie wir jett erfahren, auch in den Jahren 1850-1857 in einem lebhaften Briefverkehr mit Marx gestanden, der diese Briefe, wie er es mit Parteibriefen an tun pfleate, jedesmal auch Engels zukommen liek. sie saben in Miguel, der ihnen persönlich anscheinend nicht bekannt war, nicht nur einen ihrer "fontinentalen Jünger", sondern er geborte aller Wahrscheinlichkeit nach auch dem Kommunistenbunde als Mitglied an. 211s nach der Meubegründung des Bundes eine Entsendung von Emissären mit Statuten, Schriftstücken und Adressen an die deutschen Gemeinden erfolate und es dabei zu jenen Verhaftungen kam, aus denen der Kölner Kommunistenprozek bervorging, wurden von der hannoverschen Polizei auch bei Mignel Haussuchungen vorgenommen; sie verliefen aber bei dem flugen Manne, der auch späterhin alles zu verbrennen pflegte, ergebnislos. Dem Berichte von Miguel entnimmt Marx die weitere Meldung: "es sind von Göttingen aus fünf neue Emissäre — Gentlemen — nach Berlin gegangen", und es bleibt nach dem Zusammenhange kaum ein Zweifel, daß sie von Miquel instruiert worden waren. So waren denn auch die Bäupter

durchaus mit ihm zufrieden. Engels bemerkt über seinen Bericht: "Der Brief von Miquel gefällt mir. Der Kerl denkt wenigstens und würde gewiß sehr gut werden, wenn er einige Zeit ins Ausland käme." Zu zweien Malen hat Miquel im Cause der nächsten Jahre den Versuch gemacht, die persönsliche nähere Bekanntschaft von Marx anzubahnen. Im Sommer 1854 meldete er seinen Besuch an, wurde aber auf der Hinreise in Paris von Cholera und Blutsturz befallen und mußte, notdürstig genesen, die Rückreise antreten. In den letzten Tagen des Juli 1856 meldete er sich wiederum "für die nächsten 8—10 Tage" an, doch ist wegen einer Sücke in den Briesen nicht zu ersehen, ob es tatsächlich zu einer Insammenkunft gekommen ist.

Aus den Jahren des Briefwechsels ergibt sich, daß Mark und Engels nicht immer mit Miquel übereinstimmten, und es ist charafteristisch, daß sie in solchen Meinungsverschiedenheiten

jedesmal auf den Caktiker Miquel stießen.

So erhob Miguel, der von seiner kleinen Universitäts= stadt aus hauptsächlich auf die bäuerliche Demofratie Bannovers rechnete, taftische Bedenken wegen der Rückwirkung der gegen die bürgerliche Demofratie gerichteten Aftenstücke, die bei den Verhaftungen im Sommer 1851 bekannt wurden. Dagegen meinte Engels unwirsch: "Alliierten sie sich pro tempore mit den Kommunisten, so waren sie über Bedingung und Dauer der Alliang vollständig instruiert, und es fann blok bannoverschen Mittelbauern und Advokaten einfallen zu glauben, die Kommunisten hätten sich seit 1850 von den Prinzipien und der Politik der Neuen Abeinischen Zeitung bekehrt." Eine Anfrage Mignels aus dem April 1856 fette Marr von vornherein in Unruhe und ließ es ihm wünschens= wert erscheinen, die Meinung von Engels einzuziehen: "Dies ist etwas schlüpfrige Sache. "fragen mitunter verfänglich", und es ist schwer, das richtige Mak in der Untwort zu beobachten." Es beruhigte ibn erft, als Engels und Wolff seine Unsicht teilten: "es war mir innerlich ,sehr übel' zumute, als ich diese ,Klugheit' verdauen sollte." Daß Miquel überhaupt, ähnlich wie Lassalle es tat, politische Gewissensberatung einholte, beweist, daß er auch nach Auflösung des Kommunistenbundes den Parteizusammenhang anerkannte. Aus welchem Anlaß er anfragte, wissen wir nicht, können es nur vermutungsweise aus dem Datum der Anfrage und der damaligen hannoverschen Situation erschließen.

Nach dem Verfassungsbruch im Sommer 1855 batten die Dinge in Bannover sich immer weiter zugespitzt. Unfang Upril 1856 wurde dem Affessor Rudolf von Bennigsen die Erlaubnis jum Eintritt in die hannoversche Ständeversammlung abgeschlagen und er fakte den Entschluß, den Staatsdienst aufzugeben und sich gang der politischen Caufbahn zu widmen; aleichzeitig murde G. Pland wegen seiner Schrift gegen das Ministerium zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt. Schon damals muß es gewesen sein, daß Bennigsen seinen freunden Pland und Miguel, die ibn vorantrieben, die Untwort aab: "Ich bin entschlossen, ich will in die Bannoversche Kammer eintreten, ich will brechen mit meiner gangen Stellung, aber nur wenn Ihr bereit seid, die nationale Bewegung aufqunehmen und für die große deutsche Nation einzutreten" - es war der erste Keim einer neuen deutschen Bewegung, als deren führer er 1859 hervortrat. Auch Miquel ging in diesem Momente ein neues Bündnis ein — man begreift, daß er jett, eben im April 1856, über die Julaffiakeit dieses Bundnisses sich in Condon Rats erholen mußte, und wer ihn kennt, mag sich vorstellen, daß er die tatsächliche Wendung mit diplo= matischer Geschicklichkeit Marr mundgerecht zu machen suchte. Dielleicht sollte auch sein Besuch im Sommer 1856 der mund= lichen Auseinandersetzung über diese Frage dienen. Wenn es auch noch nicht zum Bruch kam, so begannen fortan die Wege auseinanderzugehen; eine Aufforderung Miquels gur Mitarbeit an einer wesentlich von bürgerlichen Demokraten unterstütten Wochenschrift lehnte Marx im gebruar 1857 ab; auch ein späterer Brief ökonomischen Inhalts fand bei Mary und Engels feine Gnade; der briefliche Verkehr icheint dann, während Miguel in immer engere Verbindung mit Bennigfen trat, allmählich eingeschlafen zu sein. Im Caufe der jechziger Jahre verfolgten die beiden häupter der Kommunisten die neuen Wege des "wiseacre" (Klugtuer) Miquel, "wie er auf dem Mationalverein in echt nationalvereinlicher Weis=

heit paukt". Als Miquel im februar 1865 zum Bürgermeister von Osnabrück gewählt wurde, setzte er wenigstens noch einem freunde von Mary seine Grundsätze auseinander, und Engels ironissierte den nach Condon übersandten Brief, "dessen kluge Derarbeitung der Theorie als Piedestal der Bürgermeisterswürde und Bürgerfreundlichkeit mich sehr amüsiert hat." Imsmerhin noch: der "Theorie" im Sinne von Mary — erst im Dezember 1867 erklärte dieser, daß Miquel "nun offener Renegat" geworden sei.

Man sieht, es handelt sich nicht um eine Episode, sondern um einen stärkeren Entwicklungsstrang in der politischen Ideenwelt des spezifischsten politischen Talents der Liberalen — und das einmal gewonnene sozialpolitische Derständnis hat Miquel von vornherein und für immer von dem gerade in seiner Partei vertretenen Manchestertum auf das schärsste geschieden. Für Marx und Engels bedeutete Miquels Abschwenken die Trennung von einem Manne, der persönlich ihre Kreise nur vorübergehend streiste und sie nachher nicht störte. Ganz anders lag, tiefer greisend, bitterere Gegensätzlichkeiten aufreißend, ihre Auseinandersetzung mit Lassalle.

Das Verhältnis zwischen Marr und Caffalle fonnte bisber noch nicht endquiltig beurteilt werden, jo= lange man nur die Briefe von Cassalle an Mary bejag. Jett liefert das briefliche Swiegespräch gwischen Mary und Engels, das die gange öffentliche Laufbahn Lassalles von der Mitte der fünfziger Jahre an begleitet, einen so gut wie völligen Erfat dafür, daß die Briefe von Mary an Saffalle uns wohl noch lange oder für immer vorenthalten bleiben. Und darin lieat nun für die weiteren Kreise der Sozialdemofratie die peinliche Aberraschung, daß jeder Schritt Sassalles kaum von seiten seiner feinde mit soviel Spott und unbarmherziger Kritik beurteilt worden ift, wie von den beiden Männern, deren Parteiganger er fein wollte und tatjächlich war. Der Eindruck von Cassalles Briefen an Mary war immerbin, trok ihrer Streitigkeiten und Migverständnisse, das Bild eines freundschaftsverhältnisses, und es läßt sich nicht leugnen, daß der jungere folche Empfindung ehrlich entaegentrug - nun wirft es peinlich, zu seben, wie von

einer entsprechenden Gesinnung bei dem anderen auch nicht das geringste vorhanden war. Sie waren einander nicht nur häusig politisch, wie man annehmen durste, sondern auch persönlich in hohem Grade entgegengesetzt. Cassalle war ein Mensch mit vielen, vor allem äußerlichen Schwächen, die er offen vor sich hertrug und die niemandem entgingen: jene aber sahen allein diese Schwächen. Sie verkannten nicht gewisse fähigkeiten, aber sie hielten von seinem Charakter sehr wenig, und wenn Marx sich immerhin eine gewisse Schätzung abringen konnte, so wollte Engelseigentlich niemals etwas von ihm wissen. Die Sozialdemokratie hat häusig mit Worten den Heroenkultus abgelehnt: nun muß sie erleben, daß in ihrem Ehrentempel die beiden ersten Heroen vom Postamente steigen und die Vildsäule des dritten in Trümmer schlagen.

Die eigentliche Ursache der Voreingenommenheit von Marx und Engels lag darin, daß fie Laffalle perfonlich nur aus den Jahren 1848/49 als den mit üblen Gerüchten überladenen Unwalt und Liebhaber der Gräfin Batfeldt kannten. diesen Eindruck kamen sie nie recht hinweg; erfährt man doch auch zum ersten Male, daß, als Marr - doch wohl im Jahre 1848 — Cassalle in den Kommunistenbund aufnehmen wollte. "ein einstimmiger Beschluß der Tentralbehörde in Köln ibn wegen seines Aufes nicht akzeptierte." fast ein ganzes Jahrzehnt noch wollten sie den Menschen überhaupt nicht für voll ansehen - begreiflich, solange Lassalle nicht eine Leistung irgendwelcher Art aufzuweisen hatte. Noch im März 1856 meinte Mary halb beluftigt: "er scheint sich gang anders zu nehmen, wie wir ihn nahmen, er hält sich für weltbezwingend, weil er rücksichtslos in einer Privatintrige, als ob ein wirklich bedeutender Mensch zehn Jahre einer solchen Zagatelle opfern würde." Engels aber ging noch einen Schritt weiter, um seiner tiefen Abneigung Luft zu machen: "Er war immer ein Mensch, dem man höllisch aufpassen mußte; als echter Jud von der flawischen Grenze war er immer auf dem Sprunge, unter Parteivorwänden jeden für seine Privatzwecke zu er= ploitieren." Diese Verdammung erfolgte allerdings nach einer Denunziation Cassalles durch die Duffeldorfer Arbeiter,

über die man jett Näheres erfährt: sie läuft, neben anderem Klatsch, darauf binaus, daß Cassalle nach Erledigung der Botsfeldtprozesse sich von den Arbeitern zurückziebe, ein Abtrünniger fei, der in Berlin den großen Berrn spielen und zu den Bürger= lichen übergehen wolle. Das meiste daran war wohl ohne Zweifel nichts als gehässige und unwahre Nachrede, aber für Marx und freiligrath wirfte sie ebenso überzengend wie für Engels und Wolff; sie nahmen die Unklagen zu den Bundesakten, beschlossen Lassalle zu überwachen und brachen die Korrespondenz ab: zu einem offiziellen Bruche fam es nur darum nicht, weil sie ihm die Unklage nicht einmal mitteilten.

Und nun begann dieser stillschweigend ausgestokene Mensch allmählich an Marx wieder heranzutreten, ja noch mehr mit eigenen Leistungen bervorzukommen. Als Lassalle im Dezember 1857 den "Beraklit" übersandte, antwortete Marx "furz und fühl": er fand "das Zena zu dick, um es durchzulesen". erkannte aber sofort den altheaelschen Charakter dieser "post= humen Blüte einer vergangenen Epoche". Nach dem ersten Eindrucke spottete er über die philologische Gelehrsamkeit: "man sieht, wie sonderbar groß der Mensch sich selbst in diesem philologischen flitterstaat erscheint und bewegt, gang mit der Grazie eines Kerls, der zum ersten Male in seinem Ceben fashionable dress trägt." In der Sache aber urteilte er, es sei absolut nichts Nenes zu dem hinzugefügt, was Begel in der Geschichte der Philosophie sage. Eine Wonne vollends war es für ihn, in einer versteckten Unmerkung des Beraklit ein Stück Geldtheorie Laffalles zu entdecken, nach der das Geld nur eine "unwirkliche Gedankenabstraktion des Wertes fei". Sein Miktrauen witterte alsbald weitere wissenschaftliche Absichten: "Ich sehe aus dieser einen Note, daß er vorhat, die politische Ökonomie hegelsch vorzutragen in seinem zweiten großen Opus. Er wird zu seinem Schaden kennen lernen, daß es ein gang anderes Ding ift, durch Kritik eine Wiffenschaft erst auf den Punkt bringen, um sie dialektisch dar= stellen zu können, als ein abstraktes, fertiges System der Logik auf Ahnungen eben eines solchen Systems an-3nwenden."

Immerbin, in einen gewissen Respekt hatte Cassalle sich bei Marx gesett, und da dieser für sein nationalökonomisches Buch jemanden brauchen konnte, um die Verbindung mit deutschen Verlegern herzustellen, so geriet er wieder in einen Briefwechsel und ließ sich von Engels Absolution erteilen "wegen der Elogen", die er Beraklit dem Dunkeln machen mußte. Man stellte also Behässigfeit und Begnerschaft aus praktischen Gründen ein wenig zurück. Marr begann daber, trot der Vorfälle von 1856, die alte Parteiverbindung, als wenn sie nie gestört gewesen ware, wieder herzustellen: "Caffalle hat wirklich zu viel Interesse, an der Sache", um nicht coûte que coûte mit uns zu halten. Also bei klugem management gehört uns der Mann mit haut und haaren, so viele ,zu endende' Bocksprünge er immer machen mag." unterlag' er allerdings einer zweiten Canschung in seiner Einschätzung des anderen. Das äußerlich hergestellte Derhältnis der nächsten Jahre brachte nichts als neue Migverständnisse: sie setzten mit der Debatte über den "Sickingen" ein und steigerten sich bei dem "italienischen Krieg" Cassalles schon zu solcher Schärfe, daß Marx und Engels sich auf die "Parteidisziplin" — die sie beide von dem dritten zu verlangen bätten! — besannen. Selbst was sie in geschäftlichen Dingen gemeinsam anfagten, gedieh für Marr zu Derdruß und Mißtrauen: Cassalles Vermittlung bei der Drucklegung der "Kritik der politischen Ökonomie" wie bei der publizistischen Der= bindung mit der "Meuen freien Presse" führte nur zu Urgernissen. Und als Cassalle in dem Kalle "Voat" — in dem allerdinas für Marx die Ehrenhaftigkeit seiner Person und Partei in der Vergangenheit auf dem Spiele stand - sich mit Rat und Cat vorsichtig zurückhielt, da entlud Mary seine lange angesammelte Erbitterung in einem Briefe, den ein Polemiter von seinen Magstäben selbst als "bohnengrob" dem Vertrauten gegenüber bezeichnete. Die frage nach Recht und Unrecht soll im einzelnen nicht berührt werden; man maa zugeben, daß auch Lassalle in seinen meisten menschlichen Begiehungen auf irgendwelche Weise gum Bruche kam; hier lieat die Sache doch so, daß er in seinen oft unerträglich langen Schriftstücken auf eine annstige Gesinnung des anderen gutgläubig rechnete, während er sich von vornherein einer erbarmungslos geschlossenn Kampfgemeinschaft gegenüberssah. Im Grunde ertrug Mary nicht, daß er auf einen eigenen Willen und ein ihm ebenbürtiges Selbstbewußtsein gestoßen war.

Immerbin, als Cassalle schlieklich beleidigt schwieg, leukte er diplomatisch, eben aus praktischen Bründen, um die Derbindung mit Berlin nicht preiszugeben, wieder ein: er wollte mit einem Manne, den er immerhin als "a horse-power" einzuschätzen gelernt hatte, nicht vorzeitig brechen und schickte Engels vor, der für seine Derson nicht im Briefwechsel stand und es nicht einmal für nötig erachtete, Cassalle für die Zusendung seiner Schriften überhaupt zu danken: Cassalles Untwort werde zeigen, ob man noch länger mit ihm gehen könne oder nicht. Als jedoch Saffalle nach Wiederaufnahme des Briefmechfels, in dem nun auch die alten Denungiationen gur Sprache kamen, fich in seiner breitspurigen Urt gur Wehr sette, da brach bei Marr ein förmlicher Wutanfall aus: "Aun sieh den gespreizten Menschen! Kaum glaubt er uns auf einem schwachen Dunkte zu ertappen, wie wirft er sich in - allerdings possierliche Positur ... Wie widerspricht er sich! Wie wird er gemein!" So war das menschliche Verhältnis gestaltet. bevor die ersten Unsätze zu einer gemeinsamen politischen Aftion der alten Parteifreunde von Cassalle unternommen wurden. Sie versprachen von vornherein nicht viel, sie mußten vielmehr den endaültigen Bruch herbeiführen.

Cassalle entwickelte Anfang 1861 den Plan einer Erneuerung der "Neuen Rheinischen Zeitung" von Berlin aus und glaubte die Mittel dafür beschaffen zu können; die Gräsin Hatseldt hatte bereits eine Denkschrift ausgearbeitet; für den Fall, daß Mary nach dem Chronwechsel amnestiert wurde, war die Möglickkeit des Zusammenwirkens gegeben. Crotzdem zögerte Mary: "die Wellen in Deutschland schlagen noch nicht hoch genug, um unser Schiff zu tragen"; selbst für das von Engels vorgeschlagene Wochenblatt fürchtete er "die Caktlosigkeit unseres Freundes, wenn er an Ort und Stelle sitt, die Hauptredaktion führt und so in der Cage ist, uns alle hineinzureiten". Als ihm bei seinem Besuch im Hause Cassalles im Frühjahr 1861 der Vorschlag erneuert wurde, vermied er daber die sofortiae Untwort um so lieber, als Cassalle, falls auch Engels in die Redaftion eintreten würde, den beiden Parteigenoffen aus guten Gründen nicht mehr Stimmen als sich selber zubilligen wollte. Marr aber dachte nicht daran, mit jemandem, der so ebenbürtig auftrat, sich zu verbinden. Mit Behagen gablte er alle seine Sünden auf: "seine Rechthaberei, sein Steden im spekulativen Beariff (der Kerl träumt sogar von einer neuen Begelschen Philosophie auf der zweiten Dotenz, die er schreiben will), seine Infektion mit altem frangösischen Liberalismus, seine breitspurige feder, Zudringlichkeit, Caktlosigkeit usw. Cassalle könnte als einer der Redakteure, unter strenger Disziplin, Dienste leisten. Sonst nur blamieren." Während Cassalle noch den preukischen Ministerien die Türen einlief, um die Umnestierung von Mark herbeizuführen, spielte dieser ein nicht gerade offenes Spiel, um nach seiner Rückfehr von Condon aus offen abqulehnen. Der zweite Versuch, den Cassalle bei seinem Besuch in Condon im Sommer 1862 machte, zeigte die Unvereinbarkeit noch schärfer. Schon in seiner jämmerlichen Mittellosigkeit mochte Marx das geräuschvolle Auftreten Cassalles bitter genug empfinden: "um gewisse Dehors ihm gegenüber aufrechtzuerhalten, hatte meine frau alles nicht Niet- und Nagelfeste ins Pfandhaus zu bringen"; bittrer war ihm wohl, daß er die Gefälligkeit des anderen mit einem Wechsel in Unspruch nehmen mußte, dessen Schickfal wieder neue Urgernisse bereitete. Politisch stellte er fest, daß er nichts mehr mit Cassalle gemein habe. Er war gang im Recht, wenn er die garibaldischen Abenteurerpläne Cassalles mit Spott überhäufte und jede Mitwirkung an solchen Dingen ablehnte. Mit Sar= fasmus zerpflückte er das Selbstgefühl des einst von oben berab Behandelten: "Er ist nun ausgemacht nicht nur der größte Belehrte, tieffte Denker, genialfte forscher usw., sondern aukerdem Don Juan und revolutionärer Kardinal Richelieu." für die von neuem vorgetragenen Zeitungspläne aber erflärte er sich nur zu Korrespondenzen bereit, "ohne irgend fonstige responsibility oder politische partnership zu übernehmen, da wir politisch in nichts übereinstimmten als in einigen weitab liegenden Endzwecken."

Also lagen die Dinge, bevor die selbständige Propaganda Caffalles begann. Sie wurde von Mark mit der absprechendsten und feindseligsten Kritik verfolgt, und zwar aus verschiedenen Bründen.

Einmal blickte er auf die nationalökonomischen Kenntnisse Sassalles sehr von oben berab. Schon das "Arbeiterprogramm" aalt ihm nur "als schlechte Dulgarisation des Manifestes und anderer von uns so oft gepredigter Sachen, daß sie gewiffermaßen ichon Gemeinplätze geworden find"; wenn Laffalle fich aaitatorisch in die Bruft warf, mußte er dem Alteren vollends als Renommist erscheinen. Don dem Offenen Untwortschreiben bieß es: "Er gebärdet sich - sehr wichtig mit den uns abgeboraten Obrafen um sich werfend - aang als künftiger Arbeiterdiktgtor." Don den indirekten Steuern: "Es ist einzelnes darin ant, aber das Bange erstens unerträalich zudringlich, schwathaft und mit der lächerlichsten Gelehrt= und Wichtiatuerei geschrieben. Außerdem ist es doch essentiellement das Machwerk eines "Schülers", der in aller hast sich als grundgelehrten' Mann und selbständigen forscher hinausschreien will. Es wimmelt daher von historischen und theoretischen blunders." Mitten in der aufreibenden und tiefbohrenden Arbeit am "Kapital" erschien ihm Cassalle "als Sertaner, der mit der breitspurigsten Waschweiberei Sate in die Welt posaunt - als seine neueste Entdeckung - die wir por 20 Jahren gehnmal besser schon als Scheidemunge unter unsere partisans verteilten." Bei dem "Baftiat-Schulze" schließlich verdichtete sich sein steigendes Mißempfinden zu dem massiven Porwurf des geistigen Plagiats: "vor ein paar Tagen sah ich zufällig nach meiner Artikelreihe über Cohnarbeit und Kapital in der Neuen Abeinischen Zeitung (1849) — in der Cat bloker Abdruck der Vorlesungen, die ich 1847 im Brüffeler Arbeiterverein hielt. Da fand ich meines Caffalles nächste Quelle, und aus besonderer freundschaft werde ich als Note den gangen Wisch aus der Neuen Rheinischen Zeitung als Unhang zu meinem Buch abdrucken lassen, natürlich on false pretences, ohne Unspielung auf Cassalle." Er verlangte gereigt sein geistiges Eigentum gurud, aber er tat dem anderen unrecht, daß er an dessen agitatorische

Gelegenheitsreden den Maßstab seiner eigenen theoretischen Arbeit legte; er tat ihm unrecht, weil dieser auch in selbständigen philosophischen und ökonomischen Zusammenhängen

stand, die von Mary unabhängig waren.

Bu der theoretischen Rivalität kam noch verschärfend die politische Rivalität bingu: "Der Kerl denkt offenbar, er sei der Mann, um unser Inventarium anzutreten." Auch Engels meinte ärgerlich: "Die Caffalleschen Geschichten und der Skandal, den sie in Deutschland erregen, fangen doch an, unangenehm zu werden. Es ist die höchste Zeit, daß Du Dein Buch fertig machst, und wenn auch nur, damit wir wieder Breittreter anderer Urt bekommen. Im übrigen ift es gang gut, daß auf diese Weise wieder ein Boden für antiburgerliche Sachen gewonnen wird, nur ift es fatal, daß dieser Mensch sich dabei die Position macht." (20. 5. 1863.) Mary und Engels, die ihre gange geiftige Tätigkeit auf den Wiederausbruch einer Revolution in Deutschland gerichtet hielten, saben sich durch einen von ihnen als unlauter empfundenen Wettbewerb aus ihrer "historischen Stellung" herausgedrängt; sie hatten das Gefühl, daß ein früher von ihnen gering geschätter Mann auf eigenen Wegen - "der Kerl arbeitet jest rein im Dienste von Bismarct" - ihr Werk aufnehme und damit ihnen das einzige raube, was sie besaken, den historischen Rechts= titel in der Vergangenheit und die Boffnungen für die Zukunft. Sie fühlten sich politisch überholt, ohne es in ihrer Machtlosigkeit von dem Exil aus vorerst ändern zu fonnen. In diesem Gefühl der Eifersucht begannen sie felbst jedes Augenmaß für die "hiftorische Stellung" und die Perfonlichkeit des Rivalen zu verlieren. Dom Beginn des Jahres 1863 an brach Marx daher jeden Briefwechsel mit Saffalle ab und lauerte auf einen Ungriff oder eine Bloke. die Neubegründung einer sozialdemokratischen Agitation in Deutschland ohne Mitwirkung, unter feindseligem und schweigendem Beiseitetreten von Marx und Engels vor sich ge= gangen.

Sie waren froh, diese abwartende Stellung eingenommen zu haben, als die Nachricht von Cassalles plözlichem Code sie überraschte. Dem toten Gegner — so sehr hatte er sich doch

in Respekt gesetzt - zollte man im geheimen eine Unerfennung, die man in der Zeit feindseliger Rivalität nicht hatte Engels bewahrte zwar hinsichtlich der aufbringen können. Urt von Caffalles Ende feinen in den Kern ftokenden Scharfblick für das Oroblematische in dieser Natur: "Das konnte nur dem Caffalle paffieren bei dem sonderbaren Bemisch von frivolität und Sentimentalität, Judentum und Chevaliers= tuerei, das ihm ganz allein eigen war. Wie kann ein politischer Mann, wie er, sich mit einem walachischen Abenteurer schießen." Aber selbst er verschloß sich nicht mehr gegen die eigentüm= lichen fähigkeiten, die hier zugrunde gegangen waren: "Saffalle mag sonst gewesen sein, personlich, literarisch, wissenschaftlich. was er war, aber politisch war er sicher einer der bedeutend= sten Kerle in Deutschland. Er war für uns gegenwärtig ein febr unsicherer freund, zukünftig ein ziemlich sicherer feind, aber einerlei, es trifft einen doch hart, wenn man sieht, wie Deutschland alle einigermaßen tüchtigen Leute der ertremen Partei kaputt macht". Und Marx, der in diesem falle mit seinem Gemüte, in Baf und in Juneigung, ftarker beteiligt gewesen war als der kühlere freund, antwortete in seinem charafteristischen Kauderwelsch, aber bewegter, als es seiner feder in der Regel möglich war: "Das Unglück des Laffalle ist mir verdammt durch den Kopf gegangen. Er war doch noch immer einer von der vieille souche und der feind unserer feinde. Dabei fam die Sache so überraschend, daß es schwieria ift zu glauben, daß ein so geräuschvoller, stirring, pushing Mensch nun maustot ist und altogether das Maul balten muß. Was seinen Todesvorwand angeht, so hast Du gang recht. Es ist eine der vielen Caktlosiakeiten, die er in seinem Ceben begangen hat. With all that tut's mir leid, daß in den letten Jahren das Verhältnis getrübt war, allerdings durch seine Schuld." Engels fehrte bald dazu gurud, als etwas von den letten politischen Zielen Cassalles durchsickerte, den "Tory chartist" Charafter der Bewegung scharf zu verurteilen: "Subjektiv mag seine Eitelkeit ihm die Sache plaufibel vorgestellt haben, objektiv war es ein Verrat der gangen Arbeiterbewegung an die Preußen." Mary aber schrieb noch im frühjahr 1866, als das von Cassalle so ersehnte allgemeine Wahlrecht nun wirklich proklamiert wurde: "Welscher Verlust für Lassalle, daß er maustot ist. Den hätte Bismarck jetzt Rolle spielen lassen" (17. 5. 1866). Und einige Wochen darauf: "Ich kann meinen Lassalle nicht vergessen. Wenn er jetzt noch lebte, welchen Skandal würde er machen" (7. 6. 1866).

Die Auseinandersetzung aber mit dem Manne, an den sie Cassalle als (im politischen Sinne) "verkauft" ansahen, sollte auch Marx selber nicht erspart bleiben.

Bismard hat nie aufgehört, mit der sozialistischen Arbeiterbewegung schon als einem Begengewicht gegen das liberale Bürgertum zu rechnen. Sobald ihm Caffalle durch feinen frühen Tod entriffen war, fah er fich nach Erfat um: je ernsthafter er den Bedanken des allgemeinen und gleichen Wahlrechts wälzte, um so geneigter wurde er, auch mit diesem Lager die fühlung wieder aufzunehmen und den Epigonen Cassalles, namentlich Schweitzer, gegenüber die erprobte Taktik fortzuseken. Aber es scheint, als ob er aern noch höber aeariffen hätte. Batte er doch seit Ende 1864 Sothar Bucher zur Seite, der ihn wohl belehren konnte, wo die eigentliche Kraft verborgen lag, und auch den Zugang zu ihr zu finden wußte. Um 8. Oftober 1865 schrieb Bucher den bekannten wohlerwogenen Brief an Marx, mit allen fineffen feiner feder fich mübend, sich eines delikaten Auftrages zu entledigen. Harmlos hob er an: "Zuerst business!" Der preußische Staatsanzeiger wünsche monatlich einen Bericht über die Bewegungen des Beld= und Warenmarktes; auf Nachfrage habe er erklärt, niemand würde das beffer machen als Marx. Die näheren Bedingungen enthielten nichts als Entgegenkommen. Inhalt seiner Urtikel möge er nur nach seiner wissenschaft= lichen Aberzeugung geben, wenn auch unter Vermeidung der Polemik, und mit Rücksicht auf den Ceserkreis "den innersten Kern nur eben für den Sachverständigen durchscheinen laffen": seine forderungen möge er selbst bezeichnen. Dann folgten ein paar persönliche Wendungen: wieviel seit ihrer letten Begegnung im Jahre 1862 geschehen und zerftört worden sei, und eine Bemerkung über das psychologische Rätsel in Lassalles

Hingang. Er selbst sei, schloß er mit beiläusiger Harmlosigkeit, wie Marx wisse, zu seiner ersten Liebe, den Akten, zurücksgekehrt: "Ich war immer mit Lassalle darüber verschiedener Meinung, daß er sich die Entwicklung so schnell dachte. Der Fortschritt wird sich noch oft hänten, ehe er stirbt; wer also während seines Lebens noch innerhalb des Staates wirken

will, der muß sich ralliieren um die Regierung."

Dak Bucher den Untrag, so wenig wie die Redaktion des Staatsanzeigers, nicht aus sich selbst, sondern nur im Einverständnis mit seinem Vorgesetzten, dem Ministerpräsidenten. machen konnte, liegt auf der Band. Den Sinn des Untrages aber enthüllen die letten Sätze seines Briefes. Was stand hier nicht alles zwischen den Zeilen! Mur von seiner Gesamt= politik her mochte es zu erklären sein, wenn Bismard gerade jett die überraschende fühlung mit dem haupte der Internationale suchte. Der Moment war allerdings dazu angetan. die Erklärung zu liefern. Seit dem Verkleben der Risse in Gaftein war die deutsche Krise von neuem im Unzuge. Bismarck war am letten Septembertage zur Besprechung mit Napoleon nach Biarrit geeilt - ob man fich für den fall einer Beschleuni= anna der äußeren Krise nicht auch rechtzeitig im Innern darauf einrichten wollte, wenn die Bombe des allgemeinen Wahlrechts platte?

Man würde was darum geben, wenn man wüßte, wie Marz den Antrag aufnahm. Aber leider finden wir nur ein knrzes Billett an Engels vom 19. Oktober: "Ich bin morgen nachmittag gegen 4.40 in Manchester und werde mich nach Deiner offiziellen Wohnung versügen." Er muß es vorgezogen haben, sich mündlich mit Engels auszusprechen. Daß er den Antrag ablehnte, verstand sich von selbst für einen Mann, der kurz zuvor in seinem Nachruf auf Proudhon "selbst jedes Scheinkompromiß mit der bestehenden Gewalt" als Verelehung des einsachsten sittlichen Taktes getadelt hatte. Daß die Annahme dieses an sich unverfänglichen Antrages seine Rückschr auf den Boden des dentschen Staates einleiten konnte, eben das wollte das Haupt der Internationale um jeden Preis vermeiden: in diesen Jahren trieb ihn Engels zur Vollendung des ersten Bandes des "Kapital", gerade mit dem Ansporn, er

müsse fertig sein, wenn eine kontinentale Revolution ausbräche. Bismarck hatte mit dem untrügerischen Blick der Macht für die Macht auch diese Brücke schlagen wollen, unbekümmert um alles, was vorher lag, nur um seines höchsten Tweckes willen. Die Revolutionäre von 1848 aber dachten immer noch in ihren Horizonten von der europäischen Beswegung der Dinge und waren den nationalen Möglichkeiten, die

sich bei uns vorbereiteten, völlig entfremdet.

Bismarck jedoch kam, nachdem er den Sieg erfochten hatte, zum zweitenmal. Unfang Upril 1867 brachte Marx das Manustript des "Kapital" nach Hamburg in ein verändertes Deutschland - soeben war die Verfassung des Norddeutschen Bundes fertig geworden. Während er in hannover bei einem freunde weilte und mit Benugtuung eine respektvolle Aufnahme seiner theoretischen Gedanken bei dem preußischen Beamtentum beobachtete, hatte er am 24. April 1867 dem freunde zu melden: "Bismarck schickte mir gestern einen seiner Satraven, den Advokaten Warnebold (dies unter uns). Er wünscht mich und meine aroken Talente im Interesse deutschen Volkes zu verwerten." Auch Benniasen würde ihm morgen aufwarten. Engels war nicht einmal erstaunt: "Daß Bismarck bei Dir anklopfen würde, hatte ich erwartet, wenn auch nicht die Gile"; er meinte spöttisch, aber mit realistischem Spott, gewisse kaufmännische Eigenschaften in Bismarcks Politik wiedergespiegelt zu sehen: "das Verfolgen eines bestimmten Zwecks durch Abwarten und Experimentieren, bis der richtige Moment getroffen, Diplomatie der stets offenen hintertür, das Afkordieren und Albdingen, das Einstecken von Insulten, wenn das Interesse es erfordert, das "ne soyons pas larrons". Dag auch Marx die Sache ernsthaft nahm, geht aus einem späteren Schreiben vom 7. Mai bervor: "Die Bismarchche Affare mußt Du gang geheim halten. Ich versprach, niemandem davon zu sprechen. Setteres hielt ich. Ich hatte jedoch die reservatio mentalis gemacht, Dich auszunehmen".

Hier brechen unsere Nachrichten wieder ab. Der innere Beweis für ihre Schtheit wird durch die frühere Unnäherung Buchers im Jahre 1865 gestützt. Das eine wird außer Frage stehen: Mary hätte die Amnestie im Daterlande, die ihm das liberale Ministerium der Neuen Ara im Jahre 1861 versagt hatte, aus den Händen Bismarcks im Jahre 1867 haben können. Denn der norddeutsche Bundeskanzler hatte im Moment mit bedrohlicheren Gegnerschaften in der Welt und in Deutschland zu rechnen, als dem Manne, der soeben in Condon Kleidung und Uhr hatte aus dem Pfandhaus nehmen müssen, um nur nach Deutschland reisen zu können zum Druck des ersten Bandes eines theoretischen Werkes, von dem Engels sarkastisch besmerkte: "es ist ein Glück, daß das Buch sozusagen fast nur in England "spielt", sonst würde § 100 des Prenßischen Strafsgesetzbuchs eintreten — und Konsiskation nach sich ziehen."

Man sieht nicht, daß Marr die Rückfehr in der nächsten Teit wirklich erwogen hätte. Er traute sich damals noch zu, den zweiten und dritten Band des "Kapital" rasch vollenden zu können. Die Hoffnungen auf einen baldigen Umschlag auf dem Kontinent waren weit gurückgewichen. Es ist doch sehr bemerkenswert, daß Marx, und besonders Engels, in den Jahren des Morddeutschen Bundes von der verbiffenen Befeindung der Politik Bismarcks guruckfamen. Schon während des Krieges, am 28. Juli 1866, hatte Engels mit gewohnter Schnelligkeit entschieden: "Wir können meiner Unsicht nach gar nichts anderes tun, als das faktum einfach zu akzeptieren, ohne es zu billigen, und die sich jett jedenfalls darbieten müssenden größeren facilitäten zur nationalen Organisation und Vereiniaung des deutschen Oroletariats benuten, soweit wir fönnen." Er vor allem verurteilte die leidenschaftlich preuken= feindliche Opposition Liebknechts und dessen Spekulation auf den Wiederumsturz der Neuordnung von 1866. Spott blickten sie auf das ohnmächtige Ringen dieses einzigen "margistischen" Parteigängers in Deutschland und nahmen innerlich dieselbe Stellung ein, wie das ihnen soust so sehr verdächtige Baupt der Lassalleaner, v. Schweitzer. freilich war ihre Stimmung doch nicht gang die gleiche und daher die Caftif, zu der sie rieten, doch etwas verschieden. Mary betonte die Schwieriakeit von Liebknechts Position: "Um gang forreft zu handeln, ware viel mehr dialeftische Bewandtheit nötig, als unfer Wilhelm besitt. Im übrigen ist die Preußenfeindlichkeit das Pathos, dem er allein Verve und singleness of purpose verdankt" (17. 12. 67). Für dieses Pathos hatte er selbst von je Verständnis gehabt! Engels aber urteilte sehrrichtig: "Wir können ja dem Bismarck keinen größeren Gefallen tun, als uns mit den Österreichern und süddeutschen Föderalisten, Ultramontanen und depossedierten Fürsten zusammenwersen zu lassen" (28. 11. 1867), und riet, Liebknecht zu instruieren "1. sich zu den Ereignissen und Resultaten von 1866 nicht rein negativ, d. h. reaktionär, sondern kritisch zu verhalten, und 2. die Feinde des Bismarck ebensosehr anzugreisen, wie diesen selbst, da sie ebensalls nichts wert sind" (19. 12. 1867). Er vor allem glaubte fortan an den Fortbestand von Bismarcks Werk.

Und so sahen beide Männer, Engels ungleich stärker als Marr, dem Ausbruch des Deutsch-Frangosischen Krieges mit Sympathie für die deutsche Seite und mit dem richtigen Instinkt zu, daß der deutsche Einheitsstaat auch im Interesse ihrer Ideen in Deutschland und in der Welt lag. "Siegen die Preußen", so schrieb Mary unmittelbar nach der Kriegs= erklärung, "fo ist die Zentralisation der State power nützlich der Tentralisation der Urbeiterklasse. Das deutsche Abergewicht wird ferner den Schwerpunkt der westeuropäischen Urbeiterbewegung von frankreich nach Deutschland verlegen, und man hat blok die Bewegung von 1866 bis jett in beiden Cändern zu veraleichen, um zu seben, daß die dentsche Arbeiterflaffe theoretisch und organisatorisch der frangösischen überlegen ift. Ihr Abergewicht auf dem Welttheater über die frangösische ware zugleich das Abergewicht unserer Theorie über die Proudhons." Welch eine geistesgeschichtliche Prognose! Und welch eine Inversion ist für das eigene Bewuftsein von Marx eingetreten: von dem Einmarsch der deutschen Regimenter in Frankreich erwartet er — und in gewiffem Sinne ift diese Prophezeiung eingetroffen — den Sieg des Marxismus, um dieses Wort vorwegzunehmen, in der Welt. Nicht mehr von der kontinentalen Revolution! Man erkennt auch hier, was das Werk Bismarcks für die europäische Geschichte im ganzen genommen bedeutet. Der greife Ranke hat den Entschluß zu seiner Weltgeschichte mit der Bemerkung vor sich selber

gerechtfertigt, daß erst durch die Entscheidung von 1870/71, in einer neu befriedeten und geordneten Welt, eine universale Aussicht möglich geworden, daß erst nach der Niederlage der revolutionären Kräfte eine regelmäßige fortentwicklung gesichert, ein unparteiischer Rüchlick auf die früheren Jahrbunderte gestattet und eine Weltgeschichte in objektivem Sinne möglich geworden sei. So der rückwärts gewandte Denker. Dor dem geistigen Ange des in die Zukunft gerichteten Beistes. der mit diefen revolutionären Kräften selber unterlegen schien, blieb die Bedeutung des Umschwungs nicht verborgen, nur daß seine Dialektik in der Zukunft sofort die neuen Möglich-

feiten für die Verwirklichung seiner Ideen erkannte.

Selbst ein so extremer und "international" orientierter Radifalismus, wie ihn Marr und Engels vertreten, fann sich, das sollten sie alsbald erfahren, in solchen weltpolitischen Krisen nicht über die nationalen Gegensätze binwegsetzen. Dak man beim Ausbruch des Krieges mit den Franzosen in der Internationale in Schwierigkeiten geriet, läßt fich begreifen. Marx aber, der so hänfig als Revolutionär und Urguhartist andere als "verkauft" angegriffen hatte, wurde jett selbst von dem Schickfal ereilt, daß in dem Kreife der Unbanger Bakunins das alberne Berücht verbreitet wurde, er sei ein Ugent Bismarcks und von diesem erkauft (die dabei angegebene Summe von 250 000 francs erfüllte Marx mit ebensoviel heiterer Genugtung wie Selbstironie). Er erwiderte, immer noch in Urguhartistischen Welthorizonten, mit innerlichen Mißtrauensvoten gang anderer Urt; hatte doch Engels schon im Jahre guvor von dem "fetten Bakunin" geschrieben: "Wenn dieser verdammte Russe in der Cat daran denkt, sich an die Spite der Arbeiterbewegung hinaufzuintrigieren, so ist es Zeit, daß ihm einmal gehörig gedient und die frage gestellt wird, ob ein Panslawist überhaupt Mitglied einer internationalen Arbeiter-Association sein kann." (30. 7. 1869.) Jett aber brach bei Engels, der während des Krieges auch in seinem militärischen Bergen auf das heftigste gepact war, der nationale Gedanke durch alle parteipolitische Erwägung noch viel kräftiger als bei Marr durch. Es stand für ihn fest, daß Deutschland durch Napoleon in einen Krieg um seine nationale

Existenz hineingedrängt worden sei. Unter den schärfsten Hieben auf die völlige Obstruktion, die die deutsche (marxistische) Sozialdemokratie unter Liebknechts Führung übte, und verdeckten Ausfällen auch auf Marx, der diese Haltung billige, wiederholte er den Satz: "Die ganze Masse deutschen Volkes aller Klassen hat eingesehen, daß es sich eben um die nationale Existenz in erster Linie handelt, und ist darum sofort eingesprungen." So klingt, wenn auch bald wieder gedämpst, der Ton der Einheitsmusik, der jene kriegerischen Tage erstüllte, auch in den Brieswechsel der Gründer der Internationale hinüber, ununterdrückbar, stärker als alles.

Der tiefe und unauslöschliche Eindruck dieses Briefwechsels haftet zunächst doch daran, daß diese Persönlichkeiten, trotz allem Vergänglichen, das auch sie mit sich schleppen, einen Reichtum von Strebungen umfassen, deren Nachwirkung gu einem die Gegenwart überschattenden historischen Prozek geworden ist; und es gibt ihrem Lebenszuschnitt etwas Beroisches, daß die Kraft der Idee — welch ein Widerspruch gegen ihren eigenen historischen Materialismus! — sich in ihnen verpersönlicht, lange bevor die Reihe ihrer Auswirkungen am Horizonte sichtbar wird. Wenn das Böchste menschlichen Willens sich darin äußert, daß er unabsehbare Massen zur Unnahme seiner Gedanken nötigt und damit bleibend in ihre soziale Ordnung eingreift, dann gehören Marr und Engels - wir werden sie von nun an wohl immer zusammen zu nennen haben — in die Reihe der großen hiftorischen figuren. wirken selbst ihre persönlichsten Untriebe, manchmal agi= tatorisch noch weiter vergröbert, wie sie schon agitatorisch konzipiert waren, in der späteren Sozialdemokratie, in Worten und Werturteilen, in ihrem geistigen Gesamthabitus nach: welchen Unftoß vollends haben sie als soziale Organisatoren aeaeben!

Aber dieser Brieswechsel enthüllt auch die Schranken der Persönlichkeiten, die Grenzen der Leistung, das historisch Besdingte und Vergängliche: das wird an den politischen Wirstungen die margistische Orthodoxie schon zu spüren haben. Der aroke kluß aller historischen Dinge trägt wohl die großen

Siguren, aber er reifit fie auch fort und weist jedem seine Stelle in einer umfassenderen und allaemeinen Bewegung an. Man permikt auch manches in diesem Briefwechsel. Ich spreche nicht von einer etwaigen Ausmalung des End= giels und der Berbeiführung des Sukunftsstaats: von solchen Dingen ift unter Vertrauten feine Rede. Aber man konnte nach den eigentlichen ethischen Untrieben dieses Kraftaufmandes fragen und muß alsbald gestehen: wie wenig schwingt der unmittelbare und ursprünglich doch vorhandene mensch= liche Unteil an der 27ot der Gedrückten, des vierten Standes - abgesehen von dem versönlichen Mitgefühl an dem Geschicke der wenigen proletarischen Genossen in der Emigration als sichtbar treibende Kraft mit. Im Grunde ist das alles in Theorie und Politif umgesett, und da die geistige Urbeit wiederum gang in den Dienst des politischen Kampfes gestellt wird, so erdrückt der politische Kampf, fast gang zum Selbstzweck werdend, alle anderen Untriebe. Wir haben es eben mit politischen Willensmenschen, mit spezifischen Machtnaturen zu tun, wie auch diejenigen es waren, mit denen sie fich berühren, die Bismark und Miquel, die Caffalle und Bucher. Die Politik, in der sie sich bewegen, ift an Welt= Jusammenbängen orientiert, sie nährt sich von der Idee einer internationalen Klassenbefreinna, aber sie ist vornehmlich auf den deutschen Staat gerichtet: trotzem vollzieht sie sich fern von dem Staatsleben der deutschen Mation, von der deutschen Wirtschaft und Arbeiterschaft, in einer Entfremdung auch von ihren geistigen Kräften. Das find eben die folgen der Erilstellung - welcher Vorsprung lag schon darin für Caffalle! Uns diesem inneren Verhältnis aber, das sich für die achtundvierziger Emigranten gegenüber der Dentschen Staatsgründung in diesen Jahrzehnten ergab, ift vieles, das "Dathos der Preußenfeindlichkeit", um mit Mary zu reden, von der fpäteren Sozialdemofratie übernommen worden und wird allmäblich in der Gegenwart, als ein sinnlos ge= wordenes Erbteil, abgestreift werden können und muffen.

Die positive Seite ihrer Untriebe bleibt auch in den negativen politischen Verkleidungen, in denen sie sich äußerten, für die Gesamtentwicklung deutscher Geschichte bestehen. Ein philosophisch vertiefter Nationalökonom hat diesen Bedanken neuerdings energisch ausgesprochen: "Mary hat den großen Bedanken an die Möglichkeit hoher gesellschaftlicher Organisationsformen in die Massen gebracht, auf deren tragfestem Blauben folche formen allein erwachsen und lebensfräftig bestehen können. Karl Mary und seine Jünger haben das meiste getan, die amorphe soziale Masse zu organisieren. Sie haben in diesen gegen den alten Staat teilnahmslosen Scharen, wenn auch nur als antagonistisches Klassenbewußtsein, das neue Bewuftsein geschaffen, daß alle als Blieder im gesellschaftlichen Bangen stehen und stehen muffen. Karl Marr und seine Jünger haben das bewußte gesellschaftliche Denken in Kreise getragen, die vorher keinen Unteil an unserem höheren Beiftesleben hatten, fie haben in gahllofen Seelen den Respett für den Beift, das Streben nach Wiffenschaft, die Sehnsucht nach Kultur geweckt, und man darf hoffen, daß diese Wirkung stärker war als alle materialistische Verrohung der aaitatorischen Sprache. Die Zeit wird es lehren. Wenn aber je die Cage einer organischen Sozialisierung kommen, so war Karl Marr mit allen seinen Sehlern und mit allen seinen Irrtumern derienige, der durch die grundlegende Sozialisierung des Proletariats ein fundament da gelegt hat, wo es am schwersten zu legen war."

Also würde der Politiker Mary sein Cebenswerk nicht einsgeschätzt haben. Aber auch er und Engels haben, wie noch Größere vor ihnen, zu Dingen mitwirken müssen, die sie nicht wollten, und auch von der nationalen Gemeinschaft gilt, sofern sie gesund und kräftig bleibt, das Wort, daß ihr alle Dinge zum Besten dienen. Ja, wenn wir die Worte jener Aufforderung Bismarcks an Mary als beglaubigt ansehen und noch einmal wiederholen dürsen, es wird in dem geschichtlichen Ablauf auch ihm das Schicksal wider Willen zusfallen, "seine großen Talente im Interesse des deutschen Volkes

zu verwerten."

Mitten in dem heutigen Parteikampfe werden viele nicht geneigt sein, gerade dieses Lebenswerk und seine Ausswirkungen von der Höhe philosophisch-historischer Betrachtung anzuschauen; sie werden sich an die Außenseiten, die

verhängnisvoll agitatorischen Nachwirkungen, die Negierung alles dessen, was für Nation und Gesellschaft immer unzerstörbar bleiben muß, die Saat des Basses, die bier gesäet worden ift, halten und danach ihr Werturteil bestimmen. Das ift für den Politiker natürlich. für die historische Betrachtung können, nach dem Worte Cord Actons, Ideen, die in der Reliaion und Politik Wahrheiten sind, nur als Kräfte aewertet werden, die geachtet, aber nicht bestätigt werden wollen. So sehen wir auch in dem Wollen dieser beiden Männer geschichtliche Kräfte am Werke, die an der Gestaltung unserer Besellschaft, gerade in ihren schwerft erreichbaren Ciefen. gearbeitet und damit für den fortschritt der ganzen Gemeinschaft gekämpft haben. Und bliden wir noch einmal zurück auf die unabsehbare fülle aller widerstreitenden Kräfte und Derfönlichkeiten, mit denen die Deutschen in zwei Menschenaltern die Durchführung ihres Nationalstaats und eine beispiellose gesellschaftliche Umwälzung zu gleicher Zeit vollbracht haben, so wird auch von diesem Lebenswerke das erhebende Bewuktsein ausgelöft werden dürfen:

Tantae molis erat Germanam condere gentem.



Nachweise

5. 1. Bur Benesis der preußischen Revolution von 1848, zuerst veröffentlicht in: forschungen zur brandenburgisch-preußischen Geschichte 13 (1900), 123-152. Die Un= regungen meines Auffatzes wurden aufgenommen und weitergeführt von felir Rachfahl in dem wertvollen Buche "Deutschland, König friedrich Wilhelm IV. und die Berliner Märzrevolution" (Halle 1901), vgl. darüber — auch als Ergänzung meines Auffates — meine Besprechung in der Histor. Vierteljahrsschrift 1902, S. 539—558. Das Buch Rachsahls gab dann einen weiteren Unstoß zu einer ausgedehnten und von lebhaftem Widerspruch durch= zogenen Kontroverse, in deren Verlauf auch neues Material heraus= gebracht und die Einzelforschung zu weiteren fruchtbaren Ergebnissen geführt wurde. Ich bringe meinen Unffat trotdem uns verändert zum Abdruck, ohne damit jede Einzelwendung — jede energische Berausarbeitung einer neuen Grundidee wird naturgemäß eine gewisse Schematisierung zur folge haben — ausdrücklich aufrechtzuerhalten. Un meiner Grundauffassung halte ich jedoch fest; ich habe mit Befriedigung gesehen, daß der Verlauf der Kontroverse nur zu ihrer Bestätigung beigetragen hat. Man braucht nur an den Stand der frage vor 1900 zuruddenken, um den auch im Lager der Widersprechenden inzwischen erfolgten Umschwung in der Beurteilung König friedrich Wilhelms IV. im März 1848 zu erkennen.

5. 35. Großherzog Peter von Oldenburg (1827—1900), zuerst in: Preußische Jahrbücher 102 (1900), 464 bis 509. Nachdem Ottokar Corenz in seinem Buche "Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reichs 1866/71" (Jena 1902), S. 576—581 die Denkschrift Peters über die Verfassung des Norddeutschen Bundes veröffentlicht hatte, ergänzte ich meinen Nachruf durch den Urtikel: Großherzog Peter und die deutsche Frage im Jahre 1866 (Jahrbuch f. d. Geschichte des Herzogtums Oldenburg 11, 129—140). Bei der biographischen Wichtigkeit dieses Quellenstücks erschien es mir zweckmäßig, den wesentlichen Teil dieses Urtikels nachträglich in meinen Nachruf (oben S. 74—81) hineins

zuarbeiten.

5.93. Ein freund Bismards: Graf Ulerander Keyferling, zuerst in: Preußische Zahrbücher 114 (1903), 254—272.

254—272. S. 117. Fum Gedächtnis Bismarcks. Die Unsprache ist als besondere Broschüre 1908 im Verlage von C. Winter

in Beidelberg erschienen.

5. 131. Bismar & und sein Werk in derneuesten Geschichtschreibung, zuerst in: Forschungen zur brandensburgischen Geschichte 15 (1902).

S. [49. Dom jungen Bismar &, zuerst in: Deutsche Citeraturzeitung, hrg. von P. Hinneberg 34 (1913), Sp. 1029—1034.

5. 157. Bismarch, Lassalle und die Oktrovies rung des gleichen und direkten Wahlrechts in Preußen, zuerst in: Preußische Jahrbücher 146 (1911), 107 bis 140. Breite polemische, aber sachlich ergebnislose Erörterungen in der Presse aller Parteien veranlaßten mich, das publizistische Quellenmaterial in C. Grünbergs Alrchiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung 4 (1913), 190—199 abzusdrucken und gewisse Einzelfragen in einem Schlußwort "Bismarch und Lassalle", Preußische Jahrbücher 152 (1913), 117—121 weiterszusühren; dieses Schlußwort ist oben S. 193—196 in seinem wesentlichen Umfange wieder abgedruckt worden. Im übrigen verweise ich auf die Darstellung in meinem "Lassalle", 2. 2lust. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag 1911.

5. 197. Bennigsen und die Epochen des par = lamentarischen Liberalismus in Deutschland und Preußen, zuerst in: Historische Zeitschrift 104 (1909), 55—79. Zur Begründung meiner einzelnen Urteile darf ich mich auf meine Biographie beziehen: Rudolf v. Bennigsen, ein deutscher liberaler Politiker, 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1910.

5. 203. Zu der Bemerkung über W. Raabes Roman "Gntsmanns Reisen" siehe die besondere Nachweisung in meinem "Bennigsen" Bd. 1, 475. Von diesem sandte ich, um mich zu vergewissern, dem Dichter den betreffenden Aushängebogen zu, und freute mich, darauf von Wilhelm Raabe unter dem 1. Nov. 1908 — es war in den Tagen der nationalen Erregung über die Daily Telegraph-Veröffentlichungen über den Kaiser — eine Antwort zu erhalten, deren Wiedergabe an dieser Stelle in mehr als einer Hinsicht erwünscht sein mag:

"Meinen besten Dank sage ich Ihnen für Ihre freundliche Zuschrift und den Ausschnitt aus Ihrem Buch über A. v. Bennigsen. Jawohl gehört das Buch von "Gutmanns Reisen" ein wenig da mit hinein, es ist ein wirklich er "historischer Roman", und es entspricht deshalb vollkommen dem "historischen Sinn" des deutschen Volkes, daß die ganze Auflage heute noch unverkauft beim Verleger "auf Lager liegt". Es waren gute Tage damals, als man noch jung war und an eine Mutter Germania glauben konnte, die das irdische

politische himmelreich in der Schürze trug!

Als gestern Abend das klägliche Telegramm aus Berlin kam, da konnte ich mich einmal wieder in die Reitbahn des Herzogs Ernst von Koburg im Jahre 1860 versetzen und seufzen: "O du arme Reiterin, wie wackelst du in dem Sattel, in welchen man dich Anno 66 und 70 so stolz und zukunftssicher hineinsgehoben hat".

5.225. Ludwig Bamberger, zuerst in: Preußische

Jahrbücher 100 (1900), 63-94.

5. 265. Uns dem Lager der deutschen Whigs: freiherr v. Roggenbach, zuerst in: Historische Zeitschrift 108 (1909), 624—633. Zu S. 270: Von dem längern an mich gerichteten Briefe von Roggenbach habe ich andere Teile in meinen "Bennigsen" Bd. 2, 503 aufgenommen. Zu S. 272: Der Brief von Stosch an einen jüngern militärischen freund war an den fürzlich in Heidelberg verstorbenen Generalleutnant Bendemann gerichtet, der mir in diesen Briefwechsel einen Einblick in liebenswürdiger Weise verstattete.

S. 274. Gustav Freytag und Berzog Ernst von Koburg, zuerst in: Historische Zeitschrift 96 (1904), 271

bis 278.

S. 281. Gustav Freytag und General von Stosch, zuerst in: Preußische Jahrbücher 155 (1914), 148—151.

S. 286. En dolf Camphausen, zuerst ebenda 110 (1902), 5. 321—328. Das Unzulängliche des Buches von U. Caspary ist zu einem Ceile durch Erich Brandenburgs Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen König Friedrich Wilhelm IV. und Camphausen ersetzt worden.

5. 296. Meviffen, zuerst in: Bistorische Vierteljahrs-

schrift 1907, 451—456.

5. 303. August Reichensperger, zuerst in: Bisto-

rische Zeitschrift 88 (1901), 247—263.

S. 333. Margund Engels, zuerst in: Prenssische Jahrbücher 155 (1914), 209—256. Zu S. 358: Die Briefe von Miquel an Marg beruhen, wie ich mit Hilfe der gütigen Bemühung von Fr. Thinme feststellen konnte, im Urchiv der Sozialdemokratischen Partei in Berlin und sollen demnächst von Eduard Bernstein veröffentlicht werden.

Kunsthistorische Aufsäße

von

GEORG DEHIO

Professor an der Universität in Straßburg

314 Seiten 80. Mit 5 Abbildungen im Text und 24 Tafeln Elegant gebunden Preis M. 7.50

Inhaltsverzeichnis:

1. Die Kunst des Mittelalters, 2. Über die Grenze der Renaissance gegen die Gotik. 3. Deutsche Kunstgeschichte und Deutsche Geschichte, 4. Historische Betrachtung über die Kunst im Elsaß. 5. Zu den Skulpturen des Bamberger Doms. 6. Die Kunst Unteritaliens in der Zeit Kaiser Friedrichs II. 7. Aus dem Übergang des Mittelalters zur Neuzeit; a) Konrad Witz; b) Der Ulmer Apostelmeister. 8. Der Meister des Gemmingen-Denkmals im Mainzer Dom. 9. Die Krisis der deutschen Kunst im XVI. Jahrhundert. 10. Die Bauprojekte Nikolaus' V. und L. B. Alberti. 11. Zu den Kopien nach Lionardos Abendmahl. 12. Zur Geschichte der Buchstabenreform in der Renaissance. 13. Die Rivalität zwischen Raphael und Michelangelo. 14. Alt-Italienische Gemälde als Quelle zum Faust. 15. Das Verhältnis der geschichtlichen zu den kunstgeschichtlichen Studien. 16. Was wird aus dem Heidelberger Schloß werden? 17. Denkmalschutz und Denkmalpflege. 18. Denkmalpflege und Museen. 19. Zum Gedächtnis.

Kleine historische Schriften

von

MAX LENZ

Zweite vermehrte Auflage

IX und 625 Seiten gr. 80. Preis geheftet M. 9.—
elegant gebunden M. 11.—

Inhaltsverzeichnis:

1. Leopold Ranke. 2. Zum Gedächtnistage Johann Gutenbergs. 3. Janssens Geschichte des deutschenVolkes. 4. Humanismus und Reformation. 5. Geschichtschreibung und Geschichtsauffassung im Elsaß zur Zeit der Reformation. 6. Dem Andenken Ulrichs von Hutten. 7. Martin Luther. 8. Luthers Lehre von der Obrigkeit. 9. Der Bauernkrieg. 10. Florian Geyer. 11. Philipp Melanchthon. 12. Die geschichtliche Stellung der Deutschen in Böhmen. 13. Gustav Adolf dem Befreier zum Gedächtnis. 14. Nationalität und Religion. 15. Wie entstehen Revolutionen? 16. Die französische Revolution und die Kirche. 17. Die Bedeutung der Seebeherrschung für die Politik Napoleons. 18. Napoleon I. und Preußen. 19. 1848. 20 Bismarcks Religion. 21. Bismarck und Ranke. 22. Otto von Bismarck und Freiherr Karl vom Stein. 23. König Wilhelm und Bismarck iu Gastein 1863. 24. Heinrich von Treitschke. 25. Constantin Rößler. 26. Wilhelm I, 27. Die Tragik in Kaiser Friedrichs Leben. 28. Das russische Problem. 29. Jahrhunders-Ende vor hundert Jahren und jetzt. 30. Ein Blick in das zwanzigste Jahrhundert. 31. Die Stellung der historischen Wissenschaften in der Gegenwart. 32. Rankes biographische Kunst und die Aufgaben des Biographen. 33. Ansprache an die Berliner Studentenschaft auf ihrem Kommers zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläums Seiner Majestät des Kaisers.

Weltbürgertum und Nationalstaat

Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaates

Von

FRIEDRICH MEINECKE

o. ö. Professor a. d. Universität Freiburg

Zweite, durchgesehene Auflage

515 Seiten 80. Geheftet M, 11.—, in Halbpergament geb. M.12.80

Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.

Vornehmlich nach den preußischen Staatsakten

Von

HEINRICH VON SYBEL

Volksausgabe

Dritte Auflage

7 Bände in Leinwand gebunden mit dem Bildnis des Verfassers und ausführlichem Sachregister M. 25.—. Luxusausgabe auf besonders gutem Papier in 7 eleganten Halblederbänden M. 32.—

(Die Volksausgabe ist inhaltlich übereinstimmend mit der Großoktav-Ausgabe, die seit mehreren Jahren vergriffen ist.)





my lingth



